Friedemann Bach.

Ein Roman

von

A. E. Brachvogel.

Erster Band.

Berlin, 1858.
Verlag von Otto Janke.

Sr. Königlichen Hoheit

Carl Alexander,

Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach

und

Ihrer Königlichen Hoheit

Sophie,

Großherzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach,

geb. Prinzessin der Niederlande,

den erhabenen Freunden der Kunst

in tiefster Ehrfurcht

gewidmet

vom Verfasser.

Als ich zu Weimar in der Fürstengruft stand, inmitten der letzten Reste von Ew. Königlichen Hoheiten erhabenen Vorfahren, vor mir Göthe's und Schillers Sarg, — da habe ich recht geweint; das Herz wollte mir springen. — Als ich, acht Wochen später, Abends von jenem lieben Landhause in Wilhelmsthal schied, — die Sterne spiegelten sich im See und die Schattengeister der riesigen Buchen und Edeltannen umstanden mich und nickten mir leise zu, — da habe ich wieder geweint und diese Thränen des Schmerzes und der Seligkeit sind unvergänglich in meinem Leben!

Was damals mich Alles bewegte, weiß ich nicht, ich fühle es nur unbestimmt nach. Dies dunkle, aber

heiße Gefühl war's, was mich magnetisch antrieb, Ew. Königlichen Hoheiten diese Arbeit anzubieten.

Huldreich haben Höchstdieselben deren Widmung anzunehmen geruht, und mich dadurch erkennen lassen, daß das Fluthen meiner Seele, welches sich mir an jenen gefeiten Stellen bis in's Auge drängte, rein und keine selbstgefällige Libation meiner Eitelkeit war. Denn ich fühlte, daß die Idee, welche mein künstlerisches Wollen entzündet, daß das Unsterbliche in mir, welches besser ist, als ich mit meiner ganzen Arbeit, und das unermüdliche Streben, diese Idee wie ein Gebet durch jedes meiner Tagewerke zu flechten, es allein ist, was Ew. Königlichen Hoheiten achten und ermuntern wollen!

Ich habe meinem Roman nicht die Eigenschaft „historisch" beigelegt, weil ich im Ganzen für schädlich halte, dieselbe einer Dichtung zuzuschreiben. Geschichte und Dichtung verlieren beiderseits dadurch, indem man eine von ihnen nothwendig zur Magd der andern machen muß. Ich berufe mich hierbei auf die Ansichten des Aristoteles und Lessing. Wenn eine Dichtung historisch genannt werden darf, die bei

voller Freiheit der Fabel und Charaktere, von der Idee durchglüht ist, welche der Factor jener Zeit gewesen, die der Autor schildert, wenn ihm alle Charaktere, Begebenheiten und Stimmungen seiner Arbeit nur Objecte sind, in denen er seine Idee praktisch darlegt und ihr lebendiges Wirken in Welt und Menschen zeigt, so hoffe ich Ew. Ew. Königl. Königl. Hoheiten hier eine Arbeit zu übergeben, an der sich das Bestreben, in diesem Sinne historisch zu sein, nicht ganz vermissen läßt.

Königl. Königl. Hoheiten! Es ist schwer und kühn, die leitenden Grundsätze erkennen zu wollen, nach welchen die Vorsehung unser Geschlecht durch alle Trübsal doch den ewigen Siegesweg zum Lichte führt, schwer, dieselben in dem viel verschlungenen Wege der Geschichte überall aufzufinden und nachzuweisen.

Wenn ich es dennoch gewagt, möge der Versuch Verzeihung finden; und habe ich geirrt, so möge mein stetes Bestreben, meine ewige Sehnsucht: die Gottesidee in der Menschheit zu suchen und zu verkünden, mir zur Rechtfertigung dienen.

Mit diesem letzten Segenswunsche lege ich Ew.

Ew. Königl. Königl. Hoheiten meinen armen Friedemann an's Herz.

Möge er dort wärmer schlafen und nicht ganz so vergessen, wie die trübe Asche seines Urbilds auf dem verfallenen Kirchhofe zu Berlin!

An den Leser.

Als ich mir vor etwa drei Jahren vornahm, den Individualismus, oder schlechthin gesagt die Selbstsucht als Repräsentanten einer tragischen Zeit in dramatischer Form darzustellen, lagen mir zwei Stoffe zur Wahl vor: der „Neffe Rameau's" von Diderot, und „Friedemann Bach." Ich zog den Ersteren vor, weil er dramatischer war, und so entstand „Narziß". Je weniger Friedemann Bach, seines überwiegend lyrischen Gehalts wegen, für ein Drama geschickt ist, um so geeigneter erscheint er mir für die moderne Form des Epos, den Roman. — Dennoch hätte ich mich, obwohl durch den Stoff verlockt, kaum von selbst bewogen gefunden, in ein neues, mir noch ganz fremdes Gebiet der Litteratur zu treten, wenn nicht eine plötzliche Aufforderung von außen meinen heimlichen Wünschen sehr gelegen gekommen wäre.

Unter vielem schätzenswerthen Material, traditionellem wie gedrucktem, welches ich stets bemüht gewesen, entsprechenden Orts anzuführen, muß ich besonders desjenigen erwähnen, welches mir durch die liebenswürdige Bereitwilligkeit und die edle Theilnahme des Herrn Professor S. W. Dehn, Bibliothekars

der musikalischen Abtheilung der Königlichen Bibliothek zu Berlin, dargeboten worden ist.

Vor Allem dürfte sich Herr Professor Dehn den Dank der Verehrer des großen Sebastian Bach dadurch verdienen, daß er mir verstattet hat, das schönste der beiden einzigen Lieder, die der todte Meister componirt, und welche weder vom Publikum, noch von seinen zeitgenössischen Biographen gekannt sind, in der Beilage zum dritten Bande meines Romans zu veröffentlichen. Ich verdanke diesem reizenden Liede, was Stimmung anbelangt, unendlich viel, daher ließ ich es so oft in meiner Arbeit wiederklingen, verwebte es in sie, und legte ihm ein tragisches Wehe bei, welches es hoffentlich in Wahrheit nicht besessen hat.

Vor dem etwaigen Vorwurf, daß ich im „Friedemann Bach" einen zweiten Narziß schreiben wollte, hoffe ich mich einigermaßen durch die Bemerkung zu schützen, daß, wenn auch die Charaktere des Friedemann und Rameau viel Aehnlichkeit haben mögen, ich im Narziß zu schildern versucht, wie ein solcher Charakter ist, im Friedemann Bach dagegen mir die Aufgabe stellte, zu zeigen, wie Jeder von uns unter ähnlichen Verhältnissen ein ähnlicher Charakter werden kann.

In wieweit mir dies gelungen, entscheide der freundliche Leser!

Berlin, 1. Juli 1857.

Der Verfasser.

Es hat wohl selten einen Abschnitt der Geschichte gegeben, der mehr dem Verhängniß verspottet, dem Geschick verlacht zu werden, anheimgefallen wäre, als das vorige Jahrhundert mit seinen Zöpfen und Schminkpfläſterchen, seiner in Brokat und Spitzen gehüllten Grandezza, seinen frivolen Anekdötchen und süß schlüpfrigen Schäferspielen, seiner gepuderten Parodie der Antike, seiner hausbackenen Gelahrtheit und equivoken Doctrin. Welcher andere Zeitabschnitt hätte sich eines besonderen Namens zu rühmen, wie der vergangene, eines Namens, bei dem man unwillkührlich lächeln muß? — Rococco, Madame la comtesse Rococco! — Giebt es etwas Komischeres? — —

Wir haben uns von Jugend auf daran gewöhnt dies Jahrhundert zu bewitzeln, fast zu bemitleiden, es war lange Zeit Styl, in ihm einen Tempel aller Narrheit und Verschrobenheit zu sehen, weil man das wunderliche Kleid dieser Zeit für ihren einzigen Inhalt, ihre Schale für den Kern genommen. — Seit etwa zehn Jahren, nachdem auch die Romantik fadenscheinig zu werden begann, die Antike aber eine gar zu zerbrechliche Waare in unsren Händen wurde, und doch irgend ein Stück Vergangenheit wieder Mode werden mußte in der beaumonde, näherte man sich der Frau Rococco, und war höchlich erstaunt und ausnehmend entzückt, zu finden, daß sie doch eine höchst respectable Person sei, mit der sich umgehen lasse. —

Sie ist mehr als das, die Frau Rococco! — Sie ist eine Riesin, die wir so lange anstaunen werden, bis wir, nicht nur zu ihrer Höhe gewachsen sind, sondern sie überflügelt haben. Das achtzehnte Jahrhundert ist eine Sphynx der Weltgeschichte, entsprungen halb aus der Antike, halb aus der Romantik, und doch keins von Beiden. Ihr sinnender großer Blick weissagt uns eine neue Zeit und zugleich deren Fall; auf ihrer Stirn lagern Cassandragedanken. Ueppig in Wollustschauern hebt und senkt sich ihr nackter duftender Busen, als

wenn er die ganze Welt einlüde zu kommen, zu trinken und zu versinken in den helllohenden Flammen des Sensualismus, und fertig zum Griff, zur Zerstörung sind ihre allezeit geschärften Klauen. Halb Contemplation halb Kampf, halb Mystik halb Materialismus, halb Jungfrau halb Löwe, und nichts ganz — das ist das achtzehnte Jahrhundert. — Wenn wir unsren Blick hineinversenken, ist's, als beschritten wir ein riesiges Zeughaus angefangener Ideen, als ständen wir auf dem Werfte, wo die Arche gezimmert ward, die die Menschheit aus der Sündfluth tragen sollte, die Arche, die auf hohem Meer zerbrochen ist, und deren gigantische Trümmer, deren köstliche Ladung, deren stolze Wimpel und Leichen, zerzaust von den Wogen der Zeit, uns umgaukeln, und die wir lange genug bespöttelt und belacht haben, bespöttelt und belacht mit dem Rechte, mit welchem ein toller, übermüthiger Knabe das gebrechliche Alter: „Kahlkopf" anschreit. — Mit Verehrung, Liebe und Nachsicht sollen und wollen wir die alte Mutter Rococco ansehn und bedenken, daß sie uns an ihren Brüsten groß gesogen, daß sie die Quelle fast aller unsrer Gedanken und Anschauungen ist, und wir nichts wären ohne sie. Ihre besten Gefühle, ihre reichsten Wahrheiten, das, was ihr unsterblich Theil ist, hat sie uns

als Erbtheil gegeben, da sie in die Grube sank, und wir können uns selber nimmer verstehen, wenn wir nicht unsre Mutter verstanden haben. —

Mit Verehrung, Liebe und Nachsicht ergreife ich die Feder, um ein Gedicht, ein tragisches Gedicht dieser unsrer Mutter zu entwerfen, das, weit entfernt umfassend zu sein, in engem Raum, in kleinem Rahmen die Idee dieser Zeit in einzelnen Individuen verkörpern und ihr vielleicht neue Freunde zu den alten erwerben soll. Dies Gedicht gilt den Manen eines eben so unglücklichen wie ungewöhnlichen Menschen, der an seinem eignen Character sich zerschellte, gilt zugleich den Manen einer Familie, der die Welt so Herrliches verdankt, den Manen eines Mannes, dessen Melodien unser Herz dehnen im Gotteshause und uns zwingen, das Knie zu beugen vor einem solchen Genius, wenn er auch sonst wie seine ganze Zeit — Rococco war. — Auch wir werden einst Rococco! — Morituri te salutant Caesar! — Wir alle sind Gladiatoren auf der Arena dieser Erde, und die Geschichte verzeichnet das Kampfspiel! — — —

I.

Von Weimar nach Dresden.

Wer von Halle kommend, mit pfeilgeschwindem Dampfroß den nördlichen Theil des lieben Thüringens betritt und das helle regsame Weimar grüßt, hat kaum einen Begriff von der Stille und Abgeschlossenheit, in dem das Bethlehem deutscher Poesie zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lag. Die wenigen Wege, die in die träumerische, von duftenden Matten durchzogene Thalmulde führten, waren kläglich, und wenn unser aufkeimendes Geschlecht eine Fahrt nach Paris, London oder gar Amerika für eine halbe Bagatelle hält, so war doch damals eine Reise von einigen Tagen ein gar bedenkliches Ding, das sehr lange erwogen und ohne die äußerste peinlichste Vorsicht und Vorbereitung kaum unternommen wurde, von den unverhältnißmäßigen Kosten gar nicht zu reden.

In jenen Zeiten der idyllischen Selbstgenügsamkeit waren auch die geistigen Verkehrsmittel, das Zusammenströmen, Verschmelzen und Ausdehnen der Ideen durch Wort und Schrift noch höchst lückenhaft, und Frau Fama, sie mochte nun ihren Mund mit Honig oder Wermuth füllen, mußte fein langsam reiten von Stadt zu Stadt, von Station zu Station, und durfte froh sein, wenn sie nur noch überall Station fand. Daher kam es, daß einer ein sehr großer Mann sein konnte und doch weniger gekannt war, als heut zu Tage ein Schneider, der seine Waare in jeder Zeitungsnummer lobpreisen darf. — — —

Auch Weimar barg zu jener Zeit einen solchen Schatz, einen Künstler, dessen ewig junge Schöpfungen schon damals wie heut bewundert, aber schon damals wie heut von den Wenigsten gewürdigt und begriffen, von der Masse aber ignorirt wurden. — Hier und da kannten ihn wohl Einige — die Besten seiner Zeit, — und flochten ihm den Lorbeer, doch kein Zeitungsartikel erhob sein Verdienst. Auch die große erhabene Kunst der Reklame, durch die so mancher Heros unsrer Tage den gradus sich erwirbt, sie sollte noch geboren werden, geboren in der Chorführerin aller Arroganz, Paris,

von ihrem geliebtesten Sohne Voltaire*). — Wäre sie aber auch schon erfunden gewesen, der schlichte Meister im engen Häuschen zu Weimar, dort bei der Kirche, der hätte sich ihrer geschämt.

Bei alledem blieb jedoch Frau Fama immer das resolute unermüdlich schwatzhafte Weib, das sie schon in dem heiligen alten Rom war, und wenn sie auch langsam genug vorwärts kam, hatte sie doch in jeder guten Stadt, jedem Nest einen Winkel, eine Art Correspondenzbureau, wo sie ihre Musterkarte auslegen konnte. Und daß man damals neugierig, ja zehnfach neugieriger war, als heute, lag in der größeren Abgeschlossenheit. Denn Abgeschlossenheit und Langeweile, Langeweile und Neugier sind die Laren kleiner Städte; damals aber gab's außer London und Paris fast nur Kleinstädterei auf Erden, — in jenen Metropolen war man natürlich nie neugierig! — — —

An einem reizenden Sommermorgen des Jahres 1717 kam nun besagte Frau Fama plötzlich auf schweißbedecktem Gaule in Gestalt eines Reiters die sogenannte große Straße, die von Sachsen herauf über Weimar nach Eisenach führte, einhergesprengt. Die Schöße seines

*) Lessings Dramaturgie bei Gelegenheit der Voltairischen Merope und der des Maffei.

zeisiggelben Rockes, der Busch seines ungeheuren baret- artigen Hutes fegten die Luft, und die unförmlichen Reiterstiefel kasteieten die Flanken seines Pferdes. Mit dem weißen Stabe, dem silbernen Wappen auf der Brust und dem Federmeer auf dem Haupte mußte man ihn für einen Herold halten, und wiewohl diese Gattung sehr werther deutscher Reichswürdenträger mit dem dreißigjährigen Kriege schlafen gegangen, schien er doch, seinem heutigen Aussehn nach, ein Glied dieser alten Gilde zu repräsentiren.

Es war ein Courier des Churfürsten von Sachsen, August des Starken, an den Organisten Johann Sebastian Bach, der zum Staunen der guten Weimaraner vor jenem gebrechlichen, von einem Gärtchen umschlossenen Hause abstieg, auf dessen Stelle später das Haus erbaut wurde, in dem Herder gelebt nnd gedichtet hat*).

Mit der behaglichen Würde eines Mannes, der sich einer wichtigen aber gewohnten Pflicht entledigt, schwang sich der Bote von seinem erschöpften Thier, band es bedächtig an, und nachdem er einen Moment seine dampfenden Weichen betrachtet, trat er in das Gärtchen.

---

*) Nach persönlicher Erkundigung an Ort und Stelle.

Alles war still, nur eine Löhnerin begoß die Beete, und in einer Geisblattlaube, die dicht am Eingange des Hauses stand, saß ein dreizehnjähriger Knabe und schrieb emsig auf einer Schiefertafel. Seine Arbeit schien ihn so ganz in Anspruch zu nehmen, daß sein graues Auge sich nicht vor dem Nahenden erhob. Auf der hohen Stirn, die fast zu breit und ausgebildet erschien für die dreizehn Sommer des Kleinen, perlte der Schweiß, der Schweiß der Arbeit, wie er nur dem rastlos Strebenden eigen zu sein pflegt. — Es lag etwas Eigenes in dem Buben, er war geistig frühreif. An jeglicher Bewegung, der Klarheit seines Auges, der straffen Haltung seines Körpers sah man, daß er sich schon jetzt seines Zweckes bewußt war, daß ihm der Gedanke, was er wohl wolle und könne, keine Scrupel mehr machte. In diesem dreizehnjährigen Buben hatte sich die qualvolle Arbeit der Jünglingsjahre, das Feststellen seines Lebensziels bereits abgethan. Dieser sinnige Ernst, diese gedankenvolle, gewissermaßen eigensinnige Ueberzeugung seines Selbst, die in der pedantischen Plastik seines Kopfes lag, welcher auf dem schwächlichen Körper eines Kindes ruhte, verlieh ihm etwas Groteskkomisches, eine Art dünkelhafter Pathetik, in welcher der weltkluge Beobachter den Keim zum tragischen Weh eines ganzen

großen unbefriedigten Strebens und Lebens voraussehen mochte.

Zweifelsohne lag diese Beobachtung dem churfürstlichen Sendling fern; denn, ungeduldig über die achtungslose Stille, fragte er: „Junge gehörst Du in's Haus?“ —

Langsam erhob der Knabe das Haupt, legte den Stift auf die Tafel und fragte: „Was will Er?“ —

„Das geht Dich nichts an, dummer Junge! Ich will wissen, ob hier der Concertmeister Sebastian Bach wohnt.“ —

„Das ist mein Vater, also geht mich das wohl an, weiß Er? Er kann jetztund ohnedem nicht mit ihm reden, er componirt.“ —

„Das geht mich nichts an?“ und ungesäumt schickte der Würdenträger sich an, die steinernen Stufen zu ersteigen und wollte eben die Thür öffnen, als der Kleine mit beiden Händen die Klinke erfaßte, sie in die Höhe drückte und den Mann so drohend ansah, daß er, verblüfft über diese Keckheit, einen Schritt zurücktrat.

„Weiß Er, was Componiren ist? — Das ist eine heilige Arbeit, so erhaben, wie wenn der Pfarrer sein göttlich Amt verrichtet; und so wie Er den Pfarrer nicht stören darf in der Predigt, darf Er auch meinen Vater

nicht stören. Er mag wollen was Er will, Er muß warten bis der Vater vom Schreibtisch aufsteht!" —

„Hm! — Was das für eine Wirthschaft ist! — Sendet mich der Herr Volumier her im Auftrage des allerdurchlauchtigsten Churfürsten, soll den Brief abgeben und Antwort bringen, und muß hier wie ein Maulaffe an der Thür stehen, die mir so ein Bengel vor der Nase zuhält!" —

„Haltet einmal, Mann!" sagte der Knabe. „Wenn Ihr einen Brief von Meister Volumier an meinen Vater bringt, so gebet ihn her. Ich warte an der Thür bis er fertig ist, dann soll er ihn gleich lesen. Gehet nur ruhig indeß Eures Weges, in einer Stunde habet Ihr Antwort. Ein Trinkgeld krieget Ihr auch, gebt nur her." —

Der Courier, auf den die letzte Bemerkung, trotz des Bewußtseins seiner Würde, Eindruck zu machen schien, und der auch überlegte, der Bach müsse doch eine vornehme Person sein, da er, der sonst nur an Gesandte und Fürsten geschickt werde, an ihn eine Sendung habe, da ihm überdies das sichere Wesen des Kleinen und das Wort Componiren, so wie der Vergleich mit dem Prediger Achtung einflößen mochte, zog langsam den Brief aus der breiten ledernen Tasche, die

das chursächsische Wappen trug. Während er dem Knaben das Schreiben gab, sagte er nicht ohne Aengstlichkeit: „Du scheinst mir ein vernünftiger Junge zu sein, — da ist's. — Daß Du's aber auch ja gleich abgiebst! So Du's verlierst, kriegst Du so viel Hiebe, daß Du Dein Lebelang genug hast. In einer Stunde komm' ich nach der Antwort!" — Somit entfernte er sich und bemerkte den verwunderten Blick des Knaben nicht, der das Wort „Prügel" ebensowenig als den Verdacht, er könne den Brief seinem Vater nicht abgeben, zu begreifen schien.

Der Kleine betrat das Haus, eilte durch den engen Flur in die Küche und hielt den Brief einer stattlichen Frau in mittleren Jahren, von vollen, mit Gesundheit gesättigten Formen, entgegen, die augenscheinlich beschäftigt war, der Dienstmagd beim Kochen zur Hand zu gehen.

„Liebe Mutter, da ist ein Brief von Herrn Volumier aus Dresden, ein Bote vom Hofe hat ihn gebracht. Ich hab' ihn auf eine Stunde wieder bestellt, da soll er sich Antwort holen und ein Trinkgeld." —

Die Gattin Bachs*), denn das war sie, wischte

*) Bachs erste Gattin war die jüngste Tochter seines Onkels, Johann Michael Bach, Organisten und Stadtschreibers im Amte Gehren in Thüringen.

die Hände sorgfältig an der Schürze ab und besah den fünfmal gesiegelten Brief nicht ohne Neugier. „Das mag was Wichtiges sein, Friede! — Trag' ihn 'nauf, und wann der Vater aufhört, sieh daß er ihn gleich liest, und sag' mir's.“ —

Der Knabe nickte zustimmend, nahm das Schreiben wieder, schlich auf den Zehen die ziemlich schmale Treppe, welche nach dem Dachstübchen führte, hinauf, und faßte an einer kleinen Thür Posto, hinter der für ihn der Inbegriff alles Schönen und Edlen, alles Glückes auf Erden verborgen lag; denn hinter dieser Thür saß lautlos am Pulte sein Vater, der große Bach, und schrieb an einer Motette.

Es liegt ein so unendlicher Reiz in Allem, was einen großen Mann umgiebt, daß die geringfügigsten Dinge eine Belebung, Vermenschlichung und Weihe in den Augen seiner Bewunderer empfangen, Dinge, die an und für sich kein Interesse erlangen würden, und schwerlich dem Besitzer selbst sehr erheblich gewesen sind. Man macht sich überhaupt von der Art, wie ein großer Künstler lebt, so eigenthümliche besondere Begriffe, daß man meint, Jegliches um ihn müsse in Beziehung zu dem Geist seiner Arbeiten gestanden haben, und daß er sich auch äußerlich eine Art idealer Welt geschaffen

habe, die seiner Ideewelt entspräche. Nichts ist falscher als das. Es ist allerdings wahr, daß jeder Denker, jeder Schöpfer eines bedeutenden Werkes seinen Stimmungen unterworfen ist, daß er, ohne zu seiner speciellen Arbeit gestimmt zu sein, nicht arbeiten kann. Es ist ferner wahr, daß die Stimmung, besonders beim Künstler, sehr oft von äußeren Einflüssen, Lust und Unlust, Freude oder Schmerz, und von der Art abhängig ist, in der sich die Außenwelt ihm bietet. Aber man vergißt andererseits, daß sich die Außenwelt, sie sei wie sie wolle, dem Künstler eben meist ganz anders giebt, daß sein inneres und äußeres Auge, also das Mittel, durch das er wahrnimmt, wesentlich ein anderes ist, als das unsere. Daher finden wir uns oft enttäuscht, wenn wir mit Localitäten oder Dingen in Berührung kommen, die einst auf den todten Meister Bezug gehabt, und sind überrascht und enttäuscht, etwas zu sehen, was im Grunde höchst prosaisch ist. Natürlich, das Leben, das der Künstler lebt, die Dinge, die ihn umgeben, sind höchst prosaisch, weil sie höchst menschlich und natürlich sind, weil wir dem Allen bei Hans und Kunz und manchem flachen Gesellen, ja bei uns selbst schon genügend begegnet sind, nur daß eben der Künstler diese prosaische Wirklichkeit in einer Weise erlebte, wie wir sie nimmer erleben

können, daß er aus ihr ein Elixir, einen Wunderbalsam für alle Schmerzen gezogen, dessen Wohlthat wir nie oder doch nur selten genießen. Nur selten, — ach, und um so seltener, je weniger unzerstörbare Güter wir dem Leben abgewinnen, je enger unser Sehkreis, je flacher unsre Bildung, je ungeregelter unser Regiment über uns selbst ist! — — —

Eine markige Gestalt in den dreißiger Jahren, die im alten baumwollenen oft geflickten Schlafrock im engen Dachstübchen sitzt, durch dessen offnes Fenster der fröhliche Morgenstrahl auf die Arbeit fällt, und von Büchern und Noten umgeben ernst und still arbeitet, daß ist doch gewiß nichts Merkwürdiges. — — Die Ruhe wird von nichts unterbrochen, nur ein plötzlich aufjauchzender Finkenschlag ist's, der jetzt aus dem Wipfel der Linde herübertönt. Und den muß Sebastian grade gut brauchen können; denn lächelnd hebt er sein Haupt, über seine ernsten stillen Mienen flattert's wie ein Jubel und eine Rührung, seine Lippen öffnen und schließen sich, als wenn er eben seinem Gotte inwendig eine Antwort gegeben hätte, und dann schreibt er und schreibt, und die Noten wallen und wogen und thürmen sich auf, flattern zusammen und umschlingen sich, und eine Stimme hebt sich nach der andern und wiederholt den Sang

und braust und schwillt im Chor und dehnt sich aus zu den Wolken in einem riesigen, seligen Hallelujah — und die Motette ist — fertig? Nein. Noch ein Dutzend Tacte hat er — aber er hält ein. Wie der Wagenlenker bei den olympischen Spielen fällt er seiner Begeisterung in den Zügel, denn über die Wonne des Vollendens geht die Vaterfreude. — Bach weiß, sein Aeltester steht wieder an der Thür, sein Friedemann, der ihm mehr werth als alle Motetten der Welt. — Der Friedemann, der dreizehnjährige Junge, soll die Composition fertig machen. — Sebastian Bach sieht lächelnd nach der Thür und hustet, und herein schlüpft ehrfurchtsvoll der Knabe, in der Hand den Brief. — „Bist Du wohl fertig, lieber Vater?“ —

„Nein, Friedemann. Aber setz' Dich her, löse die Fuge auf und mach' den Schluß.“ —

Glühende Röthe schoß über die Stirn und Wangen Friedemanns, seine Augen flossen über von Thränen, und indem er zitternd die Feder nahm, küßte er die gütige Hand des Vaters. — Da fiel der Brief auf die Erde. —

„Was hast Du da, Friedemann?“ —

„Herr Volumier hat den Brief mit einem churfürstlichen Boten geschickt. In einer Weile will er Antwort,“

sagte hastig der Knabe, hob rasch den Brief auf, reichte ihn dem Vater und eilte mit flatternder Hast an seine Arbeit.

„Ach, die Mutter wollte, ich sollt's ihr sagen, wann Du aufhörtest," sagte der Knabe und erhob sich noch einmal.

„Laß nur, ich werd' die Mutter selber rufen," und die Thür öffnend rief Sebastian: „Frau, komm doch herauf!"

Während der Knabe wie vererzt an der Arbeit saß und Sebastian Bach das Schreiben eröffnet hatte und durchlas, war Dorothea Bach rasch eingetreten, und auf des Gatten Schulter gelehnt, sah sie in den Brief.

„Was will denn der Volumier, Bastian? Der schreibet solche Krillhaken, daß man kein Wort erkennen kann. — Was giebt's denn Neues in Dresden?" —

„Ei hör' nur zu, sagte Bach, ich will's Dir vorlesen:

„Herzlieber Meister Sebastian!

„Vor allen Dingen schönsten Gruß von mir nnd „meiner Frau. Gesund sind wir Alle, und was die „Neuigkeiten bei uns anlangt, so giebt's Witze hier

„genug und Anekdoten, die in die „Ana"*) kommen
„müßten, man darf sie halt nur nicht so auf's weiße
„Papier setzen. Aber in Dresden bei einem Gläslein
„Punsch, wo wir allein sind — ?! — Kurz und gut,
„damit Ihr wisset, warum ich Euch einen Expressen
„schicke, höret folgende Geschichte.

„Der Franzose Marchand ist nach Dresden ge-
„kommen, hat sich hinter die Dehnhof gesteckt und
„ihr die Schürze gestrichen, und so ist er zu einem
„Concert bei Hofe gekommen. Es ist richtig, der
„Kerl hat Schmalz in den Fingern, er aplizirt die
„Sätze ganz meisterhaft und hat so einen weichen
„Druck der Klaves beim Adagio und macht das
„Crescendo verzweifelt gut, — aber, hol' mich Der
„oder Jener, Ihr macht's auch so. — Von denen
„Sachen aber, die er spielt, laßt mich nur ja still
„sein. Da ist kein Salz und Schmalz drin, seine
„Gedanken sind flach und leer und ohne Kraft. So
„ein altes süßes Genudel und Gedudel wie Couperin
„aufgebracht hat — wißt Ihr**)? Aber die Schürzen

---

*) „Ana" nannte man damals die Anekdotensammlungen bedeutender Männer. So hatte man eine Voltairiana, Holbachiana ꝛc.

**) Couperin, siehe Joh. Seb. Bachs Leben von J. H. Forkel. S. 7 u. 8.

„bei Hofe finden es schön und, — staunt nur, der „Allerdurchlauchtigste hat sich breit schlagen lassen, „und bietet dem Kerl eine Unsumme, er soll nur „bleiben als Hofkomponist und weiß nicht was. — „Daß uns Dresdner Musiker das ärgert, könnt Ihr „Euch denken. Die Allergnädigste Frau sieht auch „scheel dazu, und wo sie den Schürzen eins aufflicken „kann, freut sie sich herzlich. Da hab' ich denn ein „paar Worte von Euch wiederum fallen lassen, und „das kam ihr gerade gelegen. So hat sie nun neu„lich den Marchand bei Tafel vor dem Serenissimus „schlecht gemacht und gesagt, Ihr könntet viel mehr „als der Franzos. Darüber hat sich ein Streit er„hoben; der Allerdurchlauchtigste ließ mich rufen und „fragte mich um meine Meinung. Ich sagte, ich „wollte beweisen, daß, wenn Marchand mit Euch eine „Art musikalischen Zweikampf machte, der Franzose „den Spieß wegschmeißen müßte. So soll ich Euch „denn hierdurch im Namen des Allerdurchlauchtigsten „einladen, auf eine Woche nach Dresden zu kommen „und mit dem Marchand in die Wette zu spielen. „Sperret Euch nur nicht und kommt, man kann nicht „wissen, was es für Folgen hat.

„Grüßet Eure Frau Liebste schön, und sie soll

„nur kein' Geschicht' machen und Euch reisen lassen.
„Nun bin ich mit meinem Auftrag fertig und ver=
„spar' alles Andre auf's Mündliche.

„Also günstige Antwort.

„Gott segne Euch und die Euren, das wünscht
„Euer alter
„Volumier."

Es entstand eine Pause, während der nur die leise Bewegung der Feder Friedemanns hörbar war.

„Das ist eine schöne Geschichte!" sagte die Bachin. „Sollst so mir nichts dir nichts reisen? Und bis nach Dresden? — Mein Gott, wer soll denn so rasch Alles herrichten?" —

„Ja, — aber hin werd' ich wohl müssen, Schatz; sonst denken sie, ich hab' Angst vor dem Parlewu. — Das geht doch nicht!" —

„Ja freilich, freilich! Das seh' ich ein. Aber ich seh' auch ein, daß Volumier den Marchand los sein will, nnd da ist der ehrliche Bach gut genug dazu, wenn die Dummköpfe nicht können. Wenn aber Einer für Dich was thun soll, damit Du nach Dresden kämst und eine Stelle beim Churfürsten kriegtest, da ist kein Mensch zu Hause." —

„Hahahaha," lachte Bach. „Natürlich! Das wäre

auch zu viel verlangt. Sieh Frau, beim Handwerk hört die Freundschaft auf. — Sie werden sich doch nicht den Marchand vom Halse schaffen, damit ihnen der Bach das Spiel verdirbt! — Was schadt's denn auch? Ob ich in Dresden sitz' oder hier; kann ich denn da mehr werden als wie der Sebastian Bach? — Na, willst Du mit?" —

„I, wo denkst Du hin! Ich bleib' bei den Kindern, und," setzte sie leiser hinzu, „Du weißt, ich muß mich jetzt mit dem Fahren in Obacht nehmen. Nimm Dir nur den Friedemann mit, Du machst dem Jungen eine Freude und bist nicht allein. Abends sprechen wir weiter. Ich muß gleich dazu thun, daß Du reisen kannst." —

Damit eilte die Bachin hinab, und an dem folgenden Geräusch im Hause konnte man erkennen, daß die Reisevorbereitungen bereits im Gange waren.

Vater und Sohn blieben allein. Sebastian Bach betrachtete mit innerer Genugthuung den Knaben, der mit fliegenden Pulsen die letzte Note hinschrieb, dann einen langen Blick auf die Arbeit warf, die Hand noch einmal zuckend nach der Feder streckte, aber rasch den Vater anschauend, aufstand.

Lächelnd trat der Vater an's Pult. „Du wolltest

wohl was ändern? — Man muß nie gleich nach der Arbeit verbessern. Was steht, das steht." — Damit setzte er sich an's Pult und prüfte die Arbeit. — „Was hast Du denn ändern wollen?" fragte der Vater plötzlich.

„Ich dachte, das wäre eine schlechte Ausweichung, es müßte halt einen bessern Uebergang geben." —

„Ich weiß keinen, der besser paßt. — Du siehst also, daß man in der ersten Hitze nicht gleich drauf los streichen muß. Wie ich so alt war, wie Du, habe ich mir auch immer Fehler hinein verbessert. — Na, ich bin aber zufrieden. Der Schluß ist im Sinne des Uebrigen geschrieben. Du wirst ein braver Musiker werden, wenn Du so fortmachst, Friedemann." Und er zog den seligen Knaben auf seinen Schoß, und Friedemann, seine Arme um den Hals des Vaters schlingend, preßte sein glühendes Gesicht an dessen Brust.

„Na, laß es jetzt nur gut sein," sagte Bach hastig nach einer Weile, „ich muß auf eine Woche nach Dresden an den Hof zu Meister Volumier; die Mutter kann nicht mit wegen den Geschwistern, da sollst Du mich begleiten."

Lauter Jubel war Friedemanns Antwort. Was Wunder, daß sich in seiner Seele von den Meistern

in Dresden, von der Hofkapelle, der Kammermusik und der glänzenden Oper, die damals Churfürst August hielt, Vorstellungen gebildet hatten, vor denen die Mährchen aus Tausend und einer Nacht erbleichen mußten.

Dies wußte der alte Bach sehr wohl, und den Knaben mit einigen leichten Aufträgen fortschickend, überließ er ihn sich selbst und seinen phantastischen Träumen. — — —

Das Tournier zwischen französischer und deutscher Tonkunst war angenommen, und einige Tage später verließ Sebastian Bach mit Friedemann das stille Weimar. Einen letzten Gruß noch ehe das heimische Dach ihren Blicken entschwindet, senden Gatte und Sohn der daheimbleibenden Bachin zu, die, das jüngste ihrer Kinder, Bernhard, auf dem Arme, genug zu thun hat, den wilden Christoph zurück zu halten, während der dreijährige Emanuel laut weinend dem Vater nachschreit, weil er meint, der komme nicht wieder. — — —

Die Einfachheit und Ruhe, die fast nie gestörte Gleichförmigkeit einer kleinen Stadt wie Weimar, eines Hauses wie des Bach'schen, bildete den schreiendsten Gegensatz zu dem wirren Treiben der Residenz Dresden, zu dem vielfarbigen Wechsel der Begebenheiten am Hofe Churfürst August des Starken. —

Weimar hatte sich während der letzten dreißig Jahre wenig verändert, und Hof wie Stadt lebten in einem patriarchalischen Gleichmaß der Tage. Weder Staatsaffairen noch Scandalosa, weder üppige Pracht noch drohende Wetter der Zukunft hatten die Bewohner dieses Ländchens beunruhigt. Weimarisch Thüringen war einfältig, genügsam und anspruchslos, Elend und Mangel waren aber auch noch fremde Gäste in diesen friedlichen Thälern; man war aber zufrieden und glücklich in Genügsamkeit. In Dresden und Sachsen aber hatten die letzten dreißig Jahre tiefe Spuren ihres Daseins hinterlassen, und wenn Weimar einem einfach ehrlichen und genügsam thätigen Landmanne glich, so war Dresden der üppige, arbeitsscheue Abenteurer, der hirnlose Schuldenmacher, der, ohne eigene Kraft, ohne Mittel, durch Aufwand den Credit erkaufte, um größeren Aufwand zu machen. —

Ludwig XIV., von seiner Zeit der Große genannt, hatte die blendende Menuet dieses Jahrhunderts eröffnet, jenen großen Pfauentanz, welchen der aus dem Mittelalter siegreich hervorgegangene Subjektivismus durch die Erde tanzte, in den nach und nach mit immer hastigern Wirbeln nicht nur Frankreich, sondern die ganze Welt hineingerissen wurde, und worin dieselbe sich so lange drehen

wird, bis sie in eine Sündfluth sinkt, aus der sich die Menschheit in neuen Formen, in neuer Schöne erheben mag, wann erst die letzten Wasser sich verlaufen haben. — „L'état c'est moi!“ Das war die Formel, der Lehrsatz, die Devise, die Ludwig auf das Banner der Zeit, den Kampfschild der Ausschließlichkeit geschrieben, das war die eherne Waffe, mit der die individualistisch gewordene Autorität Alles bekämpfte, was ihr vom Mittelalter her noch im Wege lag. Ludwig XIV. war der Heinrich Heine unter den Königen. — Unter ihm begannen jene Centralisationsmaximen, die Paris auf Kosten Frankreichs, Frankreich auf Kosten Europa's groß gemacht, und die Europa auf Kosten der ganzen übrigen Erde zum „la terre c'est moi“ machen muß. In diesem Fürsten sahen alle Höfe, selbst die feindlichen, ihr Ideal, und der nie geahnte Glanz, den er um sich zu verbreiten wußte, war zu verführerisch, um nicht in Wien, Dresden und Petersburg begierig nachgeahmt zu werden. Es lag im ganzen Prinzip dieser Art von Regierung, gegen das eigentliche moralische Wesen der Herrschaft sich ignorant zu erweisen, von königlichen Pflichten nichts zu wissen, in allen den Dingen fördernd und bildend zu wirken, die zum individuellen Bedürfniß und Gelüst des Herrschers dienen, hingegen Allem mit

eisernem Drucke entgegen zu treten, was eben diesen persönlichen Bedürfnissen widerstreben mochte. In jene Zeit fällt die Ausbildung des Militairwesens als eines Mittels zur Befestigung der Allmacht und Ausdehnung Frankreichs; denn der Individualismus ist unersättlich. Schon seit dem Westphälischen Frieden schien durch Richelieu der Plan zu Europa's Unterjochung gelegt, und Mazarin war ganz der geeignete Mann, um den Traum Ludwig XIV. „la France c'est l'univers“ zur Wahrheit zu machen. In jene Zeit fällt der ausgesuchte Glanz und die Ermunterung der Industrie, soweit sie eben Luxus schuf, fiel das Ausbeuten und Großsäugen der Künste zum Nutzen der Höfe — der Künste, die im Mittelalter wesentlich dem Dienste der Kirche geweiht waren. Aber das irdische Königthum hatte eben schon das himmlische äußerlich besiegt, und langsam schritt die bedrängte Theologie dem Grabe entgegen, das ihr die Philosophie geschäftig zu bereiten suchte. —

Alle Leidenschaften, alle Laster und Tugenden hatten den Stempel des Ausschließlichen, waren privilegirt von oben her, und wenn auch die Masse des Volks damals noch langsamer und zäher im Begreifen der Prinzipien der Zeit war als die Höfe, so ist der Egoismus ein zu leicht erweckbares Ding in des Menschen Brust, als

daß das anhaltende Beispiel, das die Autorität zu ihrem eigenen Verderben gab, nicht hätte zur Drachensaat werden müssen, aus welcher langsam die mit Logik geharnischte Skepsis stieg und durch die Massen drang, bis sie in unsren Tagen Lebensäther und Praxis der Nationen geworden.

Unter allen gekrönten Nacheiferern des großen Ludwig war aber keiner bedeutender und konsequenter, besonders was die brillante luxurirende Seite anbetraf, als Churfürst August der Starke von Sachsen, König von Polen. Nächst Paris galt Dresden für den elegantesten Hof, und Alles, was nach französischer Schablone zugestutzt war, wurde gangbare Münze im Herzen Deutschlands. Jene Gallomanie, die mit klingendem Spiele in unsere Heimath einzog, und deren allzu bereitwilliger Diener gewesen zu sein, der einzige Fehler genannt werden darf, welcher dem großen Friedrich zur Last gelegt werden kann, jene Gallomanie Deutschlands legte den Grund zu der hirnlosen Ueberhebung der Franzosen über alle Nationen, zu der Demüthigung und Selbsterniedrigung, die der Germane sich noch heut gefallen läßt, und die erst dann schwinden wird, wenn wir uns selbst besser erkannt haben werden. — August der Starke war ein von der Natur mit allen Geistes-

und Köpergaben reich ausgestatteter Monarch, dessen ganze Charakteranlage, dessen Anschauungen und Neigungen mit dem Geist des vierzehnten Ludwig ungemeine Aehnlichkeit hatte; aber der große Unterschied zwischen Beiden war, was man auch sagen mag, daß August doch ein derbsinnlicheres Naturel hatte, daß seiner ganzen Erziehung das schärfer geistige Element, die tiefere Bildung abging, welche die Jesuiten Ludwig XIV. verliehen hatten. August war ihm mehr in allen äußeren materielleren Beziehungen des Lebens und Herrschens ähnlich. — Der andere gewichtige Grund der Unähnlichkeit Beider lag darin, daß eben Sachsen nicht Frankreich war. Das Bedürfniß des verschwenderischen, heißhungrigen Paris stand zu der Produktions- und Zahlungsfähigkeit Frankreichs in ganz andrem Verhältniß, als das Bedürfniß des Dresdner Hofes zur Opferfähigkeit Sachsens. Ludwig konnte Alles, was er wollte, er war um die Mittel kaum verlegen, mit denen er etwas erreichen mochte, und die Größe seines Landes, das ihm eine fast tausendjährige Geschichte zum Sockel seiner Thaten geben konnte, imponirte der Welt weit mehr, als das winzige Sachsen, dessen Existenz im Vergleich zu jenem Lande von gestern war. August wollte viel und konnte im Ganzen doch wenig, und da

er, von Eitelkeit und Stolz geblendet, nur das äußere glänzende Gewand des französischen Regimes zu erreichen strebte, versagten ihm die Kräfte, fehlten die Mittel, den inneren reellen Glanz und Halt nachzuahmen, den Ludwigs höherer Geist dem Lande schaffte, und der tiefer eingriff, als das äußere Lappenwerk, das über seinem Katafalk zusammenfiel. Es war Schade um Augusts in vieler Beziehung trefflichen Charakter. Er hätte entweder ein Land wie Frankreich beherrschen, und dabei Männer von Mazarins und Richelieus Geiste zur Seite haben, oder ein so eherner Lenker seines eigenen Selbst, eine so vollendet abgeschlossene, auf einmal geborne Minervenseele sein müssen, wie Friedrich der Einzige. —

Die Weltlage im Jahre 1717 war für Sachsen unangenehm genug. Polen, dessen erledigte Krone August der Starke 1696 auf dem Reichstage zu Warschau durch das Wahlcomité sächsischer Truppen gewonnen, war ihm eine ewige Quelle des Aergers, der Ausgaben und Unruhe gewesen, ohne daß er behaupten konnte, daß er ein Volk wirklich regiere, welches seinem Arme so fern lag. Dieses Polen, das er besaß und nicht besaß, und welches ihm solche Summen kostete, daß man den Witz machte, er trage Sachsen nach

Polen*), dieses Polen, welches ihm den furchtbaren Jammer des Schwedenkrieges und ein ziemlich abhängiges Verhältniß zu Rußland eintrug, — er mochte und konnte es nicht lassen; und als das Slaventhum sich abermals gegen ihn unter Ledekusky siegreich erhoben, alle Geldausgaben, alle blutigen Opfer des Schwedenkrieges dadurch vergeblich gemacht und das sächsische Heer auf allen Punkten geschlagen worden war, mußte er doch endlich froh sein, daß die Republik unter Peters Vermittelung mit ihm Frieden schloß. — Jener Mann, der es liebte, bei entsprechenden Gelegenheiten seine enorme Kraft zu zeigen**) und einen Pokal mit dem Druck seiner Faust wie Papier zusammenbog, mußte sich zu den dunklen Schleichwegen der Intrigue verstehen und das Maulwurfstalent verdächtiger Agenten in Bewegung setzen, um von jenem dünnen Königsreif noch zu halten, was möglich war. — Versprechungen, Bestechung und der wollüstige Luxus, die üppige Weichlichkeit seines Hofes, in dessen Netze er die Elite des polnischen Adels zog, waren die Mittel, die ihm den Königstitel und eine Schattengewalt erhielten, welche jeder neue Reichstag fraglich machen konnte.

*) Diplomatische Geschichte Dresdens. IV. Bd. S. 120 u. 21. Ferner Moser R. A. Th. II. S. 289.

**) Dipl. Gesch. Dr. IV. Bd. S. 4 u. Anmerk. 2.

Die Kriegskosten, welche der Schweden- und Polenkrieg August verursacht, waren schon mehr als zu viel für Sachsen, und doch beanspruchten August's Liebschaften vom Lande zwanzig Millionen*), und zwar zu einer Zeit, wo das Geld noch schwerer als heut flüssig war.

Der schonungslos selbstsüchtige Wille**), den die Autorität damals zur Befriedigung ihrer Lüste und Marotten als Recht beanspruchte, riß Tausende in schuldloses Verderben, wirkte tief und ätzend als Dogma, gelehrt von hoher Stelle, auf die Familien, und drückte sich mit dämonischem Siegel auf Unterricht und Erziehung, Sitte und Anschauung der Zeit. — — —

Wer hätte wohl aber so bittere Gedanken haben sollen, wenn er wie Bach in das Thor Dresdens einfuhr? Durch August's Geschmack und Beispiel hatte die Residenz ein höchst majestätisches Ansehen erhalten. Eine gediegene, obwohl pomphaft steife Würde strahlte

*) Näheres in der diplomatischen Geschichte Dresdens. IV. Bd. S. 120 u. 21 nebst Anmerkung. Ueber August's Liebschaften Dipl. Gesch. Dr. IV. Bd. S. 122 u. 23, und Pöllnitzens galantes Sachsen.

**) Hier sei nur auf das eklatante Beispiel von Minister Beuchlings Fall hingewiesen, der, von der Kosel gestürzt, auf dem Königsstein starb. Dipl. Gesch. Dresdens IV. Bd. S. 8 u. 9 nebst Anmerkungen; ferner Klotsch Münzgeschichte 2. Bd. S. 754; Vogels Leipziger Annalen S. 936.

von den dunklen Mauern der Häuser und Paläste, zwischen denen sich geschäftige Handelsleute, Handwerker und Lakaien drängten, während, schon diplomatisch genug, das Elend in jene Winkelgassen und Gruben gedrängt ward, bei denen wir heute noch in großen Städten mit Grauen und Ekel vorübereilen, und welche nur von Polizeidienern oder Bettelvögten einen flüchtigen Besuch empfangen.

Der Wagen hält, und freudestrahlend empfängt Volumier den alten hochverehrten Freund, streichelt Friedemann die Wangen und führt Beide hinauf in's trauliche Stübchen, wo der Imbiß harrt, während Diener und Magd das Gepäck in Empfang nehmen. —

Was hatten die Freunde nicht Alles einander mitzutheilen! Ernstes und Drolliges, Kunstgespräche und Hofgeschichtchen, Alles kam an die Reihe, aber keine Note wurde gespielt, denn Bach war von den Stößen der ehrwürdigen Landkutsche, die ihn hergebracht, sehr ermüdet. Volumier theilte ihm nur noch rasch mit, daß der Churfürst oder der König, wie er am Hofe genannt wurde, von Bach's Ankunft wisse, daß man Marchands Spiel am nächsten Tage an einem neutralen Ort unbemerkt hören könne und dann zum Kampfe geschritten werden solle.

Als Bach mit Friedemann endlich das Schlafzimmer betreten hatte und sich auszog, sagte er: „Hör' einmal, Friede, ich muß Dir noch ein paar Lehren geben, eh' Du in's Bett steigst. Merk auf, sonst kannst Du mir leicht Feinde machen, wenn Du unvorsichtig bist. — Du hast, denk' ich, im Hause Deines Vaters nur gute Musik gehört. Du bist, ich weiß es, mit sehr hohen Ideen von den Dresdner Meistern hergefahren, und ich hab' Dich dabei gelassen; denn nur was man selbst erfährt, glaubt man. Morgen kommen wir in den Trubel unter die Leute, ich sag' Dir aber voraus, Du wirst mordschlechte Musik in Dresden hören." —

„Das hab' ich mir von dem Marchand gleich gedacht, lieber Vater."

„Nein, nein! Nicht allein der Marchand — in ganz Dresden hörst Du keine gescheidte Musik."

„Von Volumier auch nicht?" fragte Friedemann erschrocken.

„Nein, auch nicht! — Du wirst's wohl selber hören, aber ich sag's Dir nur, damit Du Dir nichts merken läßt, und wenn Du gefragt wirst, fein artig alles grade sein läßt, oder lieber sagst, Du verstehst's nicht."

„Aber dann bin ich dumm, Vater?"

„Laß das die Leute lieber denken, als daß sie Dich für einen naseweisen Jungen halten; denn daß Du Recht hast, glaubt Dir doch Keiner. Wenn sie Dich spielen hören, werden sie schon sehn, ob Du dumm bist oder nicht.“ —

„Aber mein Gott, lieber Vater, machen wir denn nur allein in Weimar gute Stücke?“

„Das weiß ich nicht, mein Junge. Du aber wirst hier keine hören. Der Künstler, mein Sohn, er leiste was er will, muß die Schwäche seiner Genossen übersehen und billig sein, denn das wahrhaft Gute ist selten, und ein Wort genügt, Dir Feinde zu machen. Nur was Du selber schaffst, muß gut, und was Du selber lehrst, muß richtig sein. Wer Dich nicht mißachtet oder verfolgt, den mußt Du gelten lassen; und ist er jämmerlich, ist er's für sich.“

„Aber lieber Vater, Herr Volumier ist beim Churfürsten und macht schlechte Musik? und Du bist bloß in Weimar —“

„Still, still, Friedemann, der Herr Churfürst ist halt eben ein Churfürst und kein Musiker, er versteht's nicht besser. Beschlaf Dir's und denk an das, was Dir Dein Vater gesagt hat, eh' Du den Mund aufthust. Die Reise soll eine Probe für Dich sein;

denn wem die Kunst das Leben ist, deſſ' Leben ist eine große Kunst, — die aber sollst Du erst noch lernen. Morgen ist Deine Lection im Leben. Gute Nacht!" —

II.

Das Tournier.

Bach und sein Sohn hatten Volumier und was sonst noch in Dresden von Musikern war, ferner auch, wie versprochen, bei der Gräfin Königsmark, Probstin von Quedlinburg, den Marchand aus einem Nebenzimmer gehört; es war, wie Friedemann mit des Vaters beliebtem Ausdruck meinte, ein verdammtes „Gemansche.“ Weder Sebastian noch der Knabe waren jedoch vor der Hand dahin zu bringen, eine Taste anzurühren, überhaupt hatte Friedemann, der Lehren des Vaters eingedenk, sich sehr zurückhaltend bewiesen.

Monsieur Marchand, der an einem der darauf folgenden Abende ahnungslos ein Chanson bei Gräfin Denhof in Gegenwart des Churfürsten gespielt und eben mit der liebenswürdigsten Glätte die Lobsprüche der An=

wesenden eingeerntet hatte, empfing plötzlich ein großes versiegeltes Schreiben in französischer Sprache.

„Ew. Wohlgeboren!

„Der unterzeichnete Sebastian Bach, Organist „aus Weimar, welcher Euer Wohlgeboren weltbe„rühmtes Renomée als Klaviervirtuose kennend, be„gierig ist, dero Fertigkeit im Vortrag als auch in „der Stegreifcomposition zu bewundern, ist eigens „deswegen aus Weimar hierher gekommen. Da er „nun auch etwas Weniges die Musika praktizirt und „wohl wissen möchte, in wie weit die französische „Kunst der deutschen überlegen ist, bittet Euch um „die Ehre eines musikalischen Wettstreits, indem er „sich erbietet, jedes Thema, so Ihr ihm aufgeben „werdet, zu variiren oder zu fugiren, in zwei oder „mehreren Stimmen, versiehet sich von Euch auch „einer gleichen Bereitwilligkeit, und bittet Zeit und Ort „des Kampfes zu bestimmen.

„Achtungsvoll

„Sebastian Bach."

Der Franzose erbleichte und mußte sich zusammennehmen, damit das Papier seiner Hand nicht entglitt. — August der Starke, der wohl wußte, was der Brief enthielt, und diesen Tag wie den Ort zur Herausforderung

bestimmt hatte, verlangte die Ursache zu wissen, durch welche Marchand außer Fassung gebracht worden war. Dem Maitre de la Composition blieb nichts übrig als den Brief zu zeigen, und August, sich ganz erstaunt stellend, fand den Antrag höchst naiv und pikant und bestimmte den Tag und das Haus des Marschalls, Ministers Grafen von Fleming zum Kampfe, den der Franzose nun wohl oder übel annehmen mußte.

Marchand, so eitel er auch war, hatte längst von Bach nicht nur genug gehört, sondern es waren ihm auch einige seiner Fugen zu Gesicht gekommen, und ihm genügte ein Blick auf dieselben, um zu wissen, was er von seinem Gegner zu erwarten hatte. Er war ferner Diplomat genug, um einzusehen, daß das Alles ein angelegter Plan, und die ihm vor Kurzem mit hohem Gehalt angebotene Stelle eines sächsischen Hofkomponisten eine Sache sei, die nun keineswegs mehr so ausgemacht war, als ihm vor dem letzten Besuch bei der Denhof scheinen mochte. Sein Entschluß war gefaßt, und kaltblütig ging er der Entscheidung entgegen.

Heute war der Tag. — Marschall Graf von Fleming hatte den Hof zu einer Soirée geladen, bei welcher auch die ganze Königliche Familie erscheinen wollte. Die Galawagen rasselten die Pirnaische Gasse entlang und die

Rampe des Palais empor und setzten ihren kostbaren, brillantenbesäeten Inhalt aus, der sich wie ein Strom durch die orangeduftenden Vorhallen in die erleuchteten Säle ergoß, welche ihre steifen überladenen Vergoldungen, ihre Teppiche, Broncen und Vasen aus hundert Spiegeln wiederstrahlten. Was nur der Luxus und die Mode damaliger Zeit ersinnen konnte, war aufgeboten, die Soirée glänzend und der Ehre würdig zu gestalten, welche dem Hause Fleming durch den Besuch August's widerfahren sollte. Mit lauter Stimme kündigt der Ceremonienmeister die Namen der Gäste am Eingange des ersten Salons an, in den man tritt, um mehrere prächtige Gallerien zu durchschreiten, wo zahlreiche Gruppen von Cavalieren in weißer Perrücke und schwarzem Schnurrbart flüsternd umherstehen. —

Der Musiksaal, das Ziel der Gäste, strahlt mit seinen Lustres und Girandolen, seinem weißröthlichem Marmorstuck und seiner schweren Vergoldung im Glanze zahlreicher Wachskerzen. Er war von ansehnlicher Weite und Höhe, und, um die Akustik zu befördern, in einem regelmäßigen Achteck erbaut. Links vom Eintretenden befanden sich drei hohe Fenster, in jedem Wandfelde eins, deren vergoldete Läden und roth damastne Vorhänge dicht geschlossen waren. Dem Eingang gegen-

über lag eine reich vergoldete geöffnete Thür, welche den Anblick des Speisesaals freiließ, der eine besonders aus Paris verschriebene himmelblau mit Silber garnirte Atlastapete trug. Dem Mittelfenster gegenüber befand sich der Eingang zu einer Gemäldegallerie, vor welchem ein Pianoforte von Schröters neuester Bauart stand und das Feld des Kampfes bezeichnete. In den beiden Zwischenwänden, welche die drei erwähnten Thüren begrenzten, waren in rother Nische auf schwarzen Marmorsäulen die Büsten August des Starken und Ludwig XIV. aus cararischem Marmor aufgestellt, und rings an den Wänden schwer vergoldete Sessel, die bereits von Gästen in mannigfachen Gruppen eingenommen wurden, während drei Divans mit schwellenden Kissen, dem Instrument gegenüber in der Gegend des Mittelfensters, die Bestimmung hatten, den König, die Königin und den Churprinzen aufzunehmen.

Welch' eine stolze Versammlung alles Dessen, was Sachsen Reiches, Schönes, Vornehmes und Berühmtes bot! Welche Fülle strahlender froher Gesichter! — War es nicht grade, als wüßten diese Leute nicht, was eine Thräne sei, als wäre unter ihnen der Schmerz ein Fremdling? — O prahlt nur, wallende Federn,

wehende Fächer, schwellende Busen, auf denen Demanten blitzen! — Und wie das lacht und schwatzt und lustig ist, als sei die Ewigkeit ein Traum und das Glück eine gefesselte Magd! — Und doch tanzt dieses ganze Geschlecht auf seinem Grabe, und doch ist so manches Lächeln erlogen, erzwungen; unter jenen seidenen Gewändern schlägt ein gemartertes, wimmerndes Herz, unter diesen Sternen windet sich ein falsches, treuloses und gequältes Gewissen! Schon seh' ich den geheimnißvollen Finger, der das Mene tekel an die Wand schreibt, und ein schattenhaftes Gespenst, das durch die Gruppen schreitet, und bald auf diese bald auf jene Stirn, wie sorglos sie noch heute glänzen mag, das Siegel des Verhängnisses drücken wird. — Seht da zum Beispiel jene ritterliche Gestalt mit dem flammenden Blick, der das militärische Kleid so gut steht! — Das ist der Oberst-Lieutenant von Spiegel*). Sieht er nicht wie Alcibiades drein? Und ist doch nur ein erbärmlicher, dienstwilliger Sklave, der mit dem Abhub vorlieb nimmt, den ihm sein Herr aus Uebersättigung gelassen. Fatima, eine orientalische Schönheit, die von den Oestreichern bei Ofens Erstürmung zum Beutestück gemacht, später der Frau von

*) Diplomatische Geschichte Dresdens IV. Bd. S. 122 u. 23, Galantes Sachsen S. 138 bis 41.

Brebentau, Flemings Cousine, geschenkt worden war, und das Herz August's gerührt hatte, ist mit diesem guten Gloriosus pensionirt worden. Eifrig unterhält er sich mit der Gräfin Haugwitz, die in meergrünem Moirée mit schwarzen Spitzen und der dreifachen Perlenschnur recht schwärmerisch dreinblickt, wie eine gekränkte Unschuld, eine verkannte Seele. — Ja, ja, die Gute ist melancholisch geworden, seitdem sie Frau Hofmarschallin ist; denn da man sie noch Fräulein von Kessel*) nannte und sie August's diamantne Rosen an der Brust trug, war sie viel selbstbewußter. — Nicht weit von dieser untergegangenen Sonne ruht auf schwellendem Sessel eine Dame in gelbem Atlas mit einem Ueberkleid von Silberzindel, ein sieghaft aufgehendes Gestirn. Das blendend schöne Fräulein von Dieskau**) ist's, die größte Meisterin in der Unschuldskoketterie, so dumm sie sonst auch sein mag. Nachlässig mit der Hand auf den Arm des ernsten, biederen Gouverneurs von Dresden, General von Klenzel, trommelnd, erzählt sie ihm eine jener geheimen Anekdoten, die bei

---

*) Diplomatische Geschichte Dresdens IV. Bd. S. 122 u. 23. Galantes Sachsen S. 82 bis 89.

**) Galantes Sachsen S. 224 bis 28.

Hofe nicht allzuselten sind. — In der Mitte des Saales, seine Gäste empfangend, steht der Minister und Feldmarschall Graf von Fleming neben seiner Gemahlin. Er ist sich des Einflusses bewußt, den er auf den König durch seine Freundin und Schülerin, die Comtesse von Denhof ausübte. War er es nicht gewesen, der seinen Vorgänger Beuchling rächte, die allverhaßte Kosel*) stürzte und jenes schöne Weib zur Gebieterin über August's Herz gemacht, die, strahlend in rothem Dammast, besäet mit Spitzen und Rubinen am Arm ihrer unersättlichen Mutter so eben zu ihm getreten war**)? Er hoffte durch die Gräfin Denhof dauernder als alle Anderen den König zu fesseln, und hohe Pläne im Hirn umherwälzend, hob sich sein Herz bei dem Stolze des heutigen Tages, wo er den Hof zum erstenmal empfing, wo er als Mäcen des allbewunderten Marchand ein kleiner Richelieu zu werden träumte. Er meinte, wenn erst der ganze Hof mit Franzosen kolonisirt sei, werde er der Hahn im Korbe sein. Der Mann starb freilich ruhig in seinem Bett, indeß manch' armer Teufel

*) Diplom. Gesch. Dresd. IV. Bd. S. 8 u. 9. 48, 120 bis 23. Galantes Sachsen S. 158 bis 227.

**) Diplom. Gesch. Dresd. IV. Bd. S. 120 bis 24. Galantes Sachsen S. 208 bis 228.

wegen einer Bagatelle am Galgen hing; aber in diesem Momente mochte er doch nicht glauben, daß er einst im Grabe zum Schurken gemacht werden würde, daß all' die Millionen, die er in seine Taschen spielte, den Seinen wie ein Diebsgut würden genommen werden*). Und die arme Denhof, wie glücklich sie ist! Auch sie ahnt nicht, daß sie nur ein Passade, wie all' ihre Vorgängerinnen, daß ihr Stern schon im Verlöschen ist. — Links vom Eingang in den Saal aber stehen drei Andere, drei Narren, wie sie nur je ein Hof sah. Der eine, ein Hanswurst von Profession, ist Joseph Fröhlich. Es gehörte zur abgeschmackten Modethorheit des Jahrhunderts, Hofnarren zu halten, und August war nicht der Mann, der eine Passion überging. Joseph Fröhlich war königlicher Hoftaschenspieler, auf dessen plumpen Humor man sogar eine Denkmünze schlagen ließ, welche unter seinem Bilde den Vers trug:

„Ich bin der rechte Mann
So perfektissime aus jeder Tasche spielen kann.
Semper fröhlich, nunquam traurig**).

---

*) Diplom. Gesch. Dresdens IV. Bd. S. 122 u. 23.

**) Diplom. Gesch. Dresdens IV. Bd. S. 125 u. 26 nebst Anmerkung.

Der kleine falstaffdicke Kerl, dessen sächsische Pöbelkomik in den französischen Esprit wunderlich genug paßte, war ein unglückseliger Ladenhüter des Mittelalters, aus deren Rumpelkammer ihn eine ungeschickte Hand hervorgezogen. Sein ewiger Antagonist steht da am Fenster, der immer melancholische Baron Schmiedel*) in silbergrauen Tafft gekleidet, einen Flor am Arm, mit blassem verhärmten Gesicht. Ein Mensch, der alle Dinge von der Grabesseite ansah, ob aus angenommenem oder wirklichem Schmerze, mochte Gott wissen, und dessen Schmerz oder vielleicht stillen Wahnsinn man zur Belustigung brauchte. Wenn Joseph Fröhlich aber albern und langweilig war, so war Schmiedel nahezu widerwärtig. Was dieser Mensch für einen Charakter hatte, was eigentlich in seinem Innern vorging, wußte Niemand, aber daß er auch seinen Stachel hatte, der oft tödtlich stach, erfuhr Mancher, der ihn belacht. Denn den Morgen nach dem Tage, an welchem irgend ein Günstling oder eine Maitresse gefallen war, unterließ Schmiedel nie seine Condolenzkarte mit dickem Trauerrande an August's Opfer zu senden. Diese beiden ehrenwerthen Gesellen, die übrigens ganz er-

---

*) Diplom. Gesch. Dresd. IV. Bd. S. 125 u. 26.

trägliche Freunde waren, hörten andächtig dem Gespräch zu, welches der Oberkämmerer von Vitzthum, der sich nie in Regierungsgeschäfte mischte und bisher der einzige noch beibehaltene Günstling August's war, mit einem schmächtigen in schwarzen Atlas gekleideten Männchen von teufelmäßig verschmitztem Profil führte. Das war Baron Hector von Klettenberg, Kammerherr und Schloßhauptmann von Senftenberg, der geheime Adept des Königs. Er verlaborirte so ungeheure Summen, daß dem Fürsten trotz allen Aberglaubens, aller Habsucht die Augen endlich aufgingen. Beide, heute noch die beneideten Günstlinge ihres Herrn, erwartete ein unnatürlicher Tod. Vitzthum sollte an einer malitieusen Kugel sterben*), Klettenberg**) durch's Beil. Vor Allem aber fesselt jene merkwürdige Gruppe, dicht bei den Plätzen der königlichen Familie, alle Blicke. Da, in schwarzer Seide mit Spitzen, einer Art Trauerkostüm, saß das interessanteste Weib ihrer Zeit, die Gräfin Königsmark***), Probstin von Quedlinburg, und unterhielt sich mit dem Kabinetsminister Grafen Heinrich von

*) Diplom. Gesch. Dresd. IV. Bd. S. 122 u. 23.

**) Diplom. Gesch. Dresd. IV. Bd. S. 59.

***) Diplom. Gesch. Dresd. IV. Bd. S. 122 u. 23. Galantes Sachsen S. 112 bis 17.

Hoymb*), dem geschiedenen Gemahl der Kosel, dem ewigen Ränkeschmied, und mit dem Hofmarschall von Haugwitz**), welcher ein und dasselbe Loos mit Spiegel theilte. Daß August dies schöne Weib mit dem geistvollen Kopfe, die trotz ihrer vorgerückten Jahre noch nicht den Reiz der Jugend verloren, lieben konnte, war wohl zu verzeihen daß er sie aber verließ, um in die Arme einer Kosel, Esterle, Lubomirska und Denhof zu fallen, war unbegreiflich. Was man von Auroren von Königsmark sonst auch halten mochte, sie war nicht nur die schönste, sondern auch die geistreichste und achtungswertheste seiner Liebschaften. Sie hatte eine tiefe und wahre Neigung für August, von welcher seine Treue weit überdauert wurde. Sie war uneigennützig genug, ihm auch dann noch eine ergebene Freundin, eine opferfähige Dienerin zu sein, als sie ihre Zukunft in Quedlinburg gesichert wußte und sich von ihm für immer gemieden sah. Ihre Neigung war um so reiner und besser geworden, als sie fern von Wünschen und Plänen war. Ehe sie ihre Probstei angetreten, hatte sie sich

---

*) Diplom. Gesch. Dresd. IV. Bd. S. 48, 113 u. 14, 122 u. 23. Ferner: Galantes Sachsen.

**) Diplom. Gesch. Dresd. IV. Bd. S. 122 u. 23.

mit der Königin versöhnt, die durch Aurorens rührende Liebe, Verehrung und Reue besiegt, sich in ihre wohlwollende Gönnerin verwandelt hatte. Und da auch August den hohen Werth dieser Frau, zu spät vielleicht, erkannte und es gern sah, wenn sie am Hofe erschien, so rechnete man sie wie zur königlichen Familie.

In diesem einzigen Saale war im Futurum so ziemlich jede gewaltsame Todesart repräsentirt, in die ein Mensch fallen konnte, und außer dem still lächelnden Sebastian Bach, der an's Klavier gelehnt, neben Volumier stand und die Gruppe beobachtete, war notorisch hier nicht eine Person, der Herz und Hirn nicht beschwert und beunruhigt gewesen wäre.

Der Subjectivismus, die bewegende Ursache dieses Jahrhunderts war hier in allen Schattirungen praktisch vertreten, in der Liebe, im Glauben, im Hoffen, in der Sucht nach Macht und Gewalt, in der dünkelhaften Selbstvergötterung, in Neid und Haß, in Kunst und Wissen, vor Allem aber in der Gier nach Geld. Alles rief: Ich, Ich, nur Ich bin! — „Nichts," antwortet das Schicksal, das düster lächelnd da hinten bereits die Sense schleift.

Das war der Hof August's des Starken, der mit Ludwig von Frankreich um die Ehre buhlte, der glän-

zendste, geistreichste und gesittetste Repräsentant der Kronen Europas zu sein. —

Die Versammlung war nicht nur heut, sondern immer in zwei Heerlager, zwei Partheien getheilt, deren stiller, äußerlich wenig sichtbarer Kampf in der heutigen Soirée am deutlichsten durch den bevorstehenden Wettstreit Bachs und Marchands ausgesprochen war. Auf der einen Seite stand, freilich in der Minderzahl, die alte Autorität mit ihrem Glauben, ihrer Einfachheit und ihrem Ernste, und suchte das schwindende Diadem auf ihrem Haupte zu halten. Sie war's, die auf die Kirche, den altehrwürdigen Ritus, den geistlichen Styl in der Musik, auf deutsches Wesen und die nationelle Ehrbarkeit der Väter hielt. Zu ihrer Fahne stand die Königin, ihre Favoritin, die alte Oberhofmeisterin Gräfin von Kollowrat, General von Klenzel, Fürstenberg, die innerlicher gewordene Aurora von Königsmark, und noch ein Bruchtheil älterer Hofdamen und Kavaliere, die die Gewohnheiten der Väter mindestens bequem fanden. Es war mit einem Wort die spezifisch kirchliche Partei. — Ihr gegenüber machte sich siegreich der Egoismus in französischen Kleidern breit, siegreich als Idee, siegreich als Praxis; doppelt siegreich, weil er neu und von der Mehrzahl unterstützt war. In diesem

Lager, dem der Churfürst selbst angehörte, gaben, nächst ihm, Fleming und die Denhof, Spiegel, Hofmarschall von Haugwitz, Hoymb und Klettenberg den Ton an. Frau von Haugwitz, die noch einmal hoffte die verlorene Gewalt wieder zu erlangen, und Gräfin Dieskau, die eben dabei war, sie zu erringen, schlossen sich an, weil sie wußten, daß dies ein bequemer Weg zum Herzen des Gebieters sei. Die eigentlich Indifferenten dabei waren Vitzthum, wie in allen Dingen, bereitwillig zu jedem Geschäft und Freund mit Jedermann, ferner der Churprinz, dessen einzige Leidenschaft die Jagd war. Der junge polnische Adel war an sich schon für das Franzosenthum eingenommen, weil es seinem leichten Blut zusagte; der Page Sulkowsky, verarmter Nachkomme eines polnischen Fürstengeschlechts, der ganz Ohr für den Prinzen, und von Brühl, der Leibpage des Königs, der ganz Auge für August II. war, hielten sich sehr zurück, sie waren noch Comparsen bei diesem Schauspiel.

Der Kampf Bachs mit Marchand war also ein Pendant zu dem Kampf der Hofpartheien, und Volumiers Schicksal war abhängig von seinem Ausgange. Daher war bei der Gesellschaft begreiflicherweise auch von nichts weiter als diesem bevorstehenden Ereigniß die Rede.

Bereits hatte Marchand in violettem Hofkostüm die Nebengallerie betreten, mit Herrn von Fleming einige Worte gewechselt und sich in's Toilettenzimmer des Marschalls zurückgezogen, um sich, wie er sagte, nicht eher als nöthig sei mit seinem Gegner zu amalgamiren, als der König, die Königin Eberhardine am Arm, mit seinem gnädigsten Lächeln in den Saal trat. Hinter ihm folgte der Churprinz im einfachen Militairrock, der die alte Gräfin Kollowrat, eine majestätische, immer noch schöne Frau führte, und Sulkowsky nebst Brühl. Auch der Kammerdiener Hennicke darf nicht übersehen werden, der den Schluß bildete. — Marschall Fleming und Vitzthum eilten die Herrschaften zu empfangen.

„Nun, lieber Fleming, Sie wollen uns heute einen seltenen Genuß bereiten: wir sollen dem Tournier der beiden Meister französischer und deutscher Musik beiwohnen. Fürwahr, ich weiß noch nicht, wie ich mich gegen Sie revanchiren soll."

„Durch dero Allerhöchste fernere Gnade, Majestät," antwortete der wonnestrahlende Fleming.

„Auch unsere liebe Denhof hat sehr bedeutenden Antheil an der Schöpfung dieses Festes, wie ich mir sagen ließ," und einer jener elektrischen Blitze schoß aus den

Augen des Königs auf die Gräfin nieder, die sich lächelnd verbeugte.

August der Starke schritt langsam weiter, nickte listig der mit seltener Geschicklichkeit erröthenden Dieskau zu, und, indem er einen kalten Blick über die bleiche, lauernde Haugwitz schlüpfen ließ, wendete er sich zu Klettenberg. „Wie weit sind Sie mit der letzten Prozedur? Ist die Mischung geglückt?"

„Fast, Majestät! Das Amalgam muß in der Quantität oder Qualität zu stark gewesen sein, die Retorte sprang. Ich muß es noch einmal mit schwächerem Zusatz beginnen."

„Mein Gott, wie langweilig und kostbar das ist! Giebt es kein einfacheres Verfahren?" rief der Herrscher.

„Das Verfahren ist eben das Geheimniß, Majestät. Wer es erst hat, ist Herr der Welt. Daß sich kleinere Quanta des kostbaren Metalls liefern lassen, davon haben Majestät Allerhöchst selbst sich überzeugt; aber die Mischung in solcher Progression herzustellen, daß sie eine so grenzenlose Ausbeute giebt, wie wir wünschen, ist das Werk vieler Jahre."

„Leider!" seufzte der Fürst. „Vitzthum, weisen Sie Klettenberg neue dreihundert Ducaten an."

In demselben Augenblick hatte die Königin, die bis

dahin kalt nach allen Seiten grüßend, geschwiegen, Auroren von Königsmark gesehen, welche gesenkten Hauptes seitwärts in ihrer Nähe stand.

„Was macht Moritz?“ flüsterte sie leise, indem sie ihr die Hand entgegenstreckte, „ich hörte, er sei ernstlich krank.“

Die Probstin küßte die Hand der Königin, auf die verstohlen eine Thräne fiel. „Ich danke Eurer Majestät für die huldvolle Gnade. Der Himmel hat ihn mir erhalten, damit ich nie vergesse, wie demüthig ich für die Huld meiner Königin sein soll.“

Ein krampfhafter Druck von der Hand der Königin, ein warmer verzeihender Trostesblick aus ihren Augen war die Antwort. Gemeinsames Leid hatte beide Frauen zu Freundinnen gemacht.

Der König, der inzwischen mit Haugwitz und Fürstenberg einige leichte Scherzworte gewechselt, trotzdem aber Aurorens leise Antwort gehört und verstanden hatte, biß sich auf die Lippen, bot schnell der Königin den Arm, und geleitete sie unter Flemings und Haugwitzens Vortritt zu den Plätzen der königlichen Familie.

„Sind die beiden Musikmeister bereit?“ fragte er Fleming.

„Ja, Ew. Majestät, und warten auf Allerhöchsten Befehl.“

„Stellen Sie mir den Bach aus Weimar vor.“

Fleming verbeugte sich, eilte zum Klavier, und kam in wenigen Augenblicken mit Sebastian Bach, der einen einfachen schwarzen Rock und den Hut im Arm trug, zurück. Hinter Beiden folgte Volumier mit ängstlich bekümmertem Gesicht. Aller Blicke wandten sich auf die Gruppe.

„Das ist Bach, Ew. Majestät,“ sagte vorstellend Fleming mit etwas mitleidigem Lächeln.

„Er hat sich also angemaßt, dem Marchand eine Herausforderung zu einem musikalischen Wettstreit zu schicken?“

„Ja wohl, Ew. Majestät. Ich hab' aber nicht gemeint, daß ich mich vor Ew. Majestät damit großthun wolle.“

„Ah, und jetzt wird Ihm bange? Er hat sich wahrscheinlich zu viel vorgesetzt?“

„Nein, bange ist mir nicht, Majestät. Die deutsche Kunst braucht sich nicht zu fürchten vor den Herrn Franzosen.“

„So so! Wollen sehen. Es scheint aber nicht, daß die deutsche Kunst so viel einbringt, als die französische,“

und der König warf einen Blick auf das schlichte unmoderne Gewand Sebastians.

„Da haben Ew. Majestät Recht. Daraus muß sich aber der Künstler nichts machen. Wer nach dem Guten strebt, soll sich vorher sagen, daß der Flitterkram und das Blendwerk, was die Sinne kitzelt und seicht ist, schneller Eingang findet und besser bezahlt wird, als das ernste ehrliche Streben. Wer das nicht vorher überlegt, muß nicht erst anfangen, Majestät."

Alles war erschreckt über die beispiellos kecke Antwort des Organisten, und Volumier zupfte erbleichend Sebastian am Schooß. August runzelte die Stirn, seine Wangen überflog ein leichtes Roth, und er sah mit einem jener Blitze, die schon manchem Höfling zagen gemacht, auf ihn nieder. Als aber Sebastians klares ruhiges Auge die stille Drohung so ruhig aushielt, lächelte der König.

„Nun spiel' Er. Fleming, lassen Sie Marchand rufen."

Der König ließ sich nieder, die Versammlung nahm Platz, und Bach stand neben Volumier am Instrument, indeß Fleming nach dem Toilettenzimmer eilte, um den französischen Meister einzuführen.

Es herrschte eine lautlose Stille, in der Jedermanns Beklemmung und Neugierde wuchs. Der König war

augenscheinlich nicht in der besten Laune. Sei es, daß Klettenbergs kostspieliger und nutzloser Versuch oder Bachs Benehmen ihn verletzt, sei's, daß er unangenehme Herzensregungen bei Aurorens Worten empfunden: genug, Jeder fühlte, daß der Unterliegende bei diesem Wettstreit keine beneidenswerthe Rolle spielen werde. Schon sendete Gräfin Denhof ein mitleidiges Lächeln zu Bach hinüber, und Baron von Schmiedel sagte zu Fürstenberg: „Ich werde heut Abend eine Condolenzkarte schreiben."

In demselben Augenblick entstand bei der Gallerie eine seltsame Bewegung, und Fleming, todtenbleich, schwankte auf den König zu.

„Was haben Sie, Fleming?"

„Majestät, ich bin sprachlos vor Entsetzen! Vor einer Viertelstunde war Marchand noch hier — in meinem Toilettenzimmer — und nun — ist er fort?"

„Fort?!" und der König erhob sich gereizt, und dunkle Röthe überzog sein Gesicht.

„Fort?! — Nein, Sie irren wohl. Es wird ihm unwohl geworden sein. Er hat vielleicht in der Eile seine Noten vergessen. Volumier und Vitzthum, eilen Sie in seine Wohnung und sehen Sie, was der Mann macht!"

Damit wandte sich der Fürst zur Königin und Königsmark, und ging in leichte Conversation über.

Man stand in Gruppen umher und besprach den ominösen Zwischenfall. Volumier und Vitzthum hatten indeß das Hôtel verlassen. Fleming stand allein, mühsam sich erhebend, und suchte sich durch ein Zeichen mit der Denhof zu verständigen, die, wie er, in Todesangst war, sich zu compromittiren.

Er sah sie starr an, zuckte unmerklich mit den Achseln, und die schöne Gräfin verbarg hinter dem Fächer zwei Thränen der Wuth und Enttäuschung. Der alte General von Klenzel aber trat mit richtigem Tactgefühl zu Bach und fragte ihn in liebenswürdigster Weise nach seinen Verhältnissen. — Nach Verlauf einer Viertelstunde, in der es schien, als habe August bereits den ganzen Vorfall vergessen, kamen Vitzthum und Volumier zurück. Ersterer ein Notenbuch, in grünen Sammt gebunden, im Arm, schritt auf den König zu, der ihn fragend anblickte.

„Majestät, halten zu Gnaden, wir fanden die Wohnung von Mr. Marchand leer. Vor einer Viertelstunde hat er mit Sack und Pack Dresden verlassen. Das Einzige, was von ihm zurückgeblieben, ist das Chanson mit Variationen, das er Ew. Majestät unlängst dedicirte."

Die Versammlung war starr vor Schreck. Mechanisch wandten sich Aller Augen nach der unglücklichen Denhof und Fleming, die den Franzosen so angelegentlich empfohlen hatten. Jeder wußte, daß August am wenigsten der Mann sei, eine Täuschung zu vertragen. Doch August bezwang sich noch, nahm mit großer Ruhe das Chanson, welches ihm Vitzthum reichte, und winkte Bach zu sich.

„Sein Gegner hat, wie's scheint, aus irgend einem Grunde für jetzt das Feld geräumt. Das beweist aber noch nicht, daß Er ihm überlegen ist. Wir haben hier eine seiner Compositionen, die das Geistreichste und Schwierigste ist, was er vor uns spielte. Seh' Er sie an. Traut Er sich sie nachzuspielen?"

Bach blätterte einen Moment in den Noten.

„Majestät, solch' Zeug spiel' ich nicht. Die Musik ist eine schöne edle Kunst, eine Gottesgabe, die nicht zu solchen Schnurren da ist. Wollen Euer Majestät das da aber hören, so hab' ich meinen Jungen, den Friedemann bei der Hand, der kann sie spielen."

„Was? Was sagt Er da?! Er kann oder will das nicht spielen?!

„Nein, das spiel' ich nicht, Majestät! Ich bin mir bewußt, meinen Gott anzubeten durch meine Kunst, und

wie kein Diener des Herrn sich soll zum Narren machen, so wird's Sebastian Bach auch nicht thun!" — —

„Hm! Nun laß Er Seinen Jungen rufen."

Man ließ sich nieder. Bach trat in die Gallerie und brachte Friedemann an der Hand herein. Der Knabe, obwohl roth vor innerer Bewegung, setzte sich an's Instrument, Volumier wandte, in sich hinein lächelnd, die Blätter um, und Bach der Vater trat, als ginge ihn das Alles nichts an, auf die Seite. Friedemann begann ruhig und sicher das Thema, und führte die Variationen durch alle Umkehrungen und Verschlingungen mit solcher Reinheit und so leichter Ungezwungenheit aus, daß der König, der Hof und die ganze Versammlung in rauschenden Beifall ausbrach, als der Knabe geendet hatte.

„Er hat da einen excellenten Jungen, Bach! Das ist ganz unerhört! Wie ist's möglich, daß man das in solchem Alter leisten kann?"

„Er hat mit vier Jahren schon angefangen, Majestät. Die Hauptsache aber ist, daß er sein Lebelang die ernste Musik, den großen Kirchenstyl, in der polyphone Gedanken sind, practicirt hat. Die deutsche Musik blendet vielleicht nicht so, aber ist schwerer, und es gehört Kopf und Herz dazu, wenn man ihr etwas abgewinnen will." — —

„Da wär' es schlimm für Uns, daß man sie Uns so lange vorenthalten hat. Kann Er Uns nicht etwas davon zeigen?"

„Gewiß, Majestät. Ich hab' mich gegen den Marchand unterfangen, jedes Thema, das er mir stellen würde, zu variiren und zu fugiren. Wenn mir Euer Majestät ein Thema, wo möglich ein kirchliches, stellen wollen, so bin ich bereit."

„Das geht wohl mehr die Damen an," sagte August sich zur Königin wendend. „Wollen Euer Majestät vielleicht das übernehmen."

Die Königin erröthete leicht. „Als ich vor einem Jahre in Hamburg war, hörte ich in der Kirche einmal auf der Orgel den alten Organisten Reinken einen Choral spielen. Der ergriff mich damals so sehr, daß ich mich heute noch des Eindrucks wie von gestern her erinnere. Ich glaube das Lied begann: An Wasserflüssen Babylons *)."

Da war's, als wenn Sebastian Bach erschauerte, und eine heilige Rührung kam über ihn.

„Ja, Majestät, das kenn' ich. Und wenn ich auch nicht werth bin, dem alten Reinken die Schuhriemen zu

---

*) Sebastian Bachs Leben von J. H. Forkel S. 8.

lösen, so danke ich doch Ew. Majestät herzlich, daß Sie mich würdig erachten, ihm das nachzuspielen. Mit Gott will ich's versuchen."

Er trat an's Klavier, nicht gebückt mehr wie der arme Organist aus Weimar, sondern wie Ariel, der zum Preise der Gottheit singt. Mit hastiger Geberde warf er das Marchand'sche Chanson vom Klavier auf das Parquet, legte das Pult um und setzte sich.

Sein Blick richtete sich nach Oben, und in tiefer feierlicher Stille begann er leise und ernst den Choral.

„An Wasserflüssen Babylons sitzen die verstoßenen Kinder des Herrn
Und weinen ob ihres Elends.
Der alte Serubabel singt schwer und klagend das Thränenlied,
Daß der Herr die Seinen verstoßen —
Und die Weiber und Männer und die lallenden Kinder fallen klagend und seufzend ein.
Zu ihren Füßen murmelt der Strom und trägt
Auf den Wellen ihre Sehnsucht weiter
Zu fernen Gestaden.
Der Wind hebt sie empor und führt sie über die ewigen Thäler der Freude,

Breitet sie über das verlassene
Selige Vaterland.

Und die Klage wächst und die Thräne,
Und eine Stimme hebt sich über die andere
Und zeihet sich laut
Der Hauptschuld am Elend der Brüder,
Und Fluth und Winde und der Himmel
Klagen mit! Es ächzt und bebt die Erde,
Die ganze Welt ist ein Erlösungsschrei!
Da spaltet ein Blitz die Wolken, und der Herr
Entsendet seinen Liebesboten nieder,
Kühlung zu fächeln mit ewiger Schwinge,
Und zu bringen den Trank der Verheißung:
Einst sollt ihr wohnen im lieben Vaterland,
Sollt den Heiland grüßen, den ich senden werde
Zu eurer Noth, und der euch erlöset
Von aller Qual und ewige Freiheit bringt.

An Wasserflüssen Babylons sitzen sie und weinen
nicht mehr;
Im Hallelujah begrüßen sie wieder
Die Himmelsschwestern Hoffnung und Glaube,
Und die Fluth murmelt das Heil, Heil,

Und der Sturm brauset Heil, Heil,
Und trägt es hinüber in's Land der Verheißung
Hinauf in die Gefilde ewiger Freuden!" —

Kein Beifall erschallt, kein Lob.

Ein Schauer fährt über die Versammlung und in den Herzen regt sich ein eigenes, unermeßliches Etwas, das Mancher von diesen Leuten zum erstenmal empfindet.

Die Königin, die Kollowrat und die Königsmark schluchzen hörbar, der König ist wie vom Schlage getroffen.

Volumier stand am Eingange der Gallerie und hatte die Hände gefaltet; sein glühender dankbar verklärter Blick hing an Bach, der leise aufgestanden war und still bei Seite trat.

„Der Mann hat eine teufelmäßige Geschicklichkeit!" platzte der König heraus. „So etwas hab' ich nie gehört!"

„Treten Sie zu Sr. Majestät!" flüsterte General Klenzel; — Bach that einige Schritte auf den Monarchen zu.

„Woher hat Er das, zum Kuckuck, Bach?" fragte August.

„Von demselben Geber alles Guten, der Ew. Majestät die Krone verliehen, von Gott; deshalb will ich's

auch allein zu Gottes Ehre ausüben," sagte Bach, und ein seltsam bitterer Zug spielte um seinen Mund.

In demselben Augenblick war Churprinz August zu ihm getreten, hatte im überwältigten Gefühl seine Hand ergriffen und sie geschüttelt.

„Nehme Er das zum Andenken an mich," und er schob einen kostbaren Solidair auf Sebastians Finger.

„Ich danke Königliche Hoheit für diese hohe Gunst. Ich will ewig Ihrer gedenken. Gott erhalte Ew. Hoheit lange und gebe Euch gesegnete Tage."

„Wenn Ihr einmal etwas Großes zu bitten habt, erinnert mich an die Stunde," flüsterte der Churprinz, nickte nnd trat zurück. —

König August erhob sich und nahm den Arm der Königin. Fleming, der sich anfangs Rechnung gemacht, der Hof werde bei ihm zur Nacht speisen, trat halb schüchtern einen Schritt zum König.

„Fleming, in Zukunft nehmen Sie sich mit den Franzosen besser in Acht. Ich will außer der deutschen nur noch italienische Musik in Dresden. Guten Abend. — Bach, ich danke Ihm für den Genuß, den er mir verschafft, lasse Er sich öfter bei uns in Dresden sehen. Eh' Er reiset, werde ich Vitzthum zu Ihm schicken*)."

*) Ueber den ganzen Marchand'schen Wettstreit und Bachs

Eben wollte der König weiterschreiten, als die Königin Bachs Hand ergriff und sagte: „Hier danke ich Ihnen nicht, aber wenn Sie morgen zu mir kommen wollen, habe ich ein Andenken für Sie, das sollen Sie Ihrer lieben Frau mitnehmen. Vergessen Sie mir den Kleinen da nicht mitzubringen.“

Bach verbeugte sich, das Herrscherpaar schritt weiter und wollte eben den Saal verlassen, als August sich kurz wendete und die Gräfin Denhof mit seinen Blicken suchte.

„Eins hätt' ich bald vergessen. — Liebe Denhof, Sie sehen seit einiger Zeit so angegriffen aus. Gehen Sie auf ein Jahr aufs Land, das wird Ihnen dienlich sein. Ich werde Sie an einen recht gesunden Ort schicken.“ Der Hof verließ das Hotel.

Gräfin Denhof war ohnmächtig in die Arme ihrer Mutter gesunken. Ein leises Kichern flog durch die Reihen der Zurückgebliebenen. Da wollte sie sich aufraffen und wie um Schutz flehend zu ihrem Freunde Fleming treten. Fleming aber verbeugte sich kalt, bot Fräulein von Dieskau den Arm und wandte ihr den Rücken.

Benehmen dabei, siehe J. S. Bachs Leben v. Forkel, Leipzig bei Hoffmeister und Kühnel (Bureau de Musique) 1802. Seite 7 und 8.

„Ich condolire von Herzen" sagte laut und melancholisch Baron Schmiedel, und die ganze Versammlung brach in ein schallendes Gelächter aus. Die Denhof verließ Dresden für immer.

III.

Zwei Hochflieger.

Am andern Morgen ging Sebastian Bach auf und ab in seinem Zimmer. Friedemann saß am Klavier, wagte aber keinen Ton zu spielen. Volumier sah seinen Freund Sebastian mit ungewissen Blicken an. —

„Hahahaha! Dahin hab' ich's also gebracht, daß mir euer König, nachdem er nahe daran war den französischen Lumpenhund zu engagiren, doch zugab, ich habe eine teufelmäßige Geschicklichkeit! — O das ist das verfluchte Virtuosenthum Volumier, das behält den Sieg! Wenn einer nur rechte Kapriolen machen kann auf dem Kasten da, und wie ein Seiltänzer von einer Saite zur andern springt, das ist euer Mann!"

„Ihr habet Recht, antwortete Volumier betrübt, diese verdammte Manier bringet uns ganz herunter, und

wenn wir hier unser Brot nicht verlieren wollen, müssen wir selber die Affenjacke anziehen. — Legt dem Könige aber nicht alles zur Last. Seht, das Uebel liegt auch in der Zeit. Die Leute hören auf, fromm zu sein; es ist Mode am Hofe, die Religion als eine bloße Staatseinrichtung zu betrachten, die bequem ist. — Es wird aber besser werden in Zukunft; die Königin denkt nicht so, wie der König, und wenn erst der Churprinz an die Regierung kommt." — „„Ja, recht, Ihr habt Recht, ich will auch nicht undankbar sein. Der Churprinz ist ein edler vernünftiger Mann, der noch Gefühl fürs Bessere hat; und die Thränen, die die Königin geweint hat bei dem Choral, waren so schön und schwer und glänzender, als diese Brillanten.""

In demselben Augenblicke hatte Friedemann leise intonirt und begann: „An Wasserflüssen Babylons," er spielte das Thema wie die ganze Variation dem Vater nach. Sebastian hatte krampfhaft Volumiers Arm gepackt, und die Männer lauschten athemlos.

Als Friedemann geendet, umarmte Bach jubelnd den Knaben und rief: „Volumier, das ist ein liebes Kind, der wird einst größer als ich, so wahr mir Gott helf'!" *)

*) Allzuhäufiger Ausspruch J. S. Bachs.

Bei diesen Worten öffnete sich die Thür des Zimmers und herein trat Brühl, des Königs Leibpage, fröhlich lächelnd, hinter sich einen königlichen Lakaien, der einen Beutel und einen Korb mit Wein trug. Brühl war etwa zwanzig Jahr, aber seine hohe imposante Gestalt, die selbstbewußte Manier mit der er sich bewegte, ließ ihn viel älter erscheinen. Dabei wußte Jedermann daß er beim Churfürsten viel galt. Weil Brühl bei Hofe sonst eigentlich ein Nichts war, das so eben mitlief, aber überall gern gesehen wurde, weil er Niemandem bei seinen Plänen, sei's durch jugendliche Schadenfreude oder berechnete Intrigue im Wege — kurz eine Art neuer Auflage des alternden Vitzthums war, so konnte man eigentlich nicht wissen was aus ihm Alles werden konnte. Brühl war schlau und verschlossen, liebenswürdig, gefällig und hatte die eine Tugend, daß er alles wissen konnte und nie etwas verrieth. Er war nicht gerade was man schön nennt, aber sein Kopf hatte etwas Intelligentes, man hätte sagen können Nobles, und dabei eine Grazie der Bewegung, die Allem was er that einen großartigen, bedeutungsvollen Anstrich verlieh.

Ehe Volumier Zeit hatte ihn zu begrüßen, eilte Brühl auf Bach zu, schloß ihn in seine Arme und sagte: „Verzeihen Sie, Herr Bach, wenn ich zu ungelegener Zeit

komme, aber ich konnte kaum erwarten mich des Allerhöchsten Auftrags zu entledigen. Herr von Vitzthum war eigentlich bestimmt, Sie zu besuchen; doch hat er mir, auf meine Bitte, diese Ehre überlassen, um mir Gelegenheit zu geben, einem Manne meine Verehrung auszudrücken und seine Freundschaft zu erwerben, den ich und alle Kunstkenner für den Fürsten aller Klavierspieler halten.

Bach, der durch Volumier mit der Stellung einer jeden Persönlichkeit bei Hofe vertraut gemacht worden war, nahm Brühls Huldigung mit größter Liebenswürdigkeit auf.

„Hier —“ und Brühl nahm dem Lakaien den Beutel ab und winkte demselben zu gehen — „hier soll ich Ihnen im Auftrage Sr. Majestät einen Recompens übergeben, der allerdings ein winziger Sold für Sie sein mag, gleichwohl aber der reelle Boden bleibt, der es der Kunst erst möglich macht sich zu entfalten. Mögen diese dreihundert Dukaten Ihnen wohlschmecken.“

Aber ich bitte Sie, Herr von Brühl!“ — Als Belohnung ist“ —

„Ist's nicht nobel genug,“ fiel Brühl ein, — „ich weiß es, Sr. Majestät belohnt die Kunst nicht, das kann er nicht, er bezahlt sie.“

„Für eine Bezahlung ist's aber zu viel“ — rief Bach.

„O schweigen Sie, nehmen Sie. König August kann Sebastian Bach nicht geringer bezahlen. Da, Kleiner, trag' den Mammon fort, dort in den Winkel, denn jetzt kommt die Ehre. Ich soll Sie nämlich sofort zu Ihrer Majestät der Königin bringen, die Sie noch einmal sehen und Ihnen für Ihre liebe Frau ein mit excellenten Steinen besetztes Gesangbuch verehren will, das sie lange Jahre selbst gebraucht, und in das ihr der alte Reinken zum Andenken eine Fuge geschrieben hat. Sie sagte gestern zur Frau Gräfin Kollowrat: „ich möchte dem lieben Bach was recht Schönes schenken, aber ich habe nichts Besseres, was ich so einem Manne geben könnte."

Bachs Herz schwoll vor seliger Befriedigung. „Ja, das ist das Schönste was mir in Dresden hätte zu Theil werden können," sagte er zitternd.

„Nun aber, ehe wir gehen, mon chère Bach lassen Sie uns bei einem Glase Wein erst Freundschaft schließen. Es soll des Brühl größter Stolz sein, den Musiker Bach gekannt zu haben. Lieber Volumier, Gläser und was zum Beißen, ich revanchire mich nächstens."

Ehe Bach antworten konnte, faßte, nachdem Volumier eilig das Zimmer verlassen hatte, der Page den Sebastian fest bei der Hand. „Bach, ein Wort! Der König ist nicht der Mann, Ihre Verdienste zu belohnen; aber der

Churfürst wird's einst thun, wenn er die Krone trägt. Auch ich habe, gleich Ihnen, meinen Ehrgeiz, wir sind zwei Hochflieger, Jeder in seiner Art, die zur Sonne wollen, darum müssen wir Freunde sein. Bach und Brühl, die Namen passen zusammen. Wenn Sie wie ich die Tugend des Wartens kennen, die schwerste Tugend des Künstlers und des Staatsmannes, dann" — Volumier trat ein — ein Druck von Brühls Hand vollendete den Gedanken. — „Füllet die Gläser meine Herren." — Es lebe die haute volée und ihre Freundschaft!"

Nach ein paar Tagen fuhren Sebastian und Friedemann zurück nach dem stillen Weimar.

„Was meinte der Junker damit, Vater, daß er sagte, Brühl und Bach, die Namen passen zusammen?" — fragte Friedemann.

„Das mag die Zeit lehren, mein Sohn. Ich verlaß' mich bloß auf den Bach. Mach Du's auch so!"

IV.

Die schöne Kollowrat.

Zehn Jahre verändern die Welt, und mit jedem Jahrzehend beschleunigt die Geschichte ihre Schritte. Die Ideen aber gleichen den Zugvögeln, die von Zweig zu Zweig hüpfen und ihr Lied spenden, doch wenn der Winter kommt in wärmere Länder ziehn. Die Praxis, der conservative Sperling, der nie singt, bleibt hingegen und hockt verstohlen unter der gewohnten loyalen Dachtraufe, wenn es schneit. Wenn nun im Frühling die neue Sonne wieder glänzt, heben sich die alten Sänger und ziehen von Süden zurück in ihre Heimath, und wie sie schmetternd ihre Ankunft melden, mengt sich der kecke Sperling geschwind dazwischen und reißt den Schnabel auf, — damit man glauben soll, er singe auch. — So ist es gewesen, so wird's

ewig sein. — Die unwandelbar alten Ideen kommen wieder in neuem Gefieder mit neuem Gesang, und auch die Praxis haart sich und geht in die Mause, nur daß sie eben Praxis bleibt. Die Idee ist das Flügelroß, das unsere Sehnsucht durch alle Himmel trägt, der Phönix, der ewig sich verjüngend in jedem neuen Jahrhundert um die Erde schwebt; die Praxis aber, die alte Schildkröte, schleicht mühsam nach und steht in lungensüchtiger Ermattung alle drei Schritte still.

Doch alles hat seine Berechtigung, seine weise innere Nothwendigkeit, und wir sollen drum die langsame That nicht schelten, weil unser Gedanke ihr vorauseilt.

Die Idee hat leider meist zu viel Windhundsnatur und kehrt oft genug zum Ursprung ihrer Bahn zurück. Ideen wie Praxis haben beide ihre Tugenden und ihre Fehler.

Wohl hat es aber selten eine Zeit gegeben, wo Idee und Praxis so nahe auf einander gefolgt, eins im andern sich so rasch und in der Hauptsache so vollständig realisirt hätte wie im achtzehnten Jahrhundert. Die Zeit der Zöpfe und Schminkdosen war grade die Zeit, wo der Gesammtgeist unsres Geschlechts am meisten seine Ideen, und dessen Gesammtkraft am mächtigsten, raschesten konsequentesten seine Thaten schuf. Kein Jahrhundert hat sich so rapid auf dem Welttheater abgespielt, keins

hat tragischer geendet, aber auch keins ein solch nachhaltiges Gefühl des Pathos hinterlassen als dieses.

Die Zeit, welche an den Personen unserer Geschichte seit jenem denkwürdigen Wettstreite vorüber gegangen, hatte nicht nur diese sondern auch die ganze sie umgebende Welt, ja ganz Europa verändert. Gedanken und Anschauungen die damals noch im Embryo schliefen, Uebel die erst begannen, Phänomene die langsam emporgestiegen, hatten sich inzwischen entfaltet, an den Wünschen und Leidenschaften der Menschen groß gesäugt, und in der Gewohnheit befestigt. — Nach John Locke, dem Vater des Sensualismus*), hatte Leibnitz 1716**) sein gramerfülltes Herz zu ewiger Ruh gebettet und dem Gegner das Feld geräumt, und dieser selbst, Isaak Newton,***) war die letzten eilf Jahre, nachdem er Lorbeer auf Lorbeer um den kahlen Scheitel gewunden, von der großen

*) Im Versuch über den menschlichen Verstand, Deutsch von Tennemann. Leipzig 1796, Traktat über die bürgerliche Regierung, seine Briefe über Religionsduldung, und Gedanken über Erziehung der Kinder.

**) Essai de Théodicée, 1710. Essai sur l'entendement humain, Theoria motus abstracti und concreti (1671) ferner die Acta eruditorum 1682, die Pasigraphie, die Optik 1704 u. s. w. —

***) Die Fluxionenmethode, Theorie d. Gravitation und über die Spaltung des Lichts.

Schaubühne der Wissenschaft herabgestiegen und sank 1727 ins Grab. Ihm folgte nach einem Jahre Thomasius*) und die Welt schien momentan leer von Streitern des Gedankens. Doch nein, nicht leer war sie, die Menschheit mußte nur etwas Athem schöpfen und verdauen. Die Kunst und Wissenschaft begann sich langsam aus dem Moder der Romantik zu erheben und neue Blüthen zu treiben. Während aber das geistige Streben der Zeit aufwärts drang, sank das physische Wohlsein der Völker mit jedem Tage mehr, und außer Preußen, das durch das organisatorische Talent seiner Friederiche anfing sich zu mächtigem Wuchse zu entfalten, Rußland das an der Hand Peters die allerunentbehrlichsten Schritte aus der Barbarei zur Cultur that, und den kleineren mitteldeutschen Staaten, die sich ihre patriarchalische Einfachheit erhielten, gab's keine Nation die nicht in politischer wie nationalökonomischer Beziehung, selbst wenn sie scheinbar Anläufe zum Besseren nahm, dem Elend entgegengegangen wäre. Ludwig XIV., dieser Atlas des Subjectivismus, war in den letzten Lebensjahren den Priestern anheimgefallen. „Als ich noch

*) Seine freimüthigen Gedanken oder Monatsgespräche, Geschichte der Weisheit und Thorheit. Vernünftige und christliche Gedanken über philosophische und juristische Händel u. s. w.

König war" — murmelte er melancholisch lächelnd und starb. — Philipp von Orleans folgte ihm als Regent, und die Theologie war schon so vollständig zur Dienerin der Selbstsucht herabgesunken, daß sie im Abbé Dubois sich zum Lehrer der atheistischen Philosophie bei Hofe herabließ, und in den Orgien der „Geräderten" durch die Verachtung alles Edlen und Besseren, was in den Herzen der Menschheit schlummerte, ihre Lehre der Ignoranz praktisch machte. Während so in gewissenlosestem Ausbeuten des wollüstigen Augenblicks der öffentliche Schatz Frankreichs erschöpft, die Nationalschuld aufs Hirnloseste vermehrt und der Bankerutt eingeleitet wurde, warf sich der Einzelne, gierig nach Reichthum, mit seinem Kapital in die wahnsinnigsten Speculationen und, durch Jean Law's Finanzsystem bestochen, ward die Actienspeculation der Missisippicompagnie*) und in England der Südseeactienschwindel**) das Faß der Danaiden, in dem der Schweiß von Millionen Menschen, die Existenz ganzer Generationen verschwand und Wuth und Verzweiflung alle jene scheußlichen Laster herauf beschwor, welche seitdem nie wieder in Pandorens Büchse zurückzuzaubern waren. Law mußte fliehen, die Südsee-

*) 1716.
**) 1717.

compagnie sich auflösen und der Sturz der Finanzen zweier großen Nationen, Englands und Frankreichs, begann. So überkam Ludwig XV. die Krone. — Zu gleicher Zeit ging Alles, was Cromwells und Wilhelms sichere Hand aus den Zuckungen des Bürgerkriegs Treffliches und Nationelles für England geschaffen, unter den Kabalen und Liebschaften der unentschiedenen Anna, den Machinationen der Prätendenten und Jacobiten in jenen Zustand der politischen Starrheit über, die, mit sich selbst zufrieden, sich zu entwickelt für jede Entwickelung hält. Eine Veränderung aber, der sich trotz des trefflichen Regimes Georg I. von Hannover das stolze freie Albion nicht entziehen konnte, und die um so unzweideutiger die Macht des Subjektivismus über die ganze neue Zeit bewies, war nach und nach mit diesem Lande vor sich gegangen. Aus dem Staat war nämlich eine Firma, aus der Nation eine Summe von Compagnons geworden, die sich zu einem Welthandelswaarengeschäft associrt hatten. England löste sich wie später Belgien als ein Staat in die bürgerliche Gesellschaft auf, welche zusammentrat und zusammenschoß, um das möglichst größte Geschäft zu machen. Seit jener Zeit ist Englands ganze Politik, seine ganze Geschichte, sein ganzes Volk nur noch von der nationalökonomischen, von

der Seite des Profits zu betrachten. Das Unglück wie das Glück, die Tugend wie das Laster hat seine eiserne Logik.

In Deutschland hatte sich äußerlich im großen Gange der Staaten nichts Erhebliches geändert. Preußen nahm in Bezug auf die Gallomanie und die neue Philosophie eine streng exclusive und conservative Richtung ein. Die Theologie, die hier noch die ganze dogmatische Strenge und orthodoxe Starrsinnigkeit bewahrt hatte, mit der sie in Norddeutschland aus dem dreißigjährigen Kriege hervorgegangen war, hatte noch, als erste Dienerin des Königthums ihre ganze Kraft und die Mission bewahrt, der erste Hebel des Nationallebens zu sein, und als solcher die ganze geistige Ausbildung des Volkes zu regeln. Der Vater des großen Friedrich war sparsam, einfach, zu sehr Militair und Mann der Praxis, um nicht die Wissenschaften als nutzlose Hirngespinste zu verachten.

Da sein Staat noch jung und andern Nationen gegenüber schwächlich war, so hatte er den sehr richtigen Grundsatz, daß Preußens Volk nur arbeitsam, genügsam, fromm und tapfer sein müsse, um zu bestehen. Alles Andere war Ballast für ihn und ging über sein Verständniß. Dieses Andre zu erfassen und es lebens=

kräftig durchzuführen, war seinem großen Sohne vorbehalten, mit dem er, lange entzweit, endlich Frieden geschlossen und so seine letzten Tage durch die Sonne der Kindesliebe verklärt hatte. — Diesem Widerwillen Friedrich Wilhelms I. gegen die Wissenschaft, der von der dienstwilligen Beschränktheit und unredlichen Orthodoxie seiner Umgebung forcirt wurde, war der Philosoph Wolff*) zum Opfer gefallen, den man, auf des pietistischen Theologen Lange ewiges Drängen, nicht nur von der Universität Halle, sondern auch aus ganz Preußen bei Strafe des Stranges verbannt hatte, und der nach Merseburg geflüchtet war, von wo er seine geistreichen Waffen gegen die Unduldsamkeit richtete. In Sachsen regierte immer noch August der Starke, wechselte vor wie nach seine Gunst und Neigung und richtete feindselig seine Blicke auf Frankreich, dessen Herrscher nicht übel Lust zeigte, seinem unglücklichen Schwiegervater noch einmal die wenig beneidenswerthe Krone Polens aufs Haupt zu setzen.

*) Versuch einer Histor. Schilderung Berlins 1798. Paulis Verlag, S. 118 bis 21. Besonders interessant sind die Argumente der beiden Generale von Natzmer und Freiherr von Löben, die den König zu den Maßregeln gegen Wolff bestimmten.

Das Jahr 1732 war herangebrochen, und wollen wir die alten Verhältnisse und Personen wieder aufsuchen, wo wir sie verlassen, so finden wir fast alles von seiner Stelle gerückt und manche Lücke. Der Churprinz August hatte sich 1719 mit Prinzessin Marie Josephine von Oesterreich vermählt, die arme Königin Eberhardine, die Betsäule von Sachsen, wie das Volk sie nannte, hatte sich mit ihrem Unglück und ihren Thränen seit 1727 in die Erde geflüchtet und, nachdem die alte würdige Kollowrat schon vor Eberhardinen gestorben und diese, die schöne Tochter der Oberhofmeisterin, die junge Antonie von Kollowrat zur Favoritin genommen, wußte sich Letztere bei der Churprinzessin so in Gunst zu setzen, daß sie auch deren Vertraute wurde. Ein Jahr vorher war Hoymb seines Amtes entsetzt worden und saß auf dem Königsstein; Klettenberg der Goldmacher, war längst ebendaselbst enthauptet, die Gräfin Königsmark, der Fürst von Fürstenberg, Fleming sind gestorben, Vitzthum im Duell erschossen; die Kessel, die Dehnhof, die Dieskan, selbst die schöne Osterau, die letzte Liebe Augusts, war in ihr ursprüngliches Nichts zurückgesunken. Auch unser alter guter Volumier ist nicht mehr; an seine Stelle war Hasse mit seiner berühmten Nachtigall, der großen Faustina, getreten.

Dem braven Sebastian Bach, dessen Familie sich seither vielfach, wie sein Ruhm, vermehrt, und der in Köthen, wohin er seinen Wohnsitz verlegt hatte, sein liebes treues Weib durch den Tod verloren*), war die Welt daselbst zu eng geworden. Er war darum nach Leipzig gezogen, und hatte, nachdem er Anna Magdalena, die jüngste Tochter des Weißenfelsischen Hofmusikers Wülkens geheirathet**), das lohnende Cantorat an der Thomasschule angenommen. Ein auch zweimal jährlich besuchte er Dresden, wo er die Königin und alle Welt mit seiner Kunst entzückte und Hasses Freundschaft erwarb; seitdem aber die Königin gestorben war, kam er nicht mehr an den Hof.

Brühl, der inzwischen Kammerherr und Director des Departements der innern Angelegenheit im geheimen Kabinet des Königs geworden, unterließ nie, sich möglichst liebenswürdig gegen Sebastian zu erweisen. Aus dem eilfjährigen Friedemann aber war unterdessen ein erwachsener Mensch, ein bedeutender Musiker geworden, und Sebastian, der in diesem seinen Erstgebornen, seinem Lieblinge, alles Treffliche vereinen, ihm eine Weltbildung,

---

*) J. S. Bach's erste Frau starb 1720, als Sebastian mit dem Fürsten Leopold von Anhalt gerade in Carlsbad war, (vide Hiller: Leben berühmter Musiker, S. 23 und 24).

**) Hiller: Leben berühmter Musiker S. 23 und 24.

und für den Nothfall einen anderweitigen Rückhalt geben wollte, hatte, da er voraussah, daß er seinen zahlreichen Kindern keine Berge Goldes hinterlassen würde, ihn auf die Hochschule nach Merseburg geschickt, wo Friedemann ein eifriger Schüler des exilirten Wolff und des vortrefflichen Graun*) namentlich im Violinspiel geworden war. Schon die Lehrer auf der Thomasschule hatten von diesem geistreichen Knaben das Höchste gehofft. So kam er endlich 1730 ins Vaterhaus zurück um seine letzten Orgelstudien zu vollenden und die Rechtswissenschaft so wie die Mathematik und Philosophie, die er in Merseburg begonnen, fortzusetzen. Letzteren beiden Disciplinen ist er auch neben der Musik in späteren Verhältnissen unwandelbar treu geblieben.

Es ist doch ein eigen Ding um das Verhältniß zwischen Kind und Erzeuger! So lange in den ersten Jugendjahren das Gefühl äußerer und innerer Abhängigkeit, und persönlicher Unsicherheit dem jungen Menschen anhaftet, wird er, Schutz und Liebe suchend, sich streng an die Eltern schließen, nur in ihnen seine Welt sehen, nur von ihnen Alles ableiten und nur sie in seinen Handlungen und Gedanken nachahmen. Wenn aber in

*) Graun — Gerbers Tonkünstlerlexikon S. 92 bis 94, ferner Meyer Enzykl. Artikel Bach.

ihm das Gefühl der eignen Individualität hervorbricht, — und meist pflegt die weise Natur dies zur Zeit der Pubertät zu gestatten, — wenn namentlich die Außenwelt in ihren wechselnden Gestalten und Ideen mit der ganzen Summe ihrer Eindrücke ihn zu sich hinüberzieht, dann löst er sich, in derselben Steigerung, mit der sich seine Sonderperson durch Gefühl, Gedanke und That ausspricht, von dem Stande der Kindschaft, von der absoluten Einwirkung der elterlichen Autorität los, bis ihn endlich sein besonderer abweichender Lebenszweck, die eigene Familie und der Heerd, den er nun selbst begründet, vollständig seinem Ursprunge entfremdet. Es ist dasselbe unendliche Gesetz, das sich in den Sphären widerspiegelt, das den Planeten aus dem Schooß der Sonnenmutter*) in weite Kreise von ihr treibt, mit sehnender Gewalt Individuum, und selbst Weltengebärer zu werden. Er müßte aber einsam sich verlierend zerstieben und vergehen, wäre ihm nicht ein Rest jener alten Liebe, die Erinnerung jenes seligen Dämmerns an der Mutterbrust geblieben, das ihn nie ganz seinen Ursprung verleugnen, ja ihn nur so weit schreiten läßt, damit er als Individuum frei werde, und ihn liebend zwingt, ewig

*) Laplace, Exposition du Système du monde (deutsch von Hauff) und Traité de Mecanique céleste. —

die Stätte zu umschweben, in der sein verlorenes Eden lag. Dieses gewaltige Gesetz, von dem die niedrigere organische Welt nur wenig weiß, verbindet den Menschen mit jener Welt der Sphären. Ihm ist es, wie dem leuchtenden Stern, gegeben, daß er, wenn er Person geworden, sich wieder zurückführt auf seinen Ausgang, und seine Blicke von sich nach der Gesammtheit und dem Ursprung wendet. Diese Himmelsgabe, von sich zurückzuschließen, zurückzugehen auf das All, auf seine Gattung, seinen Ursprung, sie ist's, die den Menschen, wie Euripides sagt, zum Auge der Wesen macht, denn er thut es mit Bewußtsein. Darum ist, mit seltener Ausnahme, dem erwachsenen Menschen trotz allen äußern und innern Sonderlebens die Liebe zu seinen Eltern anhaftend, und wo er sie nicht äußern kann, wird er sich wenigstens nach ihr sehnen. Ach, es ist so schön, daß man doch nie ganz aus der Kindheit herauskommt! Aber diese Kindschaft ist eben eine Andere geworden, weil ihr das süße und zugleich zwingende Gefühl der persönlichen und physischen Abhängigkeit fehlt; sie hat sich mehr in das Gefühl der innigen Freundschaft, die eher eine Gleichberechtigung in sich schließt, verwandelt, einer Freundschaft die den letzten Schimmer der alten Jugendzärtlichkeit trägt. Es ist ein verlorenes Paradis, in das

wir eintreten, um uns wieder einzubürgern, aber in welchem uns das Gefühl der Heimath abgeht. Das Süßeste im Leben trägt uns die meisten Schmerzen ein. Das Pathos ist eben Grundton des ganzen Daseins!

Dies mehr freundschaftliche, gleichberechtigte Verhältniß, welches, da Friedemann nun in den meisten Dingen auf seinen eigenen Füßen stand, zwischen ihm und dem Vater eingetreten war, hatte sich längst, ja schon damals vorbereitet; denn Vater und Sohn glichen in ihrem Kunststreben zweien Concurrenten, von denen der Aeltere nur eine Strecke voraus hat.

So betrachtete es wenigstens Sebastian, und da er die Genialität seines Friedemanns als Musiker, so wie seine Reife in wissenschaftlichen Dingen bald erkannte, so hatte er ihm frühzeitig Rechte eingeräumt, die man sonst nur dem Freunde, der Einem an Jahren näher steht, zu bewilligen pflegt. Durch diese Art des Umgangs war aber keineswegs jene rücksichtslose Cordialität erzeugt worden, wie wir sie heut zu Tage so oft in Familien erblicken, und die die Klasse der jeune pères zu einer eben so lächerlichen wie ekelhaften Erscheinung macht. Denn so sehr Sebastian Bach auch Friedemann immer mehr zu sich heranzog und zum Vertrauten machte, so war nicht allein die ganze damalige, dem Bürgerstande

noch wesentlich eigenthümliche patriarchalische Denkart, sondern besonders der ganze Charakter, das künstlerisch und menschliche Sein Friedemanns so eigenthümlicher Art, daß dem Sohn, trotz aller persönlichen Freiheit, trotz abweichender Ansicht, trotz väterlicher Vertraulichkeit, die Repulsivkraft stets bewahrt blieb, die ihn immer in der alten Kindlichkeit zum Vater hielt. Sebastian Bach war streng religiös; seine Kunst selbst war auf den Glauben gepflanzt und nur durch diesen werkthätig. Er war ein Mann ohne dialektische Spitzfindigkeit und Grübelei, ohne philosophischen Sinn, und wenn seine künstlerischen Gedanken innig und tief, erhaben und kraftvoll genannt werden müssen, waren sie es nur, weil der Glaube, wenn er in seiner schlichtesten Einfachheit auftritt, ein unergründlicher Brunnen des Schönsten und Besten, jener große nie gemessene Ocean ist, in welchen sich alle Arten von Sehnsucht, alle Hoffnungen, so entgegengesetzt sie äußerlich zu sein scheinen, endlich doch ergießen. Friedemann hingegen hatte in Merseburg analysiren, logisch schließen und denken gelernt. Durch Wolffs Mund waren ihm die Phylosophie Leibnitzens, die Hypothesen Newtons und der junge Geist der französischen Skepsis zugekommen, hier war der Punkt, wo zwischen Vater und Sohn ein scharfes Auseinandergehen nahe

genug lag. Daß aber Friedemann nach wie vor den Vater mit jenen anbetenden Kinderaugen betrachtete und in ihm die Krone alles Guten und Schönen fand, lag daran, daß die wissenschaftlichen Eindrücke Merseburgs noch nicht tief genug in ihm gewurzelt hatten, und alle jene gewaltigen Fragen, die sie etwa in ihm wach gerufen haben mochten, gewissermaßen bei Seite gelegt worden waren durch den ersten aller seiner Gedanken: „du bist ja Musiker, Friedemann!“

Der andre Grund lag darin, daß die von ihm gesammelten Erkenntnisse sich weder in ihm, noch in seinen Lehrern vom Gottesbewußtsein losgelöst hatten, daß überhaupt die streng materialistische und atheistische Denkart späterer Zeiten noch gar nicht in Aufnahme gekommen war. Man kam doch immer auf Gott als Urgrund zurück. Ferner lag in Leibnitzens Monadologie so viel Naturdeismus, daß Friedemann doch immer wieder in der Hauptanschauung mit dem Vater zusammentraf, und komisch genug, wurde dieses Zusammentreffen durch Jacob Böhmes Schriften, die Beide gleich sehr verehrten, erleichtert, und zwar darum, weil in dieser mystisch schwärmerischen Anschauung sich dem Vater und Sohne eine endlose Welt der kühnsten Imaginationen eröffnete, in der die Meinungen Beider Raum genug hatten, ohne sich an einander

zu stoßen. Das letzte Größeste aber, was Vater und Sohn zusammenhielt, war die Musik selbst, und die Ueberzeugung Friedemanns, daß sein Vater unerreichbar hoch in seinem Wirken stehe. Oft kam es, daß da, wo der spitzfindige Verstand des Sohnes vor einer Frage rathlos stillstand, ein paar Worte des Vaters, das Beispiel einer einzigen Tonfigur auf dem Instrumente genügte, um Beide zu vereinigen. Wie nahe sind nicht Musik, Mathematik und Logik verwandt! Sind sie nicht eigentlich nur in den Mitteln verschieden? — Ton, Begriff, Zahl! — Wohl selten haben Vater und Sohn einander so verstanden, so ergänzt und so geliebt, wie diese Beiden.

Wenn Bach der Vater auch nicht viel auf Brühl, überhaupt auf die Hülfe Andrer gab und mit seinem Loose in Leipzig ganz zufrieden war, so hatte doch Friedemann die Abschiedsworte des Pagen bei jenem Wettstreite nicht vergessen, und voll edlen Ehrgeizes, wünschte er wohl den Vater, der ihm Alles galt, in einer möglichst beneideten Stellung bei Hofe zu wissen.

Brühl war nun dreiunddreißig Jahr alt, und, da er sich Vitzthums kluge Zurückhaltung zur Regel machte, noch immer der Günstling Augusts des Starken, ohne daß man ihn sonderlich beneidet hätte. Er war ein Günstling

ohne Einfluß. In letzterer Beziehung war ihm, besonders bei dem Churprinzen*) sein ehemaliger Genosse der junge Sulkowsky zuvorgekommen, der auf kluge Weise sich öfters in die galanten Angelegenheiten des Königs zu mischen gewußt hatte. Dies hätte August den Starken aber noch keineswegs bewogen, diesen nach und nach an Hoymbs Stelle zu setzen, wenn nicht die Nationalitätenfrage hierbei eine große Rolle gespielt hätte. Dem König war Alles daran gelegen, den fast verlorenen Einfluß nicht nur, sondern die absolute Gewalt über Polen zu erlangen, und da Sulkowsky Pole, und mit dem gewichtigsten Theil des Reichstagsadels verschwägert oder alliirt war, so machte August ihn zu seinem Minister, um an ihm eine Brücke für seine Pläne zu haben. Dies wußte Sulkowsky sehr wohl, und weil der König durch diese Combination in eine eigene Lage zu ihm gebracht worden war und Manches übersehen mußte, was er sonst nicht geduldet hätte, so unterließ Sulkowsky nicht, die Zeit zu nützen, und sich von der Gewalt so viel, als sich nur thun ließ, anzueignen. August aber hatte die Sulkowsky's

---

*) Geheime Briefe. Leben und Charakter des Grafen v. Brühl 1760. S. 67 bis 71.

und die polnische Adelskoterie höchst nöthig, denn schon munkelte man in Polen wiederum von Ladislaus Lescinski, und wenn dieser auch den tapfern Schwedenkönig nicht mehr zum Schutze seiner Thronanrechte herbeirufen konnte*), so hatte er doch in Ludwig XV. einen mächtigen Schwiegersohn, auf dessen Hülfe er wohl bauen mochte. Die Feinde Augusts in Polen steckten bereits die Köpfe zusammen, und Sulkowsky säumte nicht die Gefahr für August um so dringender darzustellen, als er sich ihm dadurch um so unentbehrlicher machte.

Was Brühl dabei empfinden mochte, daß Sulkowsky so rasch empor kam, und er sich von seinem ehemaligen Genossen nun von oben herab mußte ansehen lassen, war allen Uebrigen bei Hofe um so mehr ein Räthsel, als man wußte, daß Brühl die junge schöne Kollowrat leidenschaftlich liebte, und Sulkowsky auch in dieser Beziehung sein glücklicher Nebenbuhler werden zu wollen schien. Schien, denn ob ihn die reizende Antonie auch begünstigte, während sie Brühl fast mied, so konnte man doch nicht behaupten, daß bis jetzt ein ernsteres Verhältniß zwischen jenen Beiden bestand. —

Je anmaßender Sulkowsky nun in seiner Macht-

*) Der König von Schweden war 1718 gestorben.

fülle sich gegen Brühl und die meisten Andern benahm, je näher er selbst der Eigenliebe des Königs trat, je freundlicher Gräfin Kollowrat zu dem Polen, je kälter sie zu Brühl wurde, um so ruhiger, resignirter, um so dienstwilliger und freundlicher wurde Letzterer zu der stolzen Dame, die sein Herz erkoren, zu dem Gegner, der ihn mit der ausgesuchtesten Impertinenz behandelte.

Ja, Sulkowsky war impertinent zu Brühl, und um so mehr, weil er häßlich wie die Nacht, und Brühl hübsch war. Sulkowsky war impertinent aus jenem unbehaglichen Gefühl, welches ihm bei Brühl zuflüsterte, daß der ärgste Feind auch der freundlichste zu sein pflegt.

So war das Jahr 1732 zu Ende gegangen und hatte zu seinem Schluß die Befürchtungen über Lescinski's Usurpation, wie man's in Dresden nannte, derartig vermehrt, daß August der Starke, obwohl eine alte Wunde an seinem Fuße wieder aufgebrochen war, sich entschloß trotz des Winters nochmals in Person nach Warschau zu gehen, um die Keime einer etwaigen Insurrection zu ersticken, die Schwankenden zu befestigen und die Gefährlichen zu neutralisiren. Die Reise war also eine beschlossene Sache, es handelte sich nur darum, wer den König begleiten, und wer zurückbleiben sollte.

Dies war ein Moment wichtiger Entscheidung für Brühl wie für Sulkowsky. Der Churprinz hatte sich nur wenig blicken lassen; er kam mit seiner jungen Gemahlin sehr selten von seinem Jagdschlosse Hubertsburg herein, — denn die Mißstimmung zwischen Vater und Sohn, durch die Erinnerungen an das Maitressenthum und das thränenvolle Ende Eberhardinens von des Letzteren Seite, durch die katholische Bigotterie Josephas bei August II. erzeugt, dauerte noch fort. Wem wird der König die Gewalt interimistisch anvertrauen? Wen wird er als Unterhändler und Vertrauten mit sich nehmen? Das war die Tagesfrage, die, wie verlautet war, heute gelöst und worauf dann binnen einer Woche zur Reise geschritten werden sollte. —

Der Hof war bei der Gräfin Morsinska, Augusts Tochter von der Cosel, die er namentlich in den letzten Jahren gern um sich sah, versammelt.*)

Neben der strahlenden Gräfin saß auf einer Ottomane, den Theetisch vor sich, das Juwel des Hofes, die schöne Kollowrat. Sulkowsky stand vor ihnen; er hatte die Hand auf den ledernen Sessel des Königs gelegt,

*) Ihr Palais lag am Donaerschlage Topogr. Gesch. Dresdens v. Weinart 1777. S. 338.

und unterhielt die versammelten Damen, um seine innere Unruhe zu verbergen. Der kleine Salon, in dem sich die Gesellschaft befand, der eine grünseidene Tapete trug und dessen Plafond mit einer guten Freske, den Triumphzug der Ceres darstellend geschmückt war, hatte statt der Fenster zwei breite Glasthüren, die in ein großes Glashaus, eine Art Wintergarten führten, der künstlich erwärmt, alle Arten Gewächse beherbergte, die damals wenigstens noch für selten galten. Eine Art kostbarer Bosquets aus Ceder und Myrthe, bildete das Asyl einer versteckten Laube, die eben so zur Intrigue wie zum Liebesflüstern tauglich schien. An der Wand des Salons welche den Eingängen in das Gewächshaus gegenüber lag, zwischen dem wohlthätigen Feuer zweier Kamine, die in der stumpfen Ecke angebracht waren, stand das Sopha der Gräfin mit dem Theetisch. Links und rechts, aber durch einen breiten Raum getrennt, standen zwei Spieltische, deren einer vom General Klenzel, dem bescheidener gewordenen Spiegel und dem Polen Lubomirsky eingenommen wurde, dessen Schwester, nachdem sie August geliebt, mit dem Titel Fürstin von Teschen abgefunden worden war, weil sie in Warschau Einfluß hatte. Sie wartete auf den König, der den vierten Platz einzunehmen pflegte. Den anderen Spieltisch nahmen

die Generalin Klenzel und die Gräfin Bielinsky*), welche Schach spielten, und noch zwei Hofdamen ein. Gruppen von Cavalieren hatten sich nach Laune vertheilt und flüsterten. Der König trat ein, gefolgt von Brühl. Alles erhob sich; August trat grüßend an den Tisch und ließ sich neben der Gräfin Morsinska nieder.

Sulkowsky begab sich an den Spieltisch der Generalin Klenzel und sah der Schachpartie zu, welche sich ihrem Ende neigte. Brühl zog sich hinter Spiegel zurück, seine Aufmerksamkeit dem armen Ehegatten widmend, der beträchtlich verlor. Man spielte überhaupt höchst achtlos, und die Unterhaltung war lau, denn Alles war gespannt auf das, was kommen würde. Man hatte unter wechselnden Gesprächen von Oper, neuen Toiletten, jüngsten Nachrichten aus Paris, Ballets, neuen Bauprojecten zu Dresdens Vergrößerung u. s. w. die träge Zeit zu beschleunigen gesucht, als das Rollen einer Equipage, der Trommelwirbel der salutirenden Hofwachen den Churprinzen meldete, der bald darauf eintrat. Sulkowsky und Brühl sahen sich einen Moment fragend an, und Erster wechselte etwas die Farbe. Das Erstaunen der Anwesenden wuchs aber um so mehr, als

*) Schwester Rutowskys, Tochter Augusts von der Frau von Spiegel. Galant. Sachsen I. Bd. S. 236.

der König aufstand, dem Churprinzen entgegen ging, ihm herzlich die Hand drückte und ihn neben sich auf den Sessel zog indem er sagte: „Das ist mir lieb, August, daß Du so bald kommst.“ Ein Zug nachdenklicher Rührung überflog das sonst strenge Gesicht Augusts. So hatte er sich noch nie gegen den Sohn benommen. — „Ich eilte um so sehnlicher her, Majestät, weil ich die Spanne Zeit noch ausnutzen wollte, die es mir erlaubt meinen gnädigen Vater zu sehen.“

„Das sollst Du auch, und da ich nächster Woche reise, sollst Du bei mir bleiben. Wer weiß, ob's nicht lange dauert, ehe wir uns wiedersehn! Damit aber daheim Alles hübsch in Ordnung bleibe, mein Sohn, wirst Du die Reichsgeschäfte inzwischen versehen. Sulkowsky, Sie werden die bevollmächtigende Ordre ausfertigen. Seine Hoheit der Churprinz regiert mit meiner ganzen Gewalt, so lange ich fort bin.“

Brühl rang mit einem leisen Lächeln, das er kaum zurückhalten konnte; die schöne Kollowrat aber richtete einen erstaunten Blick auf Sulkowsky, welcher sich tief vor dem König verbeugte, um seinen Schreck zu verbergen.

„Ew. Majestät fühlen sich aber nicht wohl genug zur Reise“ sagte schüchtern die Gräfin Morsinska. „Wohl

wahr, meine Liebe, aber die Geschäfte sind zu dringend. Wenn ich auch in Warschau nicht selbst Alles besorgen kann, so überwache ich doch Alles. Freilich muß ich mich auf die Zuverlässigkeit meiner Begleiter verlassen, und ich denke, ich kann das. Lieber Brühl, und er reichte dem Kammerherrn die Hand, die dieser küßte: Sie haben mir so lange anhängliche Treue bewiesen, Sie reisen mit mir. Die Grafen Sulkowsky und Lubomirsky sollen auch mit, und ich will wünschen, daß sie in Warschau recht ersprießliche Dienste leisten können. — Sulkowsky, stellen Sie sogleich die Cabinets-Ordre für Seine Hoheit aus! — Lieber Sohn, es wird demnächst nöthig werden, die Churprinzessin Hoheit nach Dresden zu bitten, damit Du die Deinen um Dich hast. Du wirst den linken Flügel des Schlosses einnehmen.“ — Alles war erstaunt. Sulkowsky, starr und keines Wortes fähig, schwankte hinaus. Brühl, dessen Gesicht purpurroth vor innerer Bewegung war, richtete einen langen Blick auf die Gräfin Kollowrat, die sich auf die Lippen biß und ihr Auge vor ihm niederschlug. — Das Räthsel war gelöst. Nicht Sulkowsky, sondern der Erbprinz selbst führte also das Interimsregiment. Brühl begleitete speciell des Königs Person, und dies war ihm in einer Form gesagt worden, aus der hervorging, daß

er keinen bloßen Kammerherrndienst zu versehen habe. Auch Sulkowsky sollte mit; aber die Art des Befehls, und daß neben ihm Lubomirsky mit einer Art Gleichberechtigung genannt wurde, schien höchst auffallend.

Der Thee war inzwischen eingenommen worden. Auf einen Wink des Königs erschien Hasse mit seiner Gattin, der Sängerin Faustine, und ein paar Minuten später hatte sich die ganze Gesellschaft in italienische Opern vertieft.

Im Berathungszimmer des Königs saß indeß Sulkowsky und verfaßte in Zorn und Wuth das Edict für den Prinzen.

„Ha, schon gut, rief er aufspringend, Brühl ist ihm lieber mit seiner Lakaienseele! — Nicht allein daß mir der Prinz den Weg verrannt hat, gegen den ich nichts machen kann; nein Brühl wird als sein Alles mitgenommen, und ich bin neben dem Laffen Lubomirsky gut dazu, unter meiner Koterie in Warschau für ihn zu agitiren! — O, ich seh's ein, so lange ich sein Arm war, der von Dresden bis Polen reichen konnte, so lange er in mir dem Polnischen Adel flattirte, gestand er mir Alles zu; jetzt, da er selbst nach Warschau kommt, denkt er, ich sei entbehrlich! O gut, gut! Aber laßt mich nur erst in Warschau sein! Er soll bald sehen, wie dringend

er mich nöthig haben wird. — Doch ich muß rasch das Dokument beenden! Während ich hier sitze, hat Brühl Zeit, mit der Gräfin Kollowrat zu sprechen." Er setzte sich an den Tisch und schrieb weiter.

„Es ist doch gut, daß der verdammte Brühl mitgeht!"

Der verdammte Brühl hatte inzwischen dem Gesange der Faustine zugehört, in welchen die Gesellschaft so vertieft schien, daß sie es nicht bemerkte, wie die schöne Kollowrat in das Gewächshaus trat.

Leise näherte sich der Kammerherr dem jungen Lubomirsky, der in einem Meer von Wonne schwamm. „Von Herzen meine Gratulation, lieber Graf. Sie sehen, wenn die Umstände und Lebenslagen oft noch so ungünstig sind, das wahre Verdienst wird doch einmal belohnt. Ich kann es mit Stolz sagen, daß ich nicht der Letzte war, der es bemerkt hat." — „Und Sie sind wohl gar die Ursache daß —" „O still, nicht doch! Das Auge des Königs sieht scharf genug; nur muß man den gnädigen Blick, bei den vielen Geschäften, manchmal zu seinem rechten Ziele einladen." —

Leise aber heftig drückte der junge Pole Brühls Hand: „Ich bin von Stund' an Ihr ergebenster Freund, und" — „Ich will, daß Sie Ihr eigener bester Freund sein sollen, Graf. — Sie sind lange zurück gedrängt

worden. Was ich Ihnen durch meinen Rath nutzen kann in zweckmäßiger Behandlung der Geschäfte, geschieht gewiß. Grâce au ciel! Alliiren Sie sich mit mir, und Sie sollen ein Staatsmann comme il faut werden. — Jetzt thun Sie mir aber den Gefallen und decken Sie die Glasthür mit Ihrem Körper; ich will, ohne bemerkt zu werden, ins Glashaus treten."

Ein Helldunkel, ergänzt von den Reflexen des Schnees drunten und dem verlorenen Lichtschimmer des Salons, welcher durch die Glasthür fiel, gab dem Glashause, dessen Zweige ein Chaos von Schatten warfen, eine bezaubernde Herrlichkeit, in welche die Klänge der Musik hineinflatterten, um unter den Myrthen einzuschlummern.

Hier saß die schöne Antonie von Kollowrat. Mannigfache Gedanken schienen sich ihrer zu bemeistern und ihre Fantasie aufzuregen.

„Darf ich's wagen, Comtesse, Ihre Gedanken zu unterbrechen und Sie um eine kurze Unterredung zu ersuchen?"

Sie schrak zusammen. Vor ihr stand Brühl, und der Glanz der Girandolen des Salons fiel auf sein bewegtes Antlitz.

„Warum nicht, Herr Kammerherr? Nur finde ich den Ort und die Form nicht besonders gut gewählt."

„Gewiß, Comtesse. Dafür wird unser Gespräch den Vorzug haben, kurz und entscheidend zu sein. Ein einfaches Ja oder Nein Ihrerseits genügt mir.“

„Bitte, reden Sie.“

„Comtesse, sehen Sie ein Unrecht darin, wenn der Mann nach dem höchsten Preise des Lebens ringt, zumal wenn er dazu die Kraft in sich fühlt?“

„Wie sollte ich das? Das ist ja sein Beruf, ist das, was ihn zum Manne macht. Wer sich aber etwas vorsetzt, das er nicht zu erringen im Stande ist, der ist ein Knabe, und kein Mann,“ — und ihre Wangen glühten.

„Und Sie können nur einen Mann lieben, schöne Comtesse?“ — und Brühl ergriff ihre Hand.

„Nur einen Mann, Brühl, darauf verlassen Sie sich.“

„Haben Sie schon einen solchen Mann gefunden? O beantworten Sie mir das!“

Sie zögerte, schlug erröthend die Augen nieder, dann sah sie plötzlich Brühl ernst an.

„Nein!“ — Sie lächelte und setzte hinzu: „Ein Männlein aber und dann noch so ein Garnichts von einem Menschen, von dem ich nicht weiß, ob er zum andern Geschlecht gehört.“

„Ah! — Nicht übel! O ich verstehe Gräfin. —

Nun dieses Garnichts von einem Menschen, das zugleich arm ist und nur sein Wappen hat, dieses Nichts von einem Menschen wird das Männchen stürzen und einst erster Minister eines Reichs werden, und es nur darum werden, damit die schöne Kollowrat ihn als Mann erkenne und ihm erlaube ihre Hand zu erbitten."

„Und ich werde Sie ihm dann geben, Brühl, sicher! — Im gewöhnlichen Leben entscheidet die Qualität des Herzens bei der Ehe. Bei uns kann man die Liebe nur danach messen, wie viel ein Liebender für seine Erkorene zu erringen weiß."

„Und wollen Sie den Kampf zwischen dem Männchen und dem Nichts abwarten?"

„Wie lange?"

„Wir sind beide noch jung. Drei Jahre."

„Ich warte, lieber Brühl, und — schweige."

„Nehmen Sie den Dank für diese Gnade!" Und er drückte einen glühenden Kuß auf die Hand der Hinwegeilenden.

Es war halb Elf Uhr Abends, als Brühl seine Wohnung betrat. Hier in seinem Arbeitszimmer brannte Licht; sein Sekretair arbeitete emsig an einem Bureautisch und empfing ihn mit einer kurzen Verbeugung. Brühl entließ den Diener welcher ihn begleitete, schloß

die Thür ab und lauschte nach den verhallenden Schritten des Lakaien. Nun war es still, nur das eintönige Geräusch der Feder war hörbar.

„Lassen Sie jetzt die Arbeit, Siepmann*), ich habe mit Ihnen zu reden.“

Der Sekretair legte die Feder hin, hob seine kleine krumme Gestalt vom Stuhle und richtete sein schelmisches Auge, sein scharf gezeichnetes fast jüdisches Gesicht auf seinen Herrn.

„Siepmann, ich stelle Ihnen zwei Fragen. Was wollen Sie? Wollen Sie ein Mann von Vermögen und Einfluß werden oder von hier nach dem Sonnenstein gehen? Zwei Unteroffiziere warten unten.“ — — —

„Ich werde mir erlauben, das Erste zu wählen.“

„Unter jeder Bedingung?“ —

„Unter jeder!“

„Das freut mich, Siepmann. — Ende dieser Woche gehe ich nach Warschau, Sie müssen vier Tage vor mir dort sein.“

„Zu Befehl.“

„Sind die geheimen Notizen für mich geschlossen, die Adresse in Petersburg erprobt?“ —

*) Alexander Siepmann trat 1731 in Brühls Dienste. Diplom. Gesch. Dresd. IV. Bd. S. 116 u. Anmerkg. 1.

„Erprobt! Diese Nacht schließe ich die Notizen, übermorgen reise ich.“

„Brav. Setzen Sie sich, ich werde Ihnen Empfehlungen diktiren, die Graf Lubomirsky unterzeichnen wird. Sie sind nämlich von Lubomirsky gesendet, verstanden?“

„Gewiß; und wenn ich in eine schiefe Lage komme?“

„Ich bin des Königs Kammerherr, Siepmann!“

„Gewiß.“

„Da, hier sind 30 Dukaten auf Abschlag, wenn ich Graf Brühl heißen werde, verdopple ich Ihre Gage.“

„Und wenn Sie Minister sind, Herr Graf?

„Werden Sie von Siepmann heißen und ein Staatsamt haben.“

„Diktiren Sie, Exellenz!“ — und leuchtenden Auges wie ein Geier stürzte sich der Kleine auf die Arbeit.

In zwei Tagen reiste Siepmann. Vier Tage später, an einem bitterlich kalten Morgen standen die königlichen Reisewagen unter dem Portal.

Mehrere Packwagen und Equipagen mit polnischen Edelleuten und einige Offiziere waren schon voraus, ebenso die Köche, Verwalter und Lakaien. Drei Regimenter hatten sich acht Tage vorher in Bewegung gesetzt. Der König nahm von dem Erbprinzen und dem

Hofstaat in seinen Zimmern Abschied. „Gott erhalte Ew. Majestät," sagte die Churprinzessin, die ungewöhnlich bewegt war. Der König küßte ihr die Stirn und wollte gehen. Auf einmal strich er sich mit der Hand über die Stirn, wandte sich, preßte seinen Sohn heftig an sich und flüsterte ihm ins Ohr: „August, denk' immer in Liebe Deines Vaters; vergiß auch nicht meine andern Kinder!" — Der König drückte der Churprinzessin Josephine noch einmal heftig die Hand. „Nach Warschau denn!" Und er wandte sich und schritt hastig hinaus.

„Nach Warschau!" sagte Sulkowsky und blickte Gräfin Kollowrat glühend an.

„Nach Warschau!" flüsterte Brühl kaum hörbar. Sie folgten.

Einen Augenblick später und die Wagen rollten von dannen.

V.

Die Krone.

Der König war in Warschau, und krank. Die für einen jungen und gesunden Körper schon höchst anstrengende Reise im tiefsten Winter hatte seinen kranken Fuß verschlimmert und ihm eine heftige Entzündung der Wunde zugezogen*).

August der Starke hatte Warschau nur betreten, um sich aufs Krankenbett zu legen. Die sächsischen Regimenter garnisonirten in der Stadt, die polnische Leibwache, welche sofort doppelte Löhnung erhielt und Offiziere hatte, die fast alle dem König treu ergeben waren, versah den Schloßdienst. Es ließ sich alles Aeußere ganz gut an. Was die Autorität, selbst wo sie

*) Diplom. Gesch. Dresdens. IV. Bd. S. 119 und 20 nebst Anmerkung.

nicht geliebt ist, durch ihre Anwesenheit zu wirken vermag, war hier recht ersichtlich. Die Edelleute, die Lesczinsky besonders ergeben waren, verließen in wenigen Tagen die Stadt, und diejenigen, welche das nicht konnten oder wollten, verhielten sich wenigstens abwartend. Die polnischen Edelleute, welche vom Hofe zu Dresden gekommen waren, verfehlten nicht, um ihres eigenen Vortheils willen, für die Sache Augusts zu wirken, und der König war selbst erstaunt, bei der Mehrzahl der angesehensten Notablen eine Bereitwilligkeit zu finden, die er bisher von dieser Seite nicht gewohnt war. — Wie wir wissen, schien es bei der Abreise, als wenn Brühl in Warschau die Rolle des besonderen Vertrauten des Königs übernehmen würde. Dies war nicht der Fall. August gebrauchte ihn zu keinem diplomatischen Geschäft, sondern schien ihn lediglich zum Pfleger seiner Person erkoren zu haben, und Sulkowsky sah mit Entzücken, daß er wieder in den Vorgrund trat, und das Geschäft allein in der Hand hielt. — Wie sehr mußte der Fürst daher nicht erstaunen, sich von dem größten Theil der Warschauer Edelleute kühl behandelt zu sehn, und gerade von denen, die Augusts wärmste Anhänger zu sein schienen. Lubomirsky galt unstreitig viel mehr in Warschau und war

trotz seiner Jugend unter seinen Landsleuten ungemein gesucht.

„Sehen Sie wohl, Graf, wie unsre Maßnahmen wirken?“ sagte einst Brühl zu ihm. „Ihre Briefe halten Sulkowsky im Schach, weil Jeder nach Ihren Versicherungen der Ansicht ist, Sulkowsky arbeite nur für sich und nicht für Polen, und wolle die freie Constitution hintertreiben, zu der ich dem Könige gerathen habe. Sie sind durch diese Nachricht der Staatsmann Ihres Landes, der Vermittler zwischen Adel und König geworden, und wenn Sie, so von dem Vertrauen Ihrer Landsleute getragen, vor Seine Majestät treten, erlangen Sie die Wichtigkeit, welche Sulkowsky verloren hat. Begreifen Sie nun? Und ich bin ihr Compagnon, der den König wieder mit dem Lande verbindet. Mort de ma vie, wir werden Beide Minister. Nur aber schweigsam, und nie mit mehr als Einem von der Sache reden! Wo Drei sind, ist immer ein Verräther, und die Andern sind Zeugen. Bei Zweien hört jede Verantwortlichkeit auf.“ Lubomirsky war sehr beschränkt, aber das verstand er doch, und handelte wie nur irgend ein gut geschulter Knabe nach dem Lectionsplan des Magisters.

Siepmann, der die bewußten Briefe, ehe August eintraf, an die Vornehmsten der polnischen Aristokratie

überbracht und sich so zum Geschäftsträger Lubomirsky's gemacht hatte, war endlich überzeugt, daß Garnison und Stadtadel die Sache Lesczinsky's vollständig aufgegeben habe. Die übrige Zeit von Augusts Aufenthalt in Polen sollte noch dazu dienen, den Adel des flachen Landes gefügig zu machen und zum Schluß einen Reichstag zu halten, auf welchem dem Könige noch einmal der Eid der Treue geleistet werden sollte.

Siepmann war überall, schlichtete Dinge, an die selbst Sulkowsky nicht dachte, indeß Letzterer überall dieselbe Bereitwilligkeit und auch dieselbe persönliche Kälte fand. Die Crême der Warschauer haute volée fing sogar schon an zu Gunsten Brühls gegen Sulkowsky beim König zu operiren, und ließ Winke fallen, daß man mit Brühl sich lieber verständigen würde. Dieser schien von alledem nichts zu ahnen. König Augusts Krankheit hatte sich inzwischen mit jedem Tage verschlimmert, und die beiden Leibärzte erklärten Brühl eines Abends, daß plötzlich der Brand in die Wunde getreten und keine Hülfe mehr möglich sei. Brühl mochte so etwas schon während der Reise geahnt haben, und die liebevollste Aufmerksamkeit, die er dem Könige widmete, stach grell von der geschäftigen Nachlässigkeit Sulkowskys ab, der, überdies gereizt von dem Benehmen seiner Landsleute,

in einer immerwährend schlechten Stimmung war. Kaum hatten die Aerzte Brühl die Trostlosigkeit von Augusts Zustand mitgetheilt, als ihnen derselbe auf Ihren Amtseid das Versprechen des Schweigens abnahm. Tags darauf bereitete er in Gegenwart derselben den starken August, den deutschen Löwen, den Stern seiner Zeit, wie er sich gern nennen hörte, auf den letzten unvermeidlichen Schritt vor. Da lag er auf seinem Schmerzenslager, stöhnend in bittersten Schmerzen, fern von den Seinen, in einem Lande voll Ränke und Koterieen, sah wie der Tod langsam an ihn herantrat um von seinem Haupte die Erdenkrone zu nehmen und keine Seele um sich, die ihn liebte, als Brühl. Dieser hatte inzwischen nach Dresden geschrieben und die Königliche Familie vorbereitet.

„Halten Sie sich bereit, sofort als Courier nach Dresden zu gehen," hatte er zu Siepmann gesagt, und Siepmann war bereit.

Es war in der Nacht des 31. Januars 1733 als Brühl und die Aerzte am Bette des Königs standen. So eben waren Sulkowsky und die vornehmsten Häupter des Landtages fortgegangen. Man hatte ihnen das Unvermeidliche mitgetheilt: August sollte den nächsten Morgen sterben. Eine furchtbare Stille war in dem

matterleuchteten Gemach, nur der König ächzte im Todesschmerz.

„Geht Alle hinaus, Alle! — Ich will allein sein! — Nein, nicht Alle, Brühl soll bei mir bleiben." — Die Aerzte gingen.

„Brühl, Tinte und Feder!" Brühl brachte Beides, und mit zitternder Hand warf er ein paar Zeilen aufs Papier. „Lesen Sie es, Brühl, und handeln Sie danach! Die Aerzte!"

Brühl warf einen Blick aufs Papier, rief die Aerzte und entfernte sich.

„Sie können nichts mehr für mich thun, meine Herren? Ja oder Nein." —

Die Aerzte schüttelten traurig das Haupt.

„Können Sie mir nichts Stärkendes geben? Ich brauche noch Kräfte diese Nacht, und wenn ich doch sterben muß, ist es gleich, ob eine Stunde eher."

„Majestät!" riefen die Aerzte entsetzt. „Ich sage euch, ich muß diese Nacht noch thätig sein, sonst sterbe ich in Verzweiflung. — Gebt mir etwas!" —

Die Aerzte sahen sich fragend an. Dann reichten sie ihm eine Arznei, die den verendenden Löwen zu beleben schien. „Ah, das ist gut! — Kommt Brühl noch nicht?"

Brühl trat ein. Er trug einen großen würfelförmigen Kasten von rothem Leder unter dem Arm und stellte ihn neben des Königs Bett.

„Laßt mich mit Brühl allein."

Die Thür fiel hinter den Aerzten zu.

Brühl öffnete den Kasten, und hastig griff der König hinein. Die Krone Polens war's, die er mit schwankender Hand hervorzog, nachdem sie Brühl auf seine Ordre aus dem Staatstresor geholt. „Brühl, die Krone vertraue ich Ihrer treuen Hand, wenn ich todt bin — — Sie kennen Ihre Pflicht, —" —

Ein paar heiße Thränen fielen von Augusts Wangen herab auf das schimmernde Kleinod und hingen da zwischen den Perlen. Ein sterbender König, der auf seine Krone weint! —

Welche Gedanken, welche Gefühle mochten durch Herz und Hirn dieses Mannes gehen! — „Da, nehmen Sie sie, Brühl. — Ich will an meinen Sohn schreiben." — Brühl nahm das Kleinod, legte es in den Kasten und reichte dem König nochmals das Schreibgeräth. — Die Arznei mußte dem König frische Kräfte gegeben haben; denn er schrieb schnell, wie vom Entsetzen gepeitscht, und er schrieb lange. Hin und wieder fiel ein glühender Schweißtropfen auf das Papier. — Brühl

stand neben ihm. Endlich war der König fertig, faltete das Papier zusammen, legte es zwischen die Spangen des Diadems, und Brühl schloß den Kasten.

„Wo ist mein Siegel?“

„Hier, Majestät.“

„Versiegeln Sie den Kasten.“ — Es geschah.

„Brühl, ich nehme heute schon von Ihnen Abschied. Morgen überlassen Sie mich Gott und den Uebrigen. Ihre Treue ist das Einzige, was mir jetzt wohl thut; und wenn mir der Tod leichter wird, als ich verdiene, so ist es nur, weil ich mich überzeugt halte, daß Sie meinen letzten Willen vollführen werden.“ — „So wahr mir Gott helfe, Majestät!“ — „Fort damit! Adieu, lieber Brühl! — Die Aerzte!“

Brühl, der sein bleiches Gesicht von der feucht kalten Hand des Monarchen erhob, setzte den Kasten in eine dunkle Ecke des Zimmers unter einen Stuhl, auf welchen er ein Tafeltuch warf. Die Aerzte kamen.

Den 1. Februar früh lag der König in den letzten Zügen. Er hatte das Abendmahl genommen. Sulkowsky, Lubomirsky, die Aerzte, die polnischen Großen und Alle die von Dresden mit ihm gekommen waren, umstanden sein Bett in düstrer Stille. Brühl hielt Wache am Stuhl, auf dem das Tafeltuch noch wie gestern

lag, und wich nicht. Er konnte hinab auf den beschneiten Hof des Schlosses sehen. Unter dem Fenster standen zwei vierspännige Wagen und warteten. In dem ersten saß Siepmann und sah starr empor.

„Oh!“ — Ein kurzer Schrei! — Ein krampfhaftes Wimmern. — „Der König ist todt,“ sagten die Aerzte. Alles trat näher ans Bett um sich von der Wahrheit zu überzeugen, und leises Geflüster ging durch das Zimmer. Brühl erhob die Hand zum Fenster, Siepmann fuhr ab. — Eine Minute später rollte auch der zweite Wagen hinweg, in ihm saß Brühl, in der rechten Hand ein gespanntes Pistol, in der linken die polnische Krone.

„Nach Dresden!“

— — — — — — — — — — — — — —

Der Dresdner Hof war in Trauer.

Das Gefühl, den Vater verloren zu haben, in dem Augenblicke verloren, da sich die Herzen in Liebe einander zu nähern schienen, überwog Alles Andere; denn das menschliche Gefühl ist doch das Höchste in allen Dingen.

Den Tag vorher hatte Siepmann die Gewißheit gebracht.

Der Prinz-Regent August, nunmehr Churfürst August III. von Sachsen, wäre im ersten Schmerze gern selbst nach Warschau geeilt, doch die Pflicht hielt ihn zurück. Der Tod Augusts des Starken war Allen ge-

wiß, aber nicht offiziell beglaubigt. Man erwartete noch einen Courier von Sulkowsky mit umfassenden Berichten und zugleich ein Memorandum über die Lage der Dinge. Siepmann war am nächsten Tage geräuschlos nach Petersburg gegangen.

Das Gerücht von August des Starken Hintritt lagerte düster auf Dresden, flatterte durch ganz Sachsen, und Jeder dachte an die Möglichkeit einer bevorstehenden gänzlichen Veränderung der Dinge. Jeder sprach seine Hoffnungen oder Befürchtungen über den neuen Herrscher aus. Frankreich jubelte, und rüstete seine Regimenter um in Polen einzufallen und Ludwigs XV. Schwiegervater Stanislaus Lesczinsky auf den erledigten Thron zu setzen.

August III. aber fühlte, daß sein Königsname und alle über Schweden errungenen Vortheile auf dem Spiele standen. — Einen Tag nach Siepmanns Ankunft sprengte ein Reiter in den Schloßhof und meldete athemlos, daß Brühl dicht hinter ihm sei.

Der Hof versammelte sich auf den Wunsch Augusts III im Salon der verstorbenen Königin Eberhardine. General Klenzel empfing Brühl an der Rampe, der blaß vor innerer Bewegung ausstieg und die Stufen hinan eilte.

„Der Hof ist im Zimmer Ihro Hoheit der verstorbenen KöniginMutter versammelt"— sagte Klenzel und folgte ihm.

Die Wände des Saals waren schwarz verhangen, der Hof in tiefer Trauer. Nur Brühl nicht; er trug noch das Reisekleid, unter dem Arm den Maroquinkasten. August III. stand in der Mitte des Saals, neben ihm seine Gemahlin, rings im Kreise der Hofstaat.

„Majestät, verzeihen Sie mir das Unglück, der Ueberbringer der furchtbaren Gewißheit zu sein. Se. Königliche Majestät August II. ist todt. — In der Nacht vor seinem Ende befahl er, daß Alles außer mir das Zimmer verlasse, und hat Ew. Majestät treuen Diener zum Ueberbringer des Letzten, Theuersten erkoren, was ihm auf Erden noch verblieb, seines letzten Königlichen Willens.“

Trotzdem man darauf vorbereitet war, brachte diese Nachricht doch die ungeheuerste Bewegung hervor.

„Und unser hochseliger Königlicher Vater hatte noch die Kraft und den klaren Willen dazu?“ —

„Das kann ich beeiden Majestät. Er ist wie ein Löwe mit Bewußtsein gestorben. Empfangen denn Ew. Majestät dies Vermächtniß und das Königliche Siegel, mit dem es verschlossen ward.“ Und knieend überreichte Brühl dem Herscher den Maroquinkasten. Ein Schauer lief durch den Saal. Der Churfürst löste das Siegel und öffnete den Kasten. Ein

kurzer Aufschrei, ein krampfhaftes Zittern! Der Sohn hielt Polens Krone in den Händen, die ihm sein sterbender Vater sandte, und zwischen den Spangen hing das Testament. — Der Churfürst brach fast zusammen, und mußte sich auf Brühl stützen, der die tief ergriffene heftig athmende Kollowrat anblickte. —

„Sie haben die Krone mir so lange behütet, halten Sie das Kleinod noch einmal, Graf Brühl, damit ich den Willen meines erhabenen Vaters lesen kann." Es entstand eine lange Pause. — „Er ist Graf!" flüsterten leise die Höflinge. — Unter heftigem Weinen, das er nicht unterdrücken konnte noch wollte, hatte August III. das Testament gelesen und steckte es zu sich. Dann faßte er noch einmal die Krone und sagte: „So wahr ich dies mein Erbtheil in den Händen halte, will ich's bewahren und den letzten Willen meines geschiedenen Königlichen Vaters ehren und vollführen."

„Ich vollführe und ehre ihn sogleich."

„Graf Heinrich von Brühl in Anerkennung Ihrer unwandelbaren Treue und der Kühnheit, mit der Sie über meines Vaters Willen und meinem Rechte gewacht haben, ernenne ich Sie zum Kabinets-Minister. Sie sind ein guter Diener!" — und der neue König schloß Brühl in seine Arme.

Vierzehn Tage nachher kam Fürst Sulkowsky.

Als er ins Portal des Schlosses fahren wollte, sah er zufällig nach dem Balkon hinauf. Da stand der Kabinets-Minister Graf Heinrich von Brühl, die schöne Kollowrat an seinem Arm, und Beide — lachten.

VI.

Intime Feinde.

August III. hatte nun Polens Krone, und wie sehr dieses Symbol der Herrschaft in seinen Händen auch imponiren mochte, so sollte er doch bald inne werden, wie weit er noch von Polens Besitz selbst entfernt sei. Kaum war August des Starken Tod bekannt geworden, kaum war der Leichnam des Verblichenen in den Gewölben des Schlosses zu Warschau beigesetzt, als die Mehrzahl des schon gewonnenen Adels ungewiß wurde, und von Frankreichs Gold und Versprechungen bestochen, in zwei große Parteien zerfiel, die sich durchs ganze Land erstreckten und der Minderzahl nach sich für August III., nach der Mehrzahl aber für Stanislaus Lesczinsky erklärten.

Alle Opfer von Geld und Menschenleben waren

durch den Tod Augusts des Starken wiederum vergeblich gemacht geworden, und jeder folgende Tag schien neue Schwierigkeiten zu bringen, die den ruhigen Besitz dieser den Feinden entführten, rechtlich ererbten Krone zur Fabel machten. Um Frankreichs Einfluß in Polen zu neutralisiren, mußte man Oesterreichs und Rußlands Hülfe sicher sein.

Der Hof hatte seit dem Tode Augusts des Starken eine Veränderung erlitten, die vielleicht äußerlich nicht gleich allzu fühlbar, aber innerlich von um so größerer Wirkung war. Wiewohl schon August der Starke der leidigen Polenkrone zu Liebe und trotz seines protestantischen Volkes katholisch worden war, galt das bei ihm eben nur als Nützlichkeitsmaßregel, und er war viel zu sehr Autokrat um die römische Kurie besonderen Einfluß gewinnen zu lassen. Selbst wenn dies auch momentan versucht wurde, war doch die lachende Skepsis des sieghaften Franzosenthums, so wie die streng lutherische Beharrlichkeit der verewigten Eberhardine ein Gegengewicht, welches sich unter keinen Umständen beseitigen ließ. Augusts III. Gemahlin Maria Josepha von Oesterreich aber, eben so stolz als schön, ebenso ehrgeizig als entschieden, ebenso bigott katholisch als eigenwillig, versäumte nunmehr nicht durch eine

Schaar von Jesuiten, an deren Spitze der Beichtvater Quarini und die erste Hofdame Gräfin Ogilva stand, die französischen Doctrinen am Hofe auszurotten, und ihn in ein frommehrwürdiges Gewand ascetischen Ernstes, der von der feinen zierlichen Ungezwungenheit unter August II. grell genug abstach, zu hüllen. Josephas Bestreben war, sich in die Angelegenheiten zu mischen, die Zügel der Regierung wo möglich selbst in der Hand zu halten, und da sie in der Kollowrat eine, wie es ohne Zweifel schien, höchst ergebene Freundin hatte, deren Einfluß auf Sulkowsky wie auf Brühl sie kannte, so machte sie, als kaum das Diadem auf ihren Schläfen saß, die schöne Gräfin zum Lockvogel für beide Rivalen, um denjenigen von Beiden mit Antoniens Hand zu beglücken, welcher am geeignetsten sein würde, ihr Sclave zu sein. Zu gleicher Zeit sicherte sich die Königin in dem in vielen Dingen einflußreichen Kammerdiener Hennicke, der bereits auf ihr Betreiben von Hennicke und endlich gar Graf Hennicke*) geworden war, eine stets verläßliche Stütze. Brauchbar war er in der That, denn seiner Geldgier und Eitelkeit war Alles abzuringen. Das Lakaienthum war ihm so in Fleisch und Blut übergegangen, daß es seinen ohnedies

*) Ueber Hennicke. Leben und Charact. des Grafen Brühl in vertraut. Brief. 1760. I. Bd. S. 55 u. 56.

geringen Vorrath von Scham, Ehre und Gewissen bei der ersten Aussicht auf Gewinn erstickte. Das war das Triumvirat, welches Sachsens Geschäfte in Händen hielt, und mit dem sich der Sohn des starken August recht gut einzurichten verstand. — Damals als Sulkowsky von Warschau kam, stand Brühl mit der Gräfin Kollowrat auf dem Balkon und lachte, aber damit war Brühl fast noch ebenso weit von seinem Ziel als Sulkowsky von seinem Fall. Antonie von Kollowrat hatte allerdings Brühl große Aussichten auf ihren Besitz eröffnet, sie war höchst liebenswürdig, ja liebevoll zu ihm; aber dieser ihr Besitz knüpfte sich an die Bedingung, daß Brühl allein das Land regieren und seine Collegen gestürzt haben müsse. In der Seele dieser jungen Frau hatte sich der Ehrgeiz an die Stelle des Herzens gesetzt. Sie liebte eigentlich nichts, außer sich selbst und selbst ihre kleine Tochter, die einzige Erinnerung an August des Starken kurze Neigung, liebte sie weniger um des Kindes selbst willen als wegen ihrer Schönheit, und weil sie ihr ein Mittel zur Fortsetzung ihrer Pläne zu werden versprach. Ihre Zuneigung zu Brühl hatte denselben Grund, und wenn sie jetzt Sulkowsky ebenso vernachlässigte, wie ehemals Brühl, so war nicht allein Sulkowsky's Häßlichkeit daran schuld, die nun

nicht mehr von dem Vorrecht seiner Stellung beschützt wurde, sondern auch die Absicht, den verliebten Polen zu noch höheren Anstrengungen seiner Opferfähigkeit zu vermögen.

Sie calculirte einfach, wer am Höchsten steigt, wer der Letzte auf dem Platz ist, den nehme ich, denn der wird mich auch am meisten lieben. — So standen die Königin und die Kollowrat neben einander, eng vereinigt, mit denselben Wünschen, derselben Berechnung und auch demselben Entschluß, die Verbündete vom Ziele fernzuhalten. Auch Brühl und Sulkowsky hatten einen Wunsch, ein Ziel, aber sie wußten Beide, daß sie Feinde waren. Weil indeß der König, vielleicht aus richtigem Instinkt, Beide hielt, so schlossen sie innige Freundschaft, auf den Moment lauernd, wo sie sich gegenseitig würden vernichten können. „Intime Feinde" nannte man sie bei Hofe, und sie selber lachten ganz offen darüber. Es war ein recht lustiges Verhältniß. Sie glichen zwei Katzen, die bei einander sitzen und sich streicheln bis der Sprung an die Kehle möglich wird. — Sie umgaben demnach einander gegenseitig mit Spionen, rivalisirten beim König, bei der Königin, bei der Gräfin Kollowrat und dem süßfreundlichen Hennicke. Brühl hatte zweierlei vor Sulkowsky voraus, erstens daß er hübscher, liebenswürdiger und daher im Ganzen der

Kollowrat doch angenehmer war, zweitens aber den in Petersburg weilenden, von keiner Seele in Dresden gekannten Siepmann. Sulkowsky hatte seinerseits den Vortheil, daß er dem König darum lieber war, weil er sich von dem Einfluß der Königin leise und mit jedem Tage mehr befreite. Der neue Herrscher Sachsens war ein Fanatiker der luxuriösen Ruhe. Er ließ sich nur dann aus seinem olympischen Behagen reißen, wenn es zu einem Hoffest oder zur Jagd ging. Er wollte herrschen, aber das Herrschen nicht als eine Arbeit, ein Handeln, sondern als einen angenehmen Zustand ansehen, der ihm nicht mehr Anstrengung machen dürfe, als ihm eben zur Unterhaltung nöthig und seiner Eitelkeit angenehm schien. Darum ließ er die Geschäfte möglichst auf dem Fuße, auf dem sie sich zur Zeit seines Vaters befunden hatten, und nichts kam ihm ungelegener als das ewige Queruliren der Königin und der Geistlichkeit, welche Sachsen katholisiren wollten. Je mehr nun Sulkowsky im Stande war, August III. in dieser gewünschten Ruhe zu erhalten um so mehr schien August geneigt, die Geschäfte in seiner Hand zu koncentriren. Dies war aber auch gerade der Punkt, von welchem aus sich die Lage der Dinge langsam zu verschieben und dieselben in ein anderes Stadium zu treten begannen. — Je mehr Sul-

kowsky an äußerer Machtfülle zunahm und zum König hielt, desto mehr trat Brühl auf die Seite der Königin. Hennicke und die Kollowrat kamen dabei in eine peinliche Lage. Ersterer war mit jedem Tage verlegener, welche Seite er ergreifen, und die schöne Gräfin, welchen von ihren Getreuen sie bevorzugen sollte. Brühl war der agilste folgsamste Liebhaber, Sulkowsky schien ihr derjenige zu sein, der sich am meisten zu emancipiren vermöge; sie hatte aber gar nicht im Sinne, in die Hände der Königin zu fallen.

In dieser Lage befand sich der Hof, während die Weltlage sich immer trüber und verwickelter gestaltete. In äußeren Fragen konnte Sulkowsky den Grafen Brühl nicht entbehren, denn er wußte wohl, daß Oesterreichs Hülfe in Polen nur durch die Vermittelung der Königin zu erreichen sei und diese den Moment nicht vorbeigehen lassen werde, wo sie dem nunmehrigen Premier Concessionen abringen konnte. Sulkowsky hielt dagegen die Gewährung der pragmatischen Sanktion zurück, die dem Kaiser Carl so wünschenswerth war. Es war höchst charakteristisch! König August mochte Polens theuer gehegte Krone verlieren oder nicht, die Koterien seines Hofes hielten sich mit ihren Machinationen nur an das, was ihnen grade ihr persönliches Interesse gebot. Zum Glück war Frankreich weit

von Polen und hätte um Lesczinsky's willen durch halb Europa ziehen müssen. Zudem hielt Cardinal Fleury von der ganzen Sache nicht allzuviel. — Sulkowsky hatte inzwischen auch in Petersburg Hülfe begehrt, und Anna schien dazu geneigt, wenn Sachsen ihre Wahl zur Kaiserin anerkennen und ihrem geliebten Biron das schöne Curland bewilligen wollte. Das aber war Sulkowskys wunde Stelle. Biron, den er haßte, zum Herrn von Curland machen, wie schmachvoll! So verstrich die Zeit. Siepmann hatte in Petersburg indessen seine Manoeuvres wie in Warschau gemacht, und da man dort Sulkowskys Gesinnungen kannte, fing der Premier an auswärts mißliebig zu werden, und auch Petersburg richtete sein Auge auf Brühl.

Dies nahende Unwetter wäre von Sulkowsky wohl nicht sobald bemerkt worden, wenn Anna von Rußland nicht all zu eifrig besorgt gewesen wäre, die durch einen coup d'état erlangte Czaarenkrone legalisirt, und ihren Günstling Biron im Besitz von Curland zu wissen.

Sie hatte die letzte Note Sulkowskys in der Polen-angelegenheit nicht allein mit offenkundigen Zeichen des Schmollens umgangen, sondern in einem Privat-schreiben an den König sogar die Ansicht ausgesprochen, daß man in Petersburg glaube, Fürst Sulkowsky er-

schwere die Verhandlungen durch seine persönlichen Antipathien. Das Schlimmste dabei aber war, daß man zugleich Brühls Namen, wenn auch nebenher in das Schreiben verflochten hatte. Der König war höchst ärgerlich, Sulkowsky schäumte vor Wuth und begann Brühls Machinationen zu ahnen.

Kaum war der Pole aber klar überzeugt, daß er hier einer Miene begegne, als alle bisher beobachteten Rücksichten in den Hintergrund traten und zu Brühls großem Aerger sofort Anna anerkannt, in die Verleihung Curlands an Biron aufs Freundlichste gewilligt und nach Wien die sofortige Annahme der pragmatischen Sanction notifizirt wurde. Alsbald setzten sich die russischen und österreichischen Regimenter nach Polen in Bewegung. Es war die höchste Zeit; denn Fleury, von der Kriegspartei in Versailles gedrängt, ließ die längst bereit gehaltenen Regimenter marschiren. — Preußen blieb neutral, aber die Pforte mit Frankreich vereint und der größte Theil Polens erklärte sich offen für Stanislaus, der, um seinen Feinden zu entgehen, als Kaufmann nach Warschau gekommen war, um selbst an Ort und Stelle seine Rechte zu vertheidigen.

Der Krieg war entschieden und der französische Gesandte, Graf Broglio verließ sofort Dresden. Die Sachsen unter

Rutofsky, Seckendorf, Johann von Weissenfels und Augusts und andrem Halbbruder, dem General von Kosel, rückten indeß durch Schlesien vor.

Brühl war für den Augenblick geschlagen. Er hatte mit Siepmann Unglück. Das erste Mal in Warschau hatte August des Starken Tod die diplomatischen Künste dieses Schildknappen vernichtet, jetzt that es eine plumpe Depesche. Brühl berief seinen Sekretair von Petersburg zurück und wies ihn an, unter fremdem Namen nach Dresden zu kommen und sich ein Stübchen in der Vorstadt zu miethen.

Nach einer Unterredung am dritten Orte reiste Siepmann wieder ab — nach Warschau.

Die schöne Kollowrat war sehr ungehalten auf Brühl und sagte ihm rund heraus, daß bereits ein Jahr des Wartens bald vorüber sei und sie nicht absähe, wie er seine stolzen Versprechungen verwirklichen wolle. Ja, er mußte zu seinem Leidwesen sehen, wie die treulose Schöne wieder Sulkowsky zuzulächeln begann, der durch die Anerkennung der pragmatischen Sanction sich der Königin etwas genähert hatte. Ein Glück war, daß Josephine, durch Erfahrung belehrt, einerseits dem Polen schon zu sehr mißtraute, andrerseits eine so schwere Forderung an ihn auf dem Herzen hatte, daß sie sich wohl scheuen

mußte, dieselbe jemals auszusprechen, zumal sie Sulkowsky eben keinen höheren Rang, keine günstigere Stellung bieten konnte, als er schon ohne sie inne hatte.

Brühl, dem jetzt nur noch die Königin zugethan war, weil sie ihn zu brauchen hoffte, und der nach einer solchen Niederlage fast gar keine Aussicht sah seine Pläne zu realisiren, war in grenzenlosester Verzweiflung. Rings von den Spionen des Gegners umlagert, hatte er nicht einen Vertrauten um sich, der ihm, ohne entdeckt zu werden, hätte Dienste leisten können. In seinem Kummer richtete er seinen Blick wieder auf Siepmann, sein unsichtbares Factotum, und schrieb an ihn nach Warschau.

„Herrn Siepmann in Warschau. Nr. 788. —

P. P.

Ich ersuche Sie sofort zurückzukommen. Im Augenblick ist das Terrain an Ihrem Platze nicht zu halten. Man muß den Feind aus der Nähe treffen. Einzelne Anknüpfungspunkte dazu habe ich, doch fehlt mir die unsichtbare Hand, die ohne Geräusch fortspinnt. Nehmen Sie das alte Stübchen in der bekannten Straße. Zeichen wie sonst.

118, 502, 712.“

Etwa vierzehn Tage darauf, als Graf Brühl eben

zum Diner des Königs fuhr, und der Wagen langsam aus dem Portal seines Pallastes rollte, trat eine alte dürftig gekleidete Frau eilig an den Schlag und reichte ihm zitternd eine Bittschrift an den König. An der Ecke des Couverts stand Nr. 788. „Kommen Sie in ein paar Stunden wieder, liebe Frau, ich will sehn was sich thun läßt.“ Er warf ihr einen Thaler in die Schürze, und fuhr vorbei. In die Ecke des Wagens gedrückt öffnet er den Brief.“ Nr. 789.

P. P.

Angelangt und einlogiret. Heute Nacht erwarte ich von zwei Uhr ab meinen Bruder Heinrich aus Plauen zum Besuch.

Ergebenst

313121, 515981.“

Als Graf Brühl vom Diner des Königs zurückkam, harrte die Frau an der Thür. Der Graf winkte ihr bejahend aus dem Schlage.

Kaum war er in sein Kabinet getreten und hatte sich der Hoftoilette entledigt, als er sofort seinen Reisewagen und sein Necessaire befahl und den Ministerialrath Erdmann rufen ließ.

Er ahnte, Erdmann, der im Hotel wohnte, stehe in Sulkowskys Sold.

„Lieber Erdmann," rief er dem Eintretenden zu, „ich muß nach Plauen. Vertreten Sie mich, wenn etwas passirt. In drei Tagen bin ich zurück."

Eine Stunde darauf fuhr Brühl in seiner Reise-equipage nach Plauen, stieg dort im ersten Gasthof ab, und entließ seinen Wagen mit dem Auftrage, am andern Tage wiederzukommen. Kaum hörte er das verhallende Geräusch der Räder, als er den Bürgermeister rufen ließ, der erschrocken und tief gebückt vor ihm erschien.

„Lieber Herr Bürgermeister. Sie werden erstaunt sein mich hier zu sehen. Ich komme, Sie um eine Gefälligkeit zu bitten."

„Welch hohe Gnade Excellenz! — Was in meinen geringen Kräften steht, Excellenz!" stotterte das kleine Männchen, indem er entzückt mit seinem Rücken den üblichen Devotionswinkel von fünf und vierzig Graden beschrieb.

„Lieber Herr Bürgermeister, es ist von ungeheuerster Wichtigkeit für den Staat, einem Geheimniß, einem furchtbaren Geheimniß, das in dieser Gegend obwaltet, auf die Spur zu kommen, dazu sollen Sie mir helfen. Hören Sie genau zu. In einer halben Stunde wird eine gewöhnliche Kutsche vor Ihrer Thür stehen. Mit Anbruch der Dunkelheit werde ich in Ihr Haus kommen, Sie werden mich als Kaufmann Siepmann bewillkommen

und mir eine Reiselegitimation geben. Darauf werde ich abfahren. Weder Ihre Familie noch sonst Jemand darf wissen, wer ich bin, sonst kostet es Ihren Kopf. Thuen Sie aber was ich befehle und halten Sie reinen Mund, so sollen Sie ganz besonders belohnt werden. Gehen Sie."

Der Abend war hereingebrochen, und Siepmann der zweite, traf in Dresden ein, passirte laut Legitimation ungehindert das Thor und erklomm den dritten Stock einer Spelunke der Vorstadt, wo er den lieben Bruder aus Warschau fand. Der Empfang war keineswegs so herzlich wie unter Brüdern üblich zu sein pflegt, denn der Warschauer schien vor dem Plauener große Ehrfurcht zu haben. Nachdem der neugierigen Wirthin der Ankömmling vorgestellt worden war, und die gute Frau doch nicht umhin konnte mit einem „Ach Herr Jesus, sie sehn sich Beide aber gar nicht ähnlich," heraus zu platzen, brachte sie das Abendbrot, richtete ein zweites Bett ein und verschwand.

„Hüten Sie sich ja, Excellenz, daß wir nicht behorcht werden" — flüsterte der Andere.

„Wie steht das Geschäft in Warschau, Siepmann?"

„Schlecht, sehr schlecht," antwortete Siepmann, „kein Begehr nach sächsischer Waare. Wollen vaterländische Qualität, wenn sie auch schlechter ist."

„Das wird man ihnen schon verleiden. Doch genug davon. Ich habe hier ein Geschäft für Dich. Du kennst doch meinen Concurrenten hier?“ und Brühl malte einen Anfangsbuchstaben auf den Tisch.“

„Ja, geehrter Herr Bruder.“

„Dieser Concurrent umstellt mich mit seinen Leuten und hat mir eben im Geschäft einen bedeutenden Schlag gegeben; auch weißt Du, daß er mir bei meiner Werbung hinderlich ist.“

„Ja, Bruder Siepmann.“

„Ich weiß nur eine Art, ihm in den Weg zu kommen. Mein Gegner ist verliebt und unterhält eine Liebschaft mit einer Tänzerin. So heimlich er das betrieben, so habe ich doch davon eine Ahnung.“ Brühl schob Siepmann die Adresse zu.

„Mach Dich an Sie, erforsche ob sich die Sache so verhält, und frage sie ob sie zweihundert Dukaten verdienen will, wenn sie ein paar Männern erlaubt im Nebengemach zu verweilen, wenn der Liebhaber bei ihr ist.“

„Gut, Bruder Siepmann.“

„Gieb mir in derselben Manier Nachricht, um dieselbe Zeit, und wechsle die Boten. Leb wohl, laß bald von Dir hören.“

„Wird Alles schönstens besorgt, Bruder Siepmann. Vergiß nur nicht, was Du mir versprochen hast, wenn wir so weit sind.“

„Wenn wir so weit sind! Adieu!“

Bruder Siepmann aus Plauen reiste mit demselben Lohnkutscher dieselbe Nacht nach Plauen ab. Brühl fuhr den andern Tag nach Dresden zurück. — Es war richtig, wie er geargwöhnt hatte. Sulkowsky besaß eine Liaison beim Ballet, und war damit so heimlich zu Werke gegangen, die Dame mußte auch so ausnahmsweise diskret sein, daß das Geheimniß nicht ruchbar geworden war, und selbst von Brühl nicht geahnt worden wäre, hätte nicht Sulkowsky aus dem Hintergrunde seiner Loge, als er sich unbeachtet wähnte, seiner Donna einige Zeichen gegeben, die dem gerade leise eintretenden Brühl verdächtig vorkamen. Sulkowsky hatte, wenn er ja auf Antonien von Kollowrat hoffte, auch alle Ursache, diese Liebschaft zu verbergen, denn die schöne Gräfin war in diesem Punkte sehr intolerant und konnte in keiner Beziehung im Leben eine Nebenbuhlerin vertragen.

Siepmann that seine Schritte, und ein Schreiben, das Brühl auf dem gewöhnlichen Wege als Bittschrift überreicht wurde, meldete, daß die schöne Tänzerin auf den Vorschlag eingehe. Da sie aber möglicherweise da-

durch Sulkowskys Kundschaft oder Liebe verlieren könne, schlage sie vor, diese 200 Dukaten in eine jährlich sich wiederholende Rente auf Lebenszeit umzuwandeln, und da sie ihren Contrahenten noch nicht kenne, müsse ihr nach dem Rendezvous diese Summe auf die ersten zehn Jahre vorausbezahlt werden. —

Brühl seufzte über die unverschämte Forderung, ging aber dennoch darauf ein.

Er bevollmächtigte Siepmann die Angelegenheit abzuschließen. Der Tag des Rendezvous wurde bestimmt. — Als Brühl Alles vorbereitet, erbat er sich bei der schönen Kollowrat eine Unterredung. Antonie empfing ihn mit jener kühlen Freundlichkeit, die sie seit seiner diplomatischen Niederlage gegen ihn angenommen.

„Sind wir allein und unbelauscht, schöne Gräfin?"

„Gewiß, Herr Graf. Erlauben Sie mir aber darüber zu erstaunen, daß Sie sich jetzt noch in der Lage fühlen, mir ein tête à tête anzubieten. Nehmen Sie Platz."

„O, ich erlaube Ihnen den Hohn," sagte Brühl bitter, „und ersuche Sie um nichts weiter, als geduldiges Gehör. Ich muß mich endlich einmal gegen Sie aussprechen, Antonie, und wenn Ihnen das auch unangenehm sein mag, so gestatten Sie es mir dennoch; denn es wird das letzte Mal sein, daß ich Sie beunruhige."

„Das letzte Mal, Graf? — Ah! — Sind Sie mit Ihrer Liebe zu Ende gekommen? Nun, nur heraus damit — aber aufrichtig!"

„Meine Liebe zu Ihnen kann nur mit meinem Leben enden, Antonie; aber ich muß Ihnen erklären, daß ich mit den Mitteln Ihre Gegenliebe zu erringen und meine Zusage zu erfüllen, zu Ende bin."

„Und nachdem Sie meine Ansichten über diesen Punkt kennen, glauben Sie noch, daß dieses Bekenntniß der Schwäche Ihnen vortheilhaft sein könne?" —

„Nein, Gräfin. Aber nichts desto weniger glaube ich Ihnen, nachdem ich mich überzeugt habe, daß alle künftigen Anstrengungen nach meiner jetzigen Niederlage fruchtlos sein müssen, dies freimüthige Geständniß schuldig zu sein. Ich will Ihre Geduld und Ihren letzten Rest von Vertrauen nicht mehr für einen Unglücklichen beanspruchen, dessen Talent zur Intrigue da scheitern muß, wo es nur auf Kosten der Ehre siegen könnte."

„Sie machen mich neugierig. Wollen Sie nicht auf die Sache selbst eingehen?"

„Als ich noch Page, ein Nichts von einem Menschen war, liebte ich die schöne Kollowrat mit aller Innigkeit und Gluth der Jünglingsliebe. Lachen Sie nur, Antonie, o lachen Sie immerhin! So komisch und vielleicht

unerhört Ihnen das scheinen mag, so ist es dennoch wahr. Und daß diese komische Knabenliebe tief und gut war, beweist, daß sie noch heute mit derselben Stärke in mir lebt. Diese Liebe war's, die aus dem Pagen den Minister gemacht und aus dem Nichts doch ein Etwas, einen Mann, der sich Ihrer Freundschaft erfreuen durfte, dem sie sogar süßere Hoffnungen gaben. Ich habe inmitten eines Hofes, der gewiß die Toleranz in der Liebe im weitesten Maaße ausgeübt, gern und freudig die absolute oft eiserne Herrschaft einer einzigen Frau über mich anerkannt und bin, von dieser Liebe geleitet, das geworden, was ich bin. Ich habe gegen Sulkowsky intriguirt, so weit ich es thun konnte, ohne den reinen Namen zu verletzen, den ich der Dame meines Herzens als bestes Gut zubringen muß. Ich habe verloren, weil ich liebte, und diese Liebe selbst mir gewisse Schranken im Handeln setzte, die ich nicht überschreiten durfte, ohne gegen sie zu fehlen. Sulkowsky kennt diese Schranken nicht, ihm ist der Ehrgeiz Alles im Leben; mir ist der Ehrgeiz nur Mittel zur Erfüllung meines Liebesglückes. Kein Wunder, daß er weiter kam als ich."

„Und wie wollen sie das behaupten, Herr Graf?" unterbrach ihn betroffen die Gräfin.

„Der Beweis ist einfach. Das was ich geworden bin, wurde ich durch die Liebe. Daher habe ich mich in allen Dingen durch Sie, Antonie, leiten lassen. Sie beherrschten mich. Sie sind für jetzt der Königin alliirt, ich that desgleichen, ich stellte mich freiwillig unter deren Abhängigkeit und habe gerade dadurch vielleicht die größte Klugheitsmaßregel verabsäumt. Ich habe Ihnen aber dadurch den Beweis gegeben, daß Sie, ich mag steigen wie ich will, stets Herrscherin meiner Gefühle und Handlungen sein, daß wenn ich alleiniger Minister, Sie die Beherrscherin Sachsens werden würden. Sulkowsky aber wurde das, was er geworden, nicht durch die Liebe, sondern durch seinen Egoismus und den bequemen Vortheil seiner Nationalität. Trotzdem daß Sie der Königin alliirt sind, hat er sich von Ihren Alliancen ganz losgelöst und ist auf die Seite des Königs getreten um jeden Preis, nur um die Geschäfte allein zu leiten. Er benutzt Alles um zu herrschen, ich Alles um zu lieben. — Oder glauben Sie, Antonie, daß Sulkowsky die ganze Summe der Gewalt zusammen gerafft habe, um sie Ihnen schließlich in den Schooß zu legen? Sind Sie dessen ganz sicher? — Reden Sie, es ist ja nur mein Todesurtheil!“

Das schöne Weib war sichtlich betroffen. In ihrem Kopf wälzten sich plötzlich alle möglichen Zweifel umher, ihr ehrgeiziges Herz zitterte und war offen für den Verdacht.

„Aber gesetzt, Sie hätten in Ihrer Anschauung nicht ganz Unrecht, Graf: woher wissen Sie, daß Sulkowskys Liebe nicht Alles um meinen Besitz hingeben wird? Seine Versicherungen sind so glühend wie die Ihrigen, und — und —“

„Sie zögern, Antonie! Seine Versicherungen, ja aber seine Handlungen.“

„Was meinen Sie damit, Graf?“

„Ich meine, daß wer das Höchste im Leben erringt um seiner Liebe willen, diese Liebe eben als höchstes Gut allein in sich tragen muß, nicht daß er sein Herz theilt. Das ist der Moment, Antonie, wo die Knabenliebe, die komischtreue, ehrwürdig wird.

„Graf!“ rief die Gräfin mit flammendem Zorn, „Sie behaupten, Sulkowsky liebt eine Andere neben mir? Sie begreifen doch daß Sie das beweisen müssen?“

„Sulkowsky besucht dreimal in der Woche die Valeria Gliphi, die kleine Tänzerin unserer Oper. Uebermorgen hat er mit ihr ein Randezvous, und die Schöne liebt das Gold so sehr, daß sie sich herab gelassen hat für ein honettes Geschenk zwei Männer in ihrem Kabinet

zu verstecken, ehe der Amateur kommt. Der Eine der Beiden werde ich sein."

Das schöne Weib stand blaß und regungslos. Alle Dämonen in ihr wütheten und bäumten sich unter diesem fluthenden Busen, dieser gerunzelten Stirn, und drohten in einem Wetter aus dem lieblichen Mund hervorzubrechen, der krampfhaft geschlossen im Schmerze zuckte. Brühl trat zu ihr und faßte demüthig ihre Hand. Da nicht mehr länger Herrin ihrer Gefühle, sank sie Brühl laut weinend in die Arme.

Das waren nicht Thränen gekränkter Liebe, nein, Thränen des zum Tode verwundeten Ehrgeizes, einer geschwundenen stolzen Hoffnung, der Schaam und des Zornes gekränkter Ehre.

„Heinrich, ich bin Dein! Dein, ohne Rückhalt und Bedingung! Aber den Beweis schaffe mir. Uebermorgen im Kabinet der Tänzerin. Du bist der eine Mann, ich der andere."

„Und wenn Sie sich von der Thatsache überführt haben, darf ich dann wagen, die Königin um die Genehmigung zu unsrer Verbindung zu bitten?"

„Ich selbst will es thun, Heinrich, und wenn ich Dein Weib bin, so sei versichert, daß Du den Polen stürzen sollst." — — — — — — — — — —

Auf schwellendem Divan, Confitüren und Wein vor sich, saßen in seliger Umarmung Sulkowsky und die lachende Valeria. „Und wollen Sie wirklich die langweilige Kollowrat heirathen?“ fragte die Tänzerin.

„Ach ich muß, ich muß ja, Kind. Theils um meinen Gegner Brühl zu stürzen, theils um die Koterie der Königin nicht aufzuhetzen. Es wird eine diplomatische Ehe werden.“

„Du Grausamer! Hast Du mir nicht versprochen, Du wollest nie heirathen und mich in Dein Hotel aufnehmen?“

„Ja wohl, Valeria, das hab' ich. Aber soll ich denn damit meinen Sturz erkaufen? Sieh, ich meublire Dich ganz neu und brillant aus, Du bewohnst ein Haus in meiner Nähe, und ich werde so oft bei Dir sein, daß Du bald vergessen sollst, daß ich verheirathet bin!“ — und der leidenschaftliche Pole preßte die Sylphide an sich und berauschte sich in ihren Küssen. — In diesem Moment verließen zwei Gestalten in Männerkleidern das Haus, Brühl und — die Gräfin Kollowrat.

Einige Tage später hielten Brühl und Antonie in einer Privataudienz bei der Königin um die Einwilligung zu ihrer Vermählung an. Königin Josepha war höchst betroffen, lächelte dann, und machte ihr Jawort von

einer geheimen Klausel abhängig, die sie dem Grafen in einem Nebenkabinet mittheilte. Der Graf kam sehr ernst zu Antonien zurück, die Königin gab ihren Consens und versprach in liebenswürdigster Bereitwilligkeit ihre Verwendung beim König und ihre fernere dauernde Gnade.

Kurze Zeit darauf erfuhr Sulkowsky, daß er Antonien verloren habe.

Er wurde krank vor Wuth und schwor Brühl bitterste Rache, denn er hatte Antonien ernstlich geliebt. Valeria war ihm doch nur eine Passade.

Brühl und Sulkowsky waren Feinde, aber keine „intimen Feinde" mehr.

VII.

Der neue Organist.

Brühl hatte Antoniens Besitz errungen, und im ersten Rausch der Flitterwochen vergessen, durch welche Mittel er dazu gelangt, wie viel ihm von seinem inneren Menschen verloren gegangen war. Sein Blick war vorwärts gerichtet, und wenn er hinter sich, die Sprossen der Leiter hinabblickte, tief hinab in das Dunkel, dem er entklommen, fuhr ihm ein abergläubisches Frösteln über den Leib; denn Brühl war, bei all Religionslosigkeit höchst abergläubisch.

Wir sind ein eigenes unerklärliches Geschlecht! Nicht daß nicht Skepsis und Aberglauben sehr gut in uns neben einander bestehen können. Gerade weil sie Antipoden sind, können sie das. Bei dem ewigen Wechsel der Stimmungen und Situationen, in denen wir uns

befinden, können wir eher entgegengesetzte Zustände und Leidenschaften in uns hegen als nebeneinanderliegende. Man kann leichter volle Liebe und vollen Haß in sich fassen, als volle Liebe und volle Freundschaft; die Ersteren ergänzen sich viel leichter, indeß die Letzteren in Conflikt gerathen, und es ist das Wesen unserer Seele, Conflikte zu vermeiden, weil das unbehaglich, und das Selbstbehagen unserer Seele höchstes Lebensmotiv ist. Die Psyche haßt überhaupt zusammengesetzte Zustände. — Daß Brühl also irreligiös, zweiflerisch, und doch abergläubisch war, konnte um so weniger Wunder nehmen, da ihm die Größe der Seele fehlte, das Leben, die Dinge und sich selbst abstrakter anzuschaun; er war dazu auch gegen sich selbst zu wenig ehrlich. Man kann aber immerhin ein noch viel bedeutenderer Mensch als Brühl sein, sich sein Glück durch redliches Streben und Talent zehnmal ehrenhafter und reiner errungen haben, als er, man wird doch zu Zeiten Etwas in sich fühlen, das Einen mit feuchtem Schauer überrieselt, vor der Zukunft bangen, und aus gegenwärtigen und vergangenen Dingen, die mit der Zukunft oder Gegenwart sonst gar keine Verbindung haben, jene ableiten und erklären läßt. Dies Gefühl, dieser Zustand ist gerade bei ausgezeichneten Menschen, die viel gelebt und erstrebt haben, ein eigen-

thümliches unbeugbares Factum, und ob man es Aberglauben, Mystizismus oder anders nenne, es ist da. Dies Gefühl ist's aber ganz besonders, was uns den Beweis giebt, daß wir der alten Gewalt der Autorität noch nicht ganz entronnen sind, daß hier ein unsichtbares ehernes Band da ist, das uns ewig ihr verbindet und sich immer straffer anzieht, je mehr wir versucht sind es abzustreifen. In der alten Welt war das Fatum „das über allen Göttern thronte" Das, was jenen inneren Zustand erzeugte, den wir betrachtet haben, das Fatum, die Nothwendigkeit, die alles erreichte Gute, alle Hoffnung, alle Lebensfreude durch eine unselige Minute, in der man das Geschick beleidigte, in Frage stellen konnte.

Wir sind Christen; wir vertrauen unsere Schicksale getrost unsrer eignen Tüchtigkeit und der Liebe über den Sternen an! Aber neben diesem Vertrauen haben wir doch meist Alle noch ein Ding, vor dem wir einen ganz verständigen Respect, vor dem wir immer Furcht haben, es könne sich gegen uns wenden. Es ist das, was wir unser „gutes Glück" nennen.

Das „Glück" ist unser modernes Fatum, das sich dem Glauben der Zeit grade erst recht seit dem vorigen Jahrhundert eingeprägt hat und uns aus dem Mittel-

alter heraus, der antiken Welt und der Autorität, wenn auch nach andrer Seite hin, viel näher gebracht hat, als wir es ahnen mögen.

Glück ist das Ding, vor dem ein Rothschild bei der Börse Achtung hat, Glück entscheidet unsre Kriege, Glück ist's, was den grübelnden Forscher sich selbst auf einer Erfindung mit Staunen ertappen läßt, Glück ist's, wenn unter tausend Strebenden eine kleine Zahl es ermöglicht, ihr Talent zu entwickeln und anerkannt zu werden; Glück ist die Seele der Spekulation, Glück ist — Alles! Mitten drinnen sitzen wir in der Autorität!! Und das ist grade das allerbezeichnendste Attribut des Individualismus! — Tretet doch einmal vor einen Börsenmann, einen Künstler, vor wen ihr wollt, und sagt: „Verfluche dein Glück!" und seht zu, was für ein Gesicht er macht. Darüber ist Keiner hinaus, an Glück oder Unglück zu glauben. Man wende nicht ein, daß es irreligiös sei, sein Glück zu verfluchen. Das ist kein Einwand. Denn der Gott der Liebe, den wir anbeten, der Alles, selbst den Irrthum zu seinen unendlichen Zwecken und uns selber zum Besten wendet, ist kein Jupiter tonans, den eine Unbesonnenheit oder Vornirtheit unsrerseits zur Rache aufstachelt, und durch ihn kommt Keiner ins Elend, der sich des Glücks oder Un-

glücks unfähig hält, eben so wenig wie er etwa deßwegen nicht da ist, weil Einer ihn nicht glaubt. Will man andrerseits aber der Logik dieses Glaubens an Glück oder Unglück nachspüren und den verständigen Urgrund desselben finden, so findet man ihn wohl, aber man kommt dabei immer tiefer, ja so tief in die Autorität hinein, daß die eigene freie Persönlichkeit geopfert wird. Dieser Zustand, den wir schlechthin Aberglauben nennen, und der so überaus lächerlich werden kann, ist oft das Erbtheil grade der bedeutendsten Männer. Giebt es denn eine mystischere Formel als den allgemein gültigen Lehrsatz: „Es giebt einen Augenblick in jedes Menschen Leben, wo ihm das Glück die Hand reicht. Ist er ungenützt vorbei, nie kommt er wieder!“

Ein solcher Moment war's, wo Brühl seiner Vergangenheit auf den Grund sah, wo er sich seines Ursprungs erinnerte, wie er von Weissenfels an den Dresdner Hof kam, wie er als Page mit Bach Freundschaft schloß: „— Haute volée — Brühl und Bach, die Namen passen zusammen!“ — Er fühlte ein leises Zittern über sich kommen. Wer steht, sehe zu, daß er nicht falle! — Das Glück stand mit drohend erhobenem Finger vor der besorgten Seele dieses Mannes, mahnte ihn an sein Versprechen, frug an, ob er denn nicht eher hätte

an die Bachs denken können, und forderte ihn auf, sich mit des Geschickes parteiischer Gunst abzufinden. Bach, Bach! Ja, ja, das wars! Seit drei Jahren schon war die Organistenstelle in der Sophienkirche zu Dresden erledigt. Er wollte alles für Bach thun, und mit merkwürdiger Eile ging er ans Werk, wandte sich mit beredten Bitten an die Königin Josepha, an den König, an Quarini und Hennicke; denn Brühl, der durch Untreue, Intrigue und Aufopferung seines guten Geistes Alles, was sein war, erreicht hatte, fürchtete die Rache des Glücks, und beschloß, einmal im vollsten Sinne des Worts sein Wort zu halten, und seiner Ehrenpflicht gerecht zu werden. Und er wurde ihr gerecht.

Die Bach'sche Familie hatte davon keine Ahnung. In der Woche ward sie Tag um Tag von demselben Ebenmaß der Geschäfte in Anspruch genommen. Früh vereinigte der nun schon ältlich gewordene Sebastian die Seinen in der großen Wohnstube ums Klavier, und Alles, Jung und Alt, sang dem Schöpfer ein fröhliches Morgenlied. Auch die alte Hanne, die Köchin, so ein Stück Hausrath, brummte leise mit, denn laut wagte sie's nicht, weil, wie Sebastian meinte, sie das einzige Geschöpf im Hause sei, dem der Schöpfer jede Spur von Harmonie versagt hatte. War

das Morgenlied zu Ende, so wünschten sich Alle fröhlich einen „Guten Tag," und unter wechselndem Gespräch ward der Kaffee eingenommen. Entweder ging Sebastian dann nach der Thomasschule und gab Unterricht, oder, wenn seine Stunden auf Nachmittag fielen, gab er im Hause seinen eigentlichen Kunstjüngern in der Fuge und dem General-Baß Lektion. Unter ihnen waren Friedemann und Emanuel seine Söhne, Doles, Vogler als sein alterältester, Homilius, Franschel, Krebs, Altnikol, Agricola, Kirnberger, und Kittel*) die Vornehmsten. Die jüngern Kinder gingen in die Schule, die beiden älteren Schwestern, besonders die sanfte Friederike, halfen der Mutter in der Küche oder beschäftigten sich mit Handarbeiten, bis das Mittagessen Alle wieder vereinte. Nach Tisch ging Sebastian mit Friedemann gewöhnlich eine Stunde vors Thor, und wenn er dann in der Thomasschule nicht zu thun hatte, schloß er sich ein und componirte. Friedemann ging in seine Kammer und studirte für sich oder brachte mit Doles, Altnikol und Krebs ein Quartett zustande, wobei er die Violine spielte. Abends fand sich die Familie wieder zusammen, musicirte, plauderte, ging im Sommer spazieren, kurz erholte sich, denn des

*) J. S. Bachs Leben v. T. H. Forkel S. 43.

Abends durfte schlechterdings nicht gearbeitet werden. Friedemann, der in der Nacht am besten seiner Fantasie Audienz zu geben vermochte und mit der alten Hanne, die ihn närrisch liebte, einen geheimen Pakt wegen Lieferung von Lichten geschlossen hatte, setzte sich dann oft noch um zehn Uhr, wenn Alles schlief, in seine Kammer und schrieb bis spät in die Nacht hinein, und selten hörte er auf, ehe die alte Hanne noch einmal aufstand, (ihre Kammer lag neben der seinen,) auf den Socken hereinkam und mit einem: „Sie machen's auch wieder zu toll, Friedel!" das Licht ausblies und mitnahm. So verstrich ein Tag nach dem andern. Sonntags aber feierte Sebastian und in ihm die Kunst den höchsten Triumph. Da erschien er festlich geschmückt mit all' den Seinen in der Kirche. Magdalena und die Töchter setzten sich unten ins Schiff, der Kanzel gegenüber, damit ihnen kein Wort der Predigt entwische, Sebastian und Friedemann gingen aufs Chor, wo die Kunstjünger die Orgel wie ein Palladium festlich umstanden. Die Schüler der Thomasschule mit ihren Heften und die Stadtmusici warteten seiner, wie das Heer auf den Feldherrn. Alles war lautlos, wenn er kam. Sebastian trat vor die Orgel, faltete die Hände und betete still ein Vaterunser; dann schloß er die Orgel

auf, winkte, der Balkentreter sprang auf seinen Tritt, und die Introduktion des Kirchenlieds rauschte wie ein süßer Schauer voll und warm herab auf die Gemeinde. Friedemann und Altnikol stimmten dann das Lied an und der Gottesdienst hatte begonnen. Wenn der Pastor geendet hatte, das Schlußlied gesungen worden war, und die Gemeinde unter Geläut der Glocken und dem Nachspiel, das gewöhnlich Friedemann machte, die Kirche verließ, auch die Chorknaben und Stadtpfeifer weg waren, da begann das Fest erst recht, denn nun gab Sebastian seinen Schülern und Verehrern einen sogenannten Orgelschmaus, ein Concert, in dem alle Geister seines Innern in den Tonwellen wogten. Nach ihm kam Friedemann an die Reihe und dann die Andern. Jeder mußte eine Orgelcomposition, eine Varition über ein gegebenes Thema, oder eine Art Extempore vortragen, über das die andern richteten. Darnach ging's ans Mittagsmahl, und der andere Theil des Tages war dem geselligen Vergnügen gewidmet.

An einem solchen Sonntag, eh Sebastian den Sonntagsrock angelegt hatte um in die Kirche zu gehn, kam ein churfürstlicher Bote aus Dresden und brachte einen großen Brief vom Herrn Minister von Brühl.

„Lieber Meister Sebastian!"

„Ihr werdet mich gewiß schon für einen lauen Freund gehalten und gemeint haben, daß ich Euer in meinem Herzen vergessen. Dem ist aber nicht so, denn ich entsinne mich wohl Alles dessen, was ich Euch damals, als Marchand das Hasenpanier ergriffen, gesagt habe. Darüber ist wohl eine geraume Zeit vergangen, aber es hat sich bis jetzt noch keine Gelegenheit geboten, Euch was Rechts anzutragen. Jetzt ist sie aber da, und weil Ihr bei unserm allerdurchlauchtigsten König und Herrn gut angeschrieben steht, hat er sich gemüßigt gesehen Euch in dem beiliegenden Handbillet höchst selbst die Organistenstelle an unserer Hofkirche zu St. Sophien allhier anzutragen. Hoffentlich nehmt Ihr sie an, damit mein Gewissen des Vorwurfs ledig werde, daß ich Euch Wind vorgemacht und mein Wort nicht gehalten habe.

Euer guter Freund

Heinrich von Brühl.

„Hol's der Teixel!" rief Sebastian überrascht, „das hätt' ich doch nicht gedacht vom Brühl. Laßt sehen was der König schreibt." — Lautlos hörten Magdalena, seine Frau, Friedemann und die Töchter zu, als Sebastian mit bewegter Stimme August's III. Brief vorlas. Der König trug ihm darin mit herzgewinnendster

Freundlichkeit die Oberorganistenstelle an, indem er sich dabei an die Marchand'sche Affaire erinnerte. „Solltet Ihr aber," so schloß der Brief, „plausible Gründe haben meinen Antrag auszuschlagen und in Leipzig zu verbleiben, so ersuche ich Euch, obwohl ich die Stelle mit Euch selbst am liebsten besetzt hätte, mir an Eurer Statt einen geschickten Musikus zu empfehlen, der meiner Kirche in Dresden so wie Eurer Recommandation zur Ehre gereicht, und seid überzeugt, daß ich stets bleiben will

Euer

wohl affectionirter König

August.

Eine minutenlange Pause erfolgte. Die Blicke der Seinen hingen an Sebastians Mund. — „Nein, Kinder, nein! Ich thu's doch nicht! Von meinem lieben Leipzig geh' ich nicht wieder. Hier ist mir wohl und warm, ich hab' die besten Freunde, den schönsten Wirkungskreis hier, was will ich denn mehr? Ich bin nicht mehr jung genug, um mich in die neuen Verhältnisse zu schicken, die Thomasschule würde mir auch fehlen, und ich müßte mich aus Allem herausreißen. Nein, nein, Sebastian Bach ist hier ein freier Mann, der thun und lassen kann was er will und nicht zu katzenbuckeln braucht. Ich

bleib hier; nicht wahr, Magdalena?" und er küßte sein Weib herzlich.

„Mir ist's gewiß recht, Bastian. Unsere Familie und der Haushalt kostet in Dresden mehr denn hier, und wenn Du dein ganzes Einkommen berechnest, stehst Du Dich hier am Ende eben so gut als in Dresden."

„Ei, besser, Frau, besser, es wäre blos der leidigen Ehre wegen, — na, wer will wohl einem Künstler größere Ehre anthun, als er sich selber. Ich bleib, basta!" — Friedemann schüttelte den Kopf, und Sebastian setzte sich nieder, um dem König sogleich zu antworten.

„Dir ist's nicht recht, Friedemann" sagte der Vater, sich an ihn wendend. „Nun nun, laß nur gut sein, du sollst drum nicht zu kurz kommen. Geh voraus in die Kirche, sag, ich käme gleich, und fange Du statt meiner einmal das Lied an. Unser Herrgott wirds wohl ausnahmsweise erlauben, will ihm ja auch zeigen, daß ich demüthig sein kann, und in Leipzig bleiben."

Friedemann ging. Sebastian aber schrieb dem König einen ganz ergebenen Absagebrief, indem er alle Gründe die ihn zur Nichtnahme bewogen, vortrug. „Wenn nun Ew. Majestät gnädigst meinen Rath befehlen, mit wem an meiner Statt die besagte Stelle am würdigsten zu besetzen sei, so sage ich ganz offen, daß ich unter Allen mir

bis dato bekannten Musikern meinen Sohn Friedemann, dessen sich Ew. Majestät allergnädigst entsinnen werden, als den Geschicktesten dazu halten muß. Ew. Majestät werden lachen, daß ein Vater seinen eigenen Sohn als den Besten lobpreiset, und denken, daß mich hierzu meine väterliche Liebe und Eitelkeit verleitet hat; aber wenn ich mich anders auf Musik verstehe, kann ich meinem Sohn Friedemann das Zeugniß geben, daß er mein bester Schüler ist und er einstmal gar leichtlich seinen eigenen Vater übertreffen wird, wenn ihm Gott Leben und Kraft schenket.

Damit nun aber Ew. Majestät nicht durch mich selber, wenn auch in der redlichsten Meinung, hintergangen werden, so mache ich in aller Devotion den Vorschlag, zwischen Friedemann und allen meinen übrigen Schülern deren Namen ich beifüge, so wie allen Denen, so sich in Dresden vor diese Stelle als Candidaten qualificiren, einen Wettstreit auf der Orgel anzustellen und den Würdigsten mit dieser Stelle zu belohnen."

Unter nochmaliger Entschuldigung, daß er selbst nicht davon Gebrauch machen könne, schloß Bach, fügte ein Dankbillet an Brühl bei und sandte den Boten zurück. Wohl nie ist Bach mit ruhigerem Herzen am Arm seiner Frau von seinen Kindern umgeben ins Gottes-

haus gegangen, wohl nie hat er inniger beim Spiel seinen Friedemann angeblickt, der heut das erste Mal mit ihm zu schmollen schien. „Warte nur, Junge, du sollst mir schon noch lachen," murmelte Bach in sich hinein.

Sebastians Antwort war dem König unangenehm, und Brühl zuckte die Achseln.

Letzterer beruhigte sein Gewissen bald genug bei dem Gedanken, daß er nun quitt mit Bach, und daß es des Letzteren Schuld sei, wenn es ihn später gereuen sollte, die Stelle ausgeschlagen zu haben. Brühl hatte sich, wie er meinte, mit seinem Glücke abgefunden, und das war ihm am Ende die Hauptsache. Der König aber, dem Bach einmal aus dem Nebel der Erinnerung heraufbeschworen war und der sich an den damals gehabten Genuß erinnerte, ging trotz seines Aergers auf Sebastians Vorschlag ein, und Brühl erhielt Befehl, den Bach zu besagtem Orgelwettstreit nebst seinen Schülern einzuladen.

Den nächsten Sonntag, als der Gottesdienst beendet war, eröffnete Sebastian auf dem Chor seinen Schülern die erhaltene Einladung. Man kann sich die Bewegung unter den jungen Leuten denken. Alles war Feuer und Flamme, denn jeder hoffte, er könne doch den Preis, den der König selber vertheilen wollte, möglicherweise davontragen. Friedemanns Augen glühten vor Ehrgeiz

und Dankbarkeit, und als er mit dem Vater allein nach Hause ging, küßte er gerührt die gütige Hand, und bat ihn um Verzeihung, wenn er ihn durch sein Schmollen betrübt habe; er habe wirklich nicht an sich gedacht, sondern nur gemeint, es sei Unrecht vom Vater, den besten Moment, zur Ehre zu gelangen, unbenützt zu lassen. „Die Ehre kommt etwas spät, mein Sohn. Ich bin in einem Alter, wo Einem der äußere Glanz und Ruhm nicht mehr viel anhaben kann, und wo alles Dichten und Trachten darauf hingeht, sich in seinem Sohn fortgesetzt zu sehen und auf ihn alle die Ehre zu häufen, die er in seinen jungen Jahren, wo man noch frei und unabhängig ist, besser für sich und die Welt ausnützen kann. Du wirst, hoff' ich, den Preis erlangen, Friedemann, und die Stelle kriegen. Ich hätte Dich ganz allein vorschlagen können, aber ich will, daß Du dir die Stellung allein schuldig sein sollst; auch hätte der König glauben können, daß es mir bloß um Versorgung meiner Familie zu thun sei, nicht um einen guten Organisten für ihn."

Den Mittwoch darauf fuhren Meister und Schüler gen Dresden, und Brühl, den Sebastian sogleich aufsuchte, konnte beim Diner August III. melden, daß die Eingeladenen angelangt seien.

Der König bestimmte den nächsten Tag zum Concert, zu welchem sich der Hof in der Sophienkirche auf dem der Orgel zunächst gelegenen Seitenchor einfinden sollte. Der König und die Königin, die Gräfinnen Ogilva und Morsinska, Minister Sulkowsky, Hennicke und Brühl nebst Gemahlin, die Generale Klenzel, Rutofsky und eine Schaar von Damen und Kavalieren fanden sich ein, ferner die Elite der Dresdner Musiker und Operisten, an der Spitze Hasse mit Faustinen, außerdem ein höchst gewähltes Publikum.

Der König und die Königin stellten die Themata, um welche heiß und mit allem Aufwande von Kunst gestritten wurde.

Unter Allen, die bis jetzt gespielt hatten, waren Altnikol und Krebs die entschieden Befähigtsten, als Friedemann auftrat und mit seiner Gluth, seiner Innigkeit und Melodienfülle eine solche Begeisterung hervorrief, daß der König aufstand und sagte: „Ja, Bach hat Recht, der Friedemann ist der ächte Sohn seines Vaters, der muß die Stelle haben.“ —

Das Concert war beendet.

Brühl führte Sebastian und Friedemann zum König, der Friedemann lebhafte Anerkennung und Dank für den ihm gebotenen Genuß zollte, die Stelle verlieh, und in Besitz der Amtswohnung zu setzen befahl. —

Friedemann

Wenn man Sebastian Bachs Bild anblickt und sich in diese edlen mächtigen Züge, die stille Majestät dieses Kopfes versenkt, so muß man gestehen, daß er ein Mann von jener erhabenen Schönheit war, die sich um so seltener findet, als sie eben so rein geistiger wie vollendet körperlicher Natur zu sein pflegt.

Denke man sich denselben Kopf, aber von allen Grazien der Jugend umspielt, von schwarzen Haarlocken umwallt wie von einer Löwenmähne, empfinde man die dunkle unersättliche Gluth eines schwarzen Auges, das zündend und verzehrend, schmachtend und drohend, geistig und sinnlich zugleich uns mit seinem magnetischen Glanze in einen Bann thut, dem wir nur mit dem theilweisen Verlust unsres Selbst entrinnen können, so steht Friedemann Bach vor uns. Was ihn aber in den Augen der feinen Welt noch vor dem Vater auszeichnen mochte, war die vollendete Grazie und Noblesse seines biegsamen Wesens, eine Keckheit der Bewegung, die weder affectirt noch nachlässig war, sondern ursprünglich; ein gewisses sorglos feuriges Hervortreten, das Alles für sich in Anspruch nahm und bestach. Er hatte mit einem Wort mehr Gesellschaftstugenden als der Vater, dessen schlichte Einfalt zu sehr aus dem eigenen Leben, das er geistig wie leiblich stets geführt, hervorging, und etwas von

der Ehrwürdigkeit des Kirchenstyls selber an sich trug, dem Sebastian sich allein ergeben hatte. Diese Bemerkungen über Vater und Sohn hatte, nach einer sehr genauen Ocularinspection, der weibliche Theil des Hofes sofort gemacht, und manche Schönheit mochte im Stillen bedauern, daß Friedemann bloß ein Musikus und nicht ein Kammerjunker oder Edelmann sei.

Das Concert war vorüber. Der König und der Hofstaat verließen mit allen Zeichen lebhaftester Befriedigung die Kirche. Hasse und Faustina jubelten und beglückwünschten Sebastian und Friedemann. Ein splendides Mahl, das Hasse veranstaltete, versammelte den glücklichen Sieger mit seinen besiegten aber keineswegs neidischen Freunden, und beim Klange der Gläser ward auch der Vergangenheit, des Marchand, vor Allem aber mit einem stillen Toaste des guten alten Volumier, gedacht, der Friedemanns Zukunft prophezeit hatte, nun aber schon so lange im Grabe lag. Nach geendetem Mahle, bei dem natürlich auch das Patronat der Sophienkirche vertreten war, führte Sebastian seinen Erstgebornen im Triumph in seine neue Amtswohnung. Nach einem Urlaub von sechs Wochen sollte Friedemann seine neue Stellung antreten.

Es kann gar nicht anders sein: der größte Künstler ist

immer der größte Mensch. Drum ist es so erklärlich, daß, wenn er alles Erringenswerthe, Ruhm, Stellung, Ehre und Vermögen auf sich ladet und im Durst des Ringens unersättlich ist, ein Kind, sein Kind plötzlich die Küste wird, an der sich die Wellen seiner persönlichen Wünsche brechen, daß gerade die allgemein menschlichste und gewöhnlichste seiner Schöpfungen die ist, der er seine übrigen gern opfert, und daß er willig auf alle Kränze verzichtet um sie Dem ins Haar zu winden, der die Fortsetzung und Erweiterung seines eigenen Selbst ist. Wie emsig läuft nicht der alte Sebastian mit seinem Sohn durch alle Räume, überschlägt und berechnet die Summe, die er zur Einrichtung seines Lieblings braucht, des treuen Genossen seines bisherigen Denkens und Fühlens, den er entbehren lernen muß! — „Ich werd' Dir die alte Hanne als Wirthschafterin hergeben. Sie hat Dich lieb, Friede, und wird Dir das Deinige ehrlich zu Rathe halten, bis Du Dir einmal eine brave Frau nimmst". — Friedemann sagte im Rausche seines Stolzes, seiner Freude zu Allem Ja. Ihm ging die Zukunft in lichtem Glanze auf und eine lange Bahn der Ehre, der schöpferischen Freiheit und Größe. — Eben waren sie zu den Freunden, die neugierig Alles beschauten, in die Wohnstube zurückgekehrt, als der Läufer

des Grafen Brühl ein Billet brachte, in welchem Sebastian Bach mit seinem Sohn zu Soirée und Nachtessen geladen wurden. Die Ministerin Brühl hatte die beiden Bachs, namentlich Friedemann, in lebhafte Affection genommen. „Dem jungen Bach fehlt auf Ehre nur ein Titel um vollendeter Edelmann zu sein, so weltmännisch und fein, so geistreich ist sein ganzes Auftreten. Ich glaube, daß er es werth ist ihn in unser Haus zu ziehen, unsere Soirée kann nur gewinnen.“ — Brühl, abgesehen davon daß er den Bachs, aus dem schon angedeuteten abergläubischen Grunde, wohlwollte, war ein zu gefälliger Gatte, um seiner Gemahlin einen derartigen Wunsch zu versagen; auch schmeichelte es seiner Eitelkeit, den Mäcen zu spielen. Daher wurden Sebastian und Friedemann mit der größten Freundlichkeit aufgenommen, und da die Gräfin Friedemann besonders viel Aufmerksamkeit erwies, so folgte die Gesellschaft ihr darin um so williger, als in der That wenig dazu gehörte, den neuen Organisten höchst liebenswürdig zu finden. Sein Spiel auf dem Klavier entzückte dermaßen, daß man voraussehen konnte, der junge Bach werde in den hohen Zirkeln Dresdens bald eine sehr gesuchte Person sein. Kein Herz mochte aber wohl froher erzittern als das des Vaters, der die stolzen

Wünsche alle, die er im Leben nie für sich zu hegen gewagt hatte, für seinen Herzenssohn hegte, der seinen Namen vergrößern, den Geist seiner Werke verewigen und seine alten Tage mit geistigen und leiblichen Enkeln verschönern sollte.

Die Soirée war zu Ende. Von der Augustusstraße, wo Brühls Hotel lag, wanderten Vater und Sohn spät Abends hinunter zu Hassens*) Haus, wo ihre Wohnung war, und jeder träumte, jeder hoffte, jeder von ihnen war reich im Gedanken an die Zukunft.

Plötzlich umarmte Sebastian seinen Sohn, küßte ihn heiß und innig, und legte seine Hand auf die glühende Stirn Friedemanns. „Gott, Herr der Welten, schütze mir diesen meinen Liebling, laß ihm zu Theil werden, was mir nicht beschieden war! Du weißt's wie sehr ich ihn lieb hab'." — Friedemanns Augen quollen über, und ein leises Bangen in seinem Herzen mahnte ihn, daß er bald allein, ohne den Vater seinen Weg durch die Welt machen müsse. „Friedemann, das mußt Du mir heilig und fest versprechen, daß Du Dich nie irre machen lässest von der Lobhudelei der Vornehmen, und in den vermaledeiten Opernsingsang und

---

*) J. S. Bachs Leben v. Forkel S. 48.

die Pinseleien fällst. Halt' immerdar in Deinem Herzen fest, daß Du ein Diener Gottes sein sollst, weil Du's sein kannst, daß die Orgel Deine Stärke, die Fuge Deine Hauptkraft und die Anbetung Gottes in Harmonien Deine schönste und einzige Arbeit sein muß. Laß Dich vom Flitter nie verführen, laß Dich nie verführen, einziger Friedemann, daß Du nicht unglücklich wirst!" — Des Vaters Herz war übervoll, er hätte noch gar Vieles sagen mögen, aber die Gedanken und Gefühle drängten sich so, daß sie sich nicht ausdehnen konnten vor einander. — „Nie Vater, nie! Ich bin Dein Sohn und werde Dir keine Schande machen."

Sie reichten sich beide die Hände, umarmten sich noch einmal mit einem innigen Kuß und gingen still weiter.

Ein wehmüthiges Seufzen zog durch die stille Sternennacht. —

Was sind die Hoffnungen der Menschen? —

VIII.

Die Medaille.

Graf Sulkowsky, dem Antonie von Collowrat, so lange sie noch zu erringen war, doch manche Rücksicht in politischen Dingen abgenöthigt hatte, kannte jetzt nach dieser Seite hin keine Grenze, keine Schonung mehr, und sein Haß, der nicht allein auf Brühl und Antonien, sondern vornehmlich auch auf die Königin fiel, trat nun ganz offenkundig in dem Bestreben auf, Josepha und ihrer Coterie auch den geringsten Einfluß abzuschneiden.

Wenn die Liebe blind ist, so ist es der Haß in viel höherem Grade, und Sulkowsky, der nie die feinere ewig lächelnde Courtoisie der Intrigue besessen hatte, warf nun in einem ungeschickten Augenblicke der Königin und ihrem Anhang mit plumper Faust den Fehdehandschuh hin, indem er den König bearbeitete die katholische Geistlichkeit einzuschränken*).

---

*) Diplomat. Gesch. Dresdens. IV Bd. S. 150.

So kann ein Minister auf die unschuldigste Weise dazu kommen, liberal zu sein.

Die Königin war darüber außer sich, Pater Guarini und die Jesuiten spieen Feuer und Flammen, Brühl lachte sich ins Fäustchen.

Aber noch ein ganz andrer Bundesgenosse und Freund erhob sich, um Sulkowsky zu Brühls Gunsten zu stürzen: es war einer jener dämonischen Freunde, die man verflucht, indem man sie benutzt, und die man sein Lebelang nicht los werden kann.

August der Starke, der sich wahrscheinlich mehr Lebensfähigkeit als dem Kaiser von Oesterreich zugetraut haben mochte, hatte auf Grund der Vermählung seines Churprinzen mit Josepha unter Beihülfe und Einverständniß Sulkowskys und Rutowskys einen geheimen Theilungsplan*) für die Verlassenschaft Kaiser Carls VI. gemacht. Obwohl nun durch Legalisirung der pragmatischen Sanction das sächsische Cabinet äußerlich jede Befürchtung Carls gehoben hatte, so wußte derselbe doch zu gut, daß die heiligsten Papier-Versicherungen oft genug in der Geschichte der Cabinette zu Wasser und die geheimen Bündnisse gewöhnlich besser gehalten werden, als die öffentlichen.

*) Diplomat. Gesch. Dresdens IV Bd. S. 134 u. 135.

Diesen Theilungsplan abschriftlich zu erhalten war des Kaisers steter Gedanke, und da das Cabinet zu Wien von Brühls Plänen Wind bekommen hatte, übernahm es eine vertraute sehr hohe Person, ihn zur Aushändigung dieses Documents zu veranlassen. Brühl sollte das Geheimniß seines Königs verrathen. — Daß dies eine Infamie sei, fühlte er wohl und erbleichte, aber — er willigte ein, unter der Bedingung, daß Sulkowsky falle.

Fürst Lichtenstein erschien demnach zum Besuch am Hofe zu Dresden und trat mit Brühl wegen dieser Angelegenheit in Unterhandlung.

Um sicher zu gehen, ward vor allen Dingen eine geheime Ziffernschrift verabredet, deren Schlüssel im Namen Lichtensteins und der Einschiebung der aus ihm hervorgehenden Zahlenreihe lag. Die Doublettenzeichen wurden accentuirt. Lichtenstein versprach schriftlich die Hülfe des Wiener Cabinets zum Sturze Sulkowskys.

Brühl fühlte wohl, daß er sich hierdurch eine lebens-längliche Fessel schmiede, daß er dem Wiener Hofe eine furchtbare Waffe gegen sich selber in die Hand spiele, doch traute er sich, falls er nur erst das Heft allein in den Händen hätte, Klugheit genug zu, jedem Schlage zu begegnen und wußte wohl, daß man in Wien nur

im Nothfall von dem äußersten Mittel Gebrauch machen werde.

Ein Beamter des Staatsarchivs, der nachmalige Kriegsrath Karbe*) welcher einen luxuriösen Hausstand, viel Schulden und ein weites Gewissen hatte und von Brühl schon zu allerhand kleinen Indiscretionen benutzt worden war, ließ sich für eine Summe Geldes und die schriftliche Zusicherung einer Standeserhöhung bewegen, die Urkunde aus dem Archiv zu stehlen und eines Abends in die Mansarde Siepmanns zu bringen, die dieser nach wie vor bewohnte.

Sofort benachrichtigte Brühl den Fürsten Lichtenstein, daß er mit Anbruch des Tages reisen müsse. Siepmann aber übersetzte in der Nacht das Schriftstück in die Ziffernsprache.

Beim ersten Grauen des Tages hatte Karbe sein Document von Siepmann wieder geholt, um es unbemerkt an seinen früheren Platz zu legen. Abschrift und Uebersetzung brachte Siepmann selbst in Form einer Bittschrift zu Brühl, welcher damit sogleich zu Lichtenstein fuhr. Nachdem er dem Fürsten die Abschrift des Documentes unter vier Augen vorgelesen, verbrannte er

---

*) Geheime Briefe über Brühls Leben und Charakter. 1760. II Bd. S. 86 bis 91.

dieselbe und legte die Uebersetzung in Ziffern in Lichtensteins Hände.

Der Diebstahl, der gewissenloseste Verrath am Geheimniß seines Königs, war geschehen, und Lichtenstein eilte damit, wie von Furien gepeitscht, über die Grenze.

Diese That Brühls brachte über Sachsen namenloses Wehe: sie schmiedete das Cabinet zu Dresden an Oesterreichs Interesse*) und war der erste Grund, zwischen August III. und Friedrich II. eine Spannung und Gereiztheit zu erzeugen, deren schließlichen Ausbruch das arme Land auf das Bitterste empfinden sollte. Dies fühlte Brühl. — Er hatte um Antoniens willen sein Alles, Ehre und Selbstachtung hingegeben. Die Mittel standen in keinem Verhältniß zu dem durch sie erlangten Preise.

Brühl fühlte geringere Befriedigung als er gehofft. Er hatte, je höher er gestiegen war, eine desto tiefere Demoralisation an sich selbst wahrgenommen, die ihm kein Glanz und keine Sophistik vom Herzen wegzulügen im Stande war.

Nach diesem Verrath glich er einem Menschen, dem keine Wahl mehr bleibt, als der eine Weg, den er einmal

---

*) Diplom. Gesch. Dresdens. IV Bd. S. 166 u. 167.

erwählt. Er ging ihn, und zwar mit vollem Bewußtsein. — Antonie indeß fühlte sich als Gattin ungleich wohler. Sie wußte, daß nur Liebe Brühl zu dem Allen getrieben, auch betrachtete sie ihn als eine Staffel für ihren Ehrgeiz. Er hatte schon zu viel gewagt um nicht noch mehr zu wagen, und wenn Sulkowsky's eiserne Consequenz ihm abging, so konnte sie mit ihrem flammenden Geiste nachhelfen; denn daß er sonst in jeder Beziehung ungleich geschickter war als sein Gegner, davon hatte sie die mannigfaltigsten Beweise. — Obgleich nun Wien, die Königin, und die Geistlichkeit den Sockel geschäftig unterminirten, auf dem Sulkowsky stand, so war ihm doch nicht leicht beizukommen, zumal jetzt, wo er die Seele des Polenkrieges war. August III. mußte einen zu großen Widerwillen gegen die Gelüste Josephas haben, denn er hielt Sulkowsky fester als je; ja hatte ihn sogar zum Fürsten gemacht, und ließ sich Manches von ihm gefallen, zumal er die Ruhe über Alles liebte, und sich von seinen Gewohnheiten nur mit äußerstem Widerstreben trennte. Er hatte nur einen Dämon in der Brust, der, einmal geweckt, ihn wild emporstachelte, den Dämon verletzter Herrschereitelkeit.

Welcher Unsinnige hätte den aber wecken wollen? — Inzwischen begannen die ersten Scenen des Kriegs-

dramas in Polen, das den letzten Schatten seiner politischen Selbstständigkeit, verlieren sollte.

Stanislaus Leszinsky, heimlich nach Warschau gekommen, war von der nationalen Partei am 21. September 1733 durch den Primas Potocki zum König ausgerufen worden, als er durch die Macht einer Heersäule von 20000 Russen unter Lascy aus Warschau vertrieben wurde und nach Danzig eilte, um hinter den Wällen dieser Festung eine günstigere Wendung der Dinge abzuwarten. Schon am 5. Oktober wurde August III. sein durch die Oesterreicher und Russen begünstigter Nebenbuhler, zum König ausgerufen, nachdem derselbe dem Lande umfassende Versprechungen gemacht und die pacta conventa unterzeichnet hatte, und am 17. Januar 1734 ward darauf derselbe vom Bischof Lipski zu Krakau feierlich gekrönt.

Das unglückliche Danzig, in dem der entthronte Leszinsky Stunde um Stunde auf französische Erlösung harrte, fiel der Rache der Russen und Sachsen unter Mürich, Lascy und Adolph von Weißenfels anheim, und mußte sich nach langem nutzlosem Kampfe im Februar ergeben.

Stanislaus, ein irrender Richard Löwenherz der Rococcozeit, gewann mit Lebensgefahr Königsberg, nachdem ihn seine Anhänger aufgegeben hatten.

Ludwig XV., dessen Arm zu kurz war um seinem unglücklichen Schwiegervater zu helfen, stürzte sich nun dafür mit aller Wuth beleidigter Ehre auf Oesterreich, das Sachsen seine Hülfe geliehen, und seine Kriegsvölker zogen nach dem Rhein und Italien. Oesterreich kam umsomehr in eine verzweifelte Lage, als Fleury Sardinien und Spanien sich ihm zu verbinden und England und Holland zur Neutralität zu bestimmen vermocht hatte. Das einzige Rußland, welches dem Hofe zu Wien hätte beispringen können, war zu entfernt und hatte, bei den fortwährenden inneren Unruhen, seine Kräfte zu sehr in der Heimath nöthig. Philippsburg fiel, die Franzosen, mit den Baiern alliirt, nahmen den Rhein, indeß Habsburgs Unglück in Italien vollständig entschieden war. Kaiser Carl mußte sich zuletzt glücklich schätzen, daß er, mitten im größten Unglück, Fleury endlich geneigt zum Frieden fand. Die Partei der Königin nämlich, deren Drängen der Cardinal allein nachgegeben, hatte ihre Kriegsgelüste nach gerade gekühlt und König Ludwigs laue Liebe zu Maria Leszinska war inzwischen gänzlich erstorben. Die Chateauroux und Gramont nahmen den Herrscher ein, und so ward das Schäferspiel dem Kriegsspiel vorgezogen. Auf diese Weise kam der Friede zu Stande: August III. ward als Beherrscher Polens anerkannt, Stanislaus erhielt Lothringen und

Bar, und die Uebrigen wurden ebenfalls rasch abgefunden.

Die polnische Nation im Großen und Ganzen hatte sich dabei beruhigt, zumal Leszinsky selbst den langen Kampf aufgegeben. Zur endgültigen Besiegelung seines Besitzes begab sich der Dresdner Hof nach Warschau, wo auf dem Pacificationsreichstage die volle Anerkennung des Volkes erfolgen sollte. Mit Jubel ward August III. in Warschau empfangen; er hatte seine Versprechungen theils erfüllt, theils nochmals in einer geheimen Sitzung des Reichstagsausschusses garantirt; auch war beschlossen worden, daß das sächsische und russische Heer bis auf 1200 Garden das Land räumen, und dem Adel das Bewaffnungsrecht verliehen werden sollte.

Ein feierlicher Gottesdienst in der Schloßkirche, wo August als legitimer König nochmals proclamirt, die darauf folgende Reichstagssitzung, in welcher der Eid der Treue nochmals geleistet werden würde, und ein Ball, dem Adel des Landes gegeben, sollte die Feier beschließen.

Am Morgen dieses Tages war Warschau geschmückt wie eine Braut. Volksmassen in Nationaltrachten drängten sich fröhlich auf Straßen, Plätzen und um die Paläste, aus denen der constitutionsstolze Adel brillantenfunkelnd

nach dem Schlosse zog, um im Reichssaale sich zu sammeln. Brühl war eben bei der Toilette beschäftigt, als Siepmann eiligst gemeldet wurde.

„Mein Gott, was haben Sie denn?"

„Ich komme mit der Nachricht, Excellenz, daß heut in der Schloßkirche auf Se. Majestät geschossen werden wird.

„Siepmann!" schrie Brühl und taumelte entsetzt einige Schritte rückwärts.

„Siepmann, das ist nicht möglich!"

„Verlassen sich Ew. Exellenz fest darauf. Ich kenne die Verschwörer, bin genau unterrichtet, und alle Beweise liegen in meiner Hand. Diese Nacht ward von den Rebellen der letzte äußerste Beschluß gefaßt. Der, den das Loos traf, der junge Ledekusky, (Sie kennen den Vater, der nach seinem Widerstande endlich in Ketten starb) soll den Schuß thun.

Geben Sie mir Vollmacht an den Commandeur der Garde, daß ich zwei Compagnien zur Disposition erhalte; eine lege ich in die Sakristei, die andere diene zur Besetzung der Hauptthür. Der Polizei-Meister ist bereits von mir in Kenntniß gesetzt; zwei Zeilen von Ew. Excellenz genügen um mir die Polizeisergeanten in Civil zur Hülfe zu geben, die in der Kirche vertheilt

und besonders um die gefährliche Gruppe postirt werden sollen. Wir werden ein prächtiges Geschäft bei dieser Verschwörung machen, Excellenz."

„Ein prächtiges Geschäft?"

„Natürlich. Niemand außer uns weiß von dem Attentat etwas, und es wird sich nicht fein anlassen, daß wir wachsamer als der Premier Sulkowsky gewesen sind."

„Ha, Ihr seid ein Edelstein, Siepmann. Rasch ans Werk!" — und mit fieberhafter Hast schrieb Brühl die Vollmacht.

„Einen Edelstein, Excellenz, faßt man in Gold. Ich hoffe, daß man mich befördern nnd mir die theilweise Leitung des Prozesses anvertrauen wird. Und dann den versprochenen Adelstitel!"

„Alles, alles Siepmann! Da, eilen Sie!"

„Bereiten Sie Se. Majestät vor, Excellenz" und mit der Vollmacht versehen, verließ Siepmann das Cabinet.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Schloßkirche war gedrängt voll. In einer Seitenstraße standen zwei Compagnien sächsischer Garden, sächsisches und russisches Militair bildeten am Portal Spalier. Durch die Seitenthür zwängte sich das Publikum. Kopf an Kopf harrte drinnen die

lautlose Menge, und nur der mittlere Hauptgang war durch die polnische Krongarde frei gemacht. Um eine Säule stand eine Gruppe von etwa zwanzig Polen, Edelleute zumeist, harrend der Ceremonien, unter ihnen Siepmann. Der ernste Beschauer hätte leicht in diesen stillen bleichen Gesichtern Etwas wahrnehmen können, das dem Festjubel feindlich zu sein schien.

Keiner sprach ein Wort. Mitten unter ihnen aber stand ein junger Mann dessen aschfarbnes Gesicht, dessen stierer Blick, dessen inneres Gähren, allein kenntlich am Arbeiten der geschwollenen Stirnadern, ihn als einen jener dunklen Dämonen des Volksgeistes bezeichnete, die der Schrecken aller Regierungen sind.

Es war der junge Ledekusky. Mit einem Druck seines Zeigefingers glaubte er das grauenvolle Ende seines Vaters rächen und die Republik Polen wieder erbauen zu können. Er wußte, daß er das Opfer seiner Rache sein werde, aber die Freunde um ihn, die Freunde draußen, die zahlreichen Anhänger der Freiheit im Lande, würden den Moment ergreifen die herrenlose Krone zu zertrümmern, und die Demokratie*) als Siegerin in den blutigen Purpur hüllen. Exaltation bis zum Wahnwitz war's, welche dieses Häuflein junger Männer zu einem Entschluß

*) Natürlich nur die adlige, eine andre erstrebte Polen nie. D. R.

trieb, dessen Folgen sie nicht berechneten; denn Verschwörer haben noch nie Berechnung, noch nie Logik gehabt. Daher ist eine Verschwörung für den Staat nie besonders gefährlich, da sie nur Behufs eines momentanen Factums, nicht zur Realisation einer Consequenz möglich ist. Die consequente Durchführung einer Meinung bezeichnet allein eine Parthei, eine Parthei aber conspirirt nicht. Es sind nur einzelne exaltirte Glieder derselben, die sich verschwören, dadurch aber sich selbst von der Parthei ablösen und von ihr abgestoßen werden. —

Die Glocken erklangen, die Kanonen dröhnten, die Orgel intonirte, der König kam. — „Der König kommt" flüsterte die Menge. „Der König kommt!" murmelten die Verschwörer, und bleicher ward ihr Antlitz. Langsam schob sich der junge Ledekusky durch die Schaar seiner Genossen nach der vordersten Reihe, das Volk reckte die Köpfe und wogte hin und her. „Kommt er jetzt?" fragte Ledekusky. „Ja, die Geistlichkeit wird ihn sogleich empfangen," sagte ein Anderer.

Leise fuhr Ledekusky mit der Hand nach der Brust, und schob sie unter den alten mit Schnüren besetzten Pelzrock.

In diesem Augenblick entstand von der Säule her ein Gedränge, welches ihn aus seiner Stellung schob, und

als er sich umwenden wollte, um nach der Ursache zu sehen, hatten Siepmann und zwei Sergeanten ihn fest umklammert, indeß der dritte ihm mit großer Schnelligkeit Brust und Arme mit vielfachen Stricken umwand.

Umsonst suchte der Ueberraschte loszukommen, umsonst die Hand, die das Pistol gefaßt hielt, frei zu machen; er war gefangen, mit der Waffe in der Hand gefangen! Wahnsinnig vor Schreck und Verzweiflung schaute er um sich, und sah, wie seine Genossen sich unter den Händen der Soldaten und Sergeanten wanden, wie das Volk nach allen Seiten zurück wich und murmelte: „Eine Verschwörung!"

Unter Kolbenstößen nach dem Seitenschiff gedrängt, wurden die Königsmörder aus der Kirche geführt.

Der Letzte, von Siepmann selbst bewacht, war Ledekusky.

Da lohte noch einmal ein helles Glühroth des Jugendmuthes durch des Armen zuckendes Antlitz. Noch hielt er, wenn auch zusammengepreßt, das Pistol in seiner Hand, auf seiner Brust. — „Lebe wohl, mein Polen!" — und indem er die Mündung einwärts drückte, schoß er und brach blutend zusammen. Die Kugel

war ihm durch die untere Kinnlade ins Gehirn gegangen. — Dem Henker war eine Arbeit erspart. — Wenige Minuten später, während der Bischof von Warschau den König bewillkommnete, war Alles vorüber. Das Volk stand wieder neugierig in Reih und Glied wie vorher. Die Verschwörer mit der Leiche des jungen Lebekusky, den man auf einen Handwagen gelegt und bedeckt hatte, schritten in der Mitte der sächsischen Compagnien und Polizeiagenten nach dem Criminal-Gefängniß.

August III. mit seinem Hofstaat, unter Vortritt der Geistlichen, umgeben von Woiwoden, trat bei jubelndem Volksruf in die Kirche. Er war bleich. Wohl hatte er trotz des Bischofs Rede und dem Geläute der Glocken den Schuß gehört, und als er an die Säule kam, wandte er sich etwas gegen Brühl. Brühl neigte das Haupt und sah nach dem Pfeiler. Des Königs Blick folgte ihm. Da stand Siepmann, verbeugte sich lächelnd und wandte seinen Kopf nach der Thür, durch die die Gefangenen abgeführt worden. August III. Antlitz färbte sich wieder.

Die Ceremonie begann. — — — — — — —

Abends erschien Siepmann auf dem Kronballe, und ward von Brühl „Geheimer Hof- und Ministerial-Rath" Siepmann angeredet. — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Brühl hatte zweifelsohne durch den ganzen Vorfall in August III. Augen sehr gewonnen und sich in seiner Gunst neuerdings so befestigt, daß Sulkowsky einsehen mußte, daß alle Manövers, die er in letzter Zeit angewendet hatte, um seinen Gegner mißliebig zu machen, nicht nur nichts nützen, sondern ihm selber schaden mußten, denn es schien nun einmal Augusts Beschluß zu sein, beide Gegner zu halten, um ihre Anmaßung zu neutralisiren. August III. herzlich froh, aus dem nie sehr geliebten Warschau zu kommen, daß besonders nach diesem Ereigniß sehr in seinen Augen sank, kürzte die Festlichkeiten trotz aller Ergebenheitsversicherungen des Adels möglichst ab, und war erst ganz beruhigt und heiter, als er die Thürme seines lieben Dresdens wieder am Horizont emporsteigen sah.

Indessen nahm die Untersuchung des Complotts ihren peinlichen Anfang.*) Siepmann ward Direktor einer geheimen Expedition zur Eröffnung der Briefe und bewährte wiederum sein Talent in Erfindung einer sicheren Methode, sich, ohne mindestes Verletzen oder Abbrechen des Lacks, in sehr kurzer Zeit in Besitz des

*) Diplomat. Gesch. Dresdens IV. Bd. S. 139 bis 41 und Anmerkung 2.

Inhalts aller Correspondenzen zu setzen. Der General-Kronpostmeister von Holzbringen, der Kronpostmeister Kahle, der Ober-Auditeur Jenisch und ein Jude, der alle Siegel mit vollständigster Treue in Messing nachschnitt, besonders aber der geheime Registrator Saul*) assistirten ihm. Wie das aber meist zu geschehen pflegt, beschränkte sich die wirklich erwiesene Theilnahme am Komplott auf etwa 15 bis 20 junge Leute, die ihr patriotisches Unsterblichkeitsfieber mit lebenslänglicher Festung und Kettenstrafe, drei davon mit dem Tode, büßen mußten. — Der Prozeß, um den Adel und die Nationalität durch Milde zu gewinnen, ward indeß möglichst beschränkt, und August vergaß schon am nächsten Carneval unter Caroussel, Oper und Schäferspielen die Sorge und Angst, welche ihm die neue Würde bereitet hatte. — — Somit bewegte sich nun Alles wieder im gewöhnlichen Gleise, und Siepmann zeigte schon seinem Chef an, daß binnen drei Wochen Alles in Warschau beendet sein und er zurück kommen könne.

Sulkowsky verhielt sich in Bezug auf Brühl vor der Hand ruhig, und auch Letzterer, der wohl einsah,

---

*) Diplomat. Gesch. Dresdens IV. Bd. S. 139 bis 41, ferner S. 176 u. 177. Anmerkg. 1 u. 2 und Archenholz Gesch. des siebenjährigen Krieges S. 10.

wie fest August an seinem Gegner hielt, wie dankbar er ihm für geschickten Austrag der Polenangelegenheit sein mußte, ging eine stille Waffenruhe ein, um die günstige Gelegenheit ihm beizukommen, abzuwarten.

Das Abwarten! O, das Abwarten, das ist eben das leidige Gespenst, das den Staatsmann wie den Künstler, Völker wie Partheien umherzerrt und ihre Hoffnungen, ihre Sehnsucht auf die Folterbank der Zeit kettet! Je brennender der Ehrgeiz, desto tiefer die Qual, die sich oft so weit steigert, daß uns die Fiebergluth gefesselter Begierde zu einer raschen That reißt, die wir mit allen Thränen nicht mehr abwaschen können. — Dieser Folter ward Antonie, Gräfin Brühl, zum Opfer, sie quälte der Ehrgeiz und die Rache an Sulkowsky. Sie konnte die Wunde nicht verschmerzen, die der Pole ihrer Eigenliebe, ihrem Stolze geschlagen und kein Mittel schien ihr zu schlimm, kein Wagniß zu kühn, um über den Gegner zu triumphiren. — Die Macht beider Partheien war jedoch gleich groß; auf dem gewöhnlichen Wege schien nichts mehr zu verfangen. Es mußte zu etwas Außerordentlichem geschritten werden, zu einem Coup, bei dem entweder Alles zu gewinnen oder zu verlieren war. Zu einem solchen Wagestück den Gemahl zu treiben, durch ihn den Triumph und Vortheil

des Sieges zu genießen, war nun, wo das langweilige Einerlei des Hoflebens doppelt bleiern auf ihr lag, ihr einziger Gedanke. Auch Brühl war ehrgeizig, auch er wartete auf den Augenblick, der ihm den Feind unter die Füße geben sollte, doch ihm fehlte die Gelegenheit. Die Hauptursache, welche sein Streben bewegt hatte, war Antoniens Besitz gewesen. Mit der Erlangung dieses Ziels hatte er einen großen Theil seiner Energie eingebüßt, und schien nicht allzugroße Lust zu haben, einer neuen Infamie den Sieg zu verdanken, hatte sein Gewissen doch schon genug an dem Urkundendiebstahl und der Erinnerung an all die schmutzigen und versteckten Ränke zu tragen, die er um Antoniens Willen ausgebrütet. Gleichwohl hatten Diese ihm den Besitz der schönen Collowrat nur noch theurer gemacht. — Er war so vollständig Sclave seiner Liebe geworden, daß er gern auf Alles verzichtet hätte um im ruhigen Besitze seines Glückes zu schwelgen. Der Thor, er glaubte durch all' die Opfer seines Gewissens, seiner eigenen Selbstachtung, sich die tiefe und wahre Liebe seines Weibes erkauft zu haben, glaubte, daß sie sich in seinem Besitze eben so glücklich fühlen und gleich ihm, nun ruhig des Erlangten genießend, der günstigen Minute harren könne, in der es dem Glücke gefallen

würde, die Wünsche beider mit dem Sturze des Feindes zu krönen.

Er hatte sich in dem Charakter und der Natur des Wesens geirrt, das er liebte, er kannte sie nicht, aber sie ihn desto besser, und Antonie sah ein, daß sie ihn zu dem Aeußersten dann treiben könne, wenn sie sein theuererkauftes Glück selbst in Frage stelle.

Sie hatte ihren Angriffsplan und ging organisch zu Werke.

Nicht damit begann Sie, ihn durch Kälte abzustoßen oder stutzig zu machen, das wäre ein viel zu directes Mittel gewesen.

Sie verfuhr heimlicher und sicherer.

Antonie von Brühl war nicht über mittlere Frauengröße, aber üppig gebaut, hatte schwellende Formen, einen zarten weißen Teint, dunkles Haar, schwarze feurige Augen und ein Profil, das, nicht majestätisch, aber voll reizender Linien und Flächen war, die einen ebenso sinnlichen wie geistigen Eindruck machten. Die kleine grade Nase mit dem aristokratischen Buckel und den feinen leicht beweglichen Nasenflügeln, der keck aufgeworfene Mund mit den gekniffenen Winkeln, das Schelmengrübchen auf Kinn und Wange, kurz Alles an dieser Frau war reizend. Sie konnte überaus feurig sein und

wieder höchst elegisch, sie besaß die Kunst mit einem Blick Unnennbares zu sagen und mit zwei Worten eine artige Sottise in einen Calembourg zu fassen.

Wer hätte dieser Frau zutrauen sollen, daß sie von August II. bis Brühl nie ernstlich geliebt hatte? —

Sie begann, ihrem Plane gemäß, Brühl gegenüber damit, eine Art Sentimentalität oder besser eine Art stiller Melancholie zu heucheln. Sie that, als wenn sie Brühl liebte, aber mit jener Passivität, die annimmt und nicht giebt. Es schien, als habe sie nach und nach alle Lebenslust, alle Energie verloren, und kein Geschenk des Gatten konnte sie erfreuen, keine Bitte ihr das Geheimniß dessen entreißen, was sie so verwandelt hatte. „Mein Gott, ich liebe Sie ja, Heinrich,“ sagte sie dann etwas matt aber so süß und weich zu ihm, daß der gute Graf verliebter denn je wurde.

Oft aber, wenn er von dem stolzen Glücke sprach: als alleiniger Minister den König wie das Land zu beherrschen, erglühte das schöne Weib in hellem Entzücken, ein Zittern, ein vulkanisches Aufbäumen aller Dämonen des Liebreizes und der verführerischen Zärtlichkeit, eine Art weiblicher Ritterlichkeit that sich an ihr kund, die sie dythirambisch mit der Glorie einer Majestät umstrahlte, vor der Brühl ins Kniee sank, und sich ein-

gestehen mußte, daß Antonie doch noch heißer, noch ganz anders lieben könne, als sie ihn je geliebt. Auch dies war in gewisser Beziehung Verstellung bei ihr, und sie wußte diese enthusiastischen Augenblicke immer seltener, das Sentiment immer gewöhnlicher zu machen, so daß Brühl, trotz seiner blinden Liebe, bald den Abstand von sonst und jetzt merken mußte. Anfänglich glaubte er, Antonie sei ihm heimlich untreu oder habe doch ihre Neigung einem Andern par Distance zugewendet. Die Furien der Eifersucht, die in ihm wüthend aufsprangen, wie Löwen, die man im Schlafe überrascht, ließen ihn mit Argusblicken nach allen Seiten umherspähen, um den Störer seines schwererkauften Glückes zu entdecken. Umsonst! An der Kälte, die Antonie von Brühl gegen Jedermann zur Schau trug, der liebenswürdigen Glätte des Hoftons, bei der sich eben so wenig denken wie empfinden läßt, und die mehr beweist, daß man da ist, als daß man fühlt, sie stand ihr so zu Gebote, daß Brühl bald seinen Irrthum einsah und sich selber etwas lächerlich vorkam.

Antonie hütete sich auch wohlweislich, den Gemahl eifersüchtig zu machen, denn sie wußte allzugut, daß Dies das ungeschickteste Mittel sein würde, ihre Pläne zu erreichen.

Brühl, um hinter die Veränderung seines Weibes zu kommen, ging auf sich selbst zurück, suchte in seinem Benehmen den Grund zu dieser Stumpfheit Antoniens, machte sich tausend Gedanken, hatte manch' schlaflose Nacht und faßte sich endlich das Herz, mit Antonien ernstlich darüber zu sprechen. — Die schöne Gräfin war in den letzten Tagen unpäßlich gewesen, mit wie viel Affectation, war schwer zu ermitteln.

Graf Heinrich von Brühl trat in ihr Boudoir und küßte ihre Hand.

„Wie befindet sich meine schöne Gemahlin, noch immer leidend?" —

„Ach, ich kann es selbst nicht sagen, Graf. Leidend und auch nicht, wie sie es nehmen. Ich wünschte, ich wäre ernstlich unwohl, dann hätte ich doch etwas von meiner Krankheit, und könnte mich mit gutem Gewissen ins Bett legen. Aber mir fehlt eigentlich nichts oder auch Alles vielleicht. Ich bin so leer, so öde, so langweilig. Ich seh das selbst ein, ärgere mich über mich, und bin doch unfähig es zu ändern.

Es mag vielleicht eine Krankheit meiner Seele sein, die ich nicht verstehe, da ich sonst immer geistig leiblich gesund gewesen. Ach, nicht wahr ich bin recht unausstehlich, Heinrich? — Sie sehen zu spät ein, Lieber, daß

Sie eine schlechte Acquisition mit mir gemacht haben; als Sie mich zur Frau nahmen. Mir thut es um so mehr wehe als ich weis, welchen Anstrengungen sie sich meinetwegen unterworfen."

Wer jetzt in Brühls Seele hätte lesen können! — Er hatte sich auf das Sopha neben ihr niedergelassen und seine Hand, mit der er die ihre erfaßte, zitterte leise.

„Antonie! wollen Sie mir versprechen ehrlich und offen zu antworten? — Es ist etwas Fremdes zwischen mir und Ihnen, und ich fühle mit jedem Tage mehr, daß unser Glück sich untergräbt. Antonie, sagen Sie mir offen: lieben Sie mich nicht mehr?" —

„Mein Gott ja, ich liebe Sie ja, Heinrich. Wem soll ich denn anders meine Zuneigung zugewendet haben, als Ihnen? Oder haben Sie irgend etwas bemerkt, was Sie zur Eifersucht berechtigt?" —

„Nein Antonie, nein! Nicht das Geringste. Aber Sie sind seit einiger Zeit nach und nach — nicht kälter, nein stiller, trauriger, passiver gegen mich geworden und ich zerplage meinen Kopf umsonst, die Ursache davon zu ergründen, die doch in meinem Wesen liegen, an der ich doch zweifelsohne allein Schuld sein muß."

Antonie schüttelte trübe lächelnd das Haupt und

drückte treuherzig des Gatten Hand. „Nein lieber Heinrich, das glaube ich nicht. Sie überschütten mich mit allen Liebesgaben, erschöpfen sich in Zartheit und Galanterie und jedes Wort, das Sie zu mir sprechen, jede Ihrer Handlungen beweist mir, wie sehr Sie's werth sind, Liebe zu verdienen, das reinste Glück der Liebe zu genießen. Ich muß wohl selber schuld sein an meinem Zustand, und warum ichs bin, was ich zu thun habe, um anders, besser zu sein, das macht mir schlaflose Nächte, denn ich kann's nicht ergründen, obschon ich meinen Zustand erkenne!

Ich habe mich schon so oft und ernstlich gefragt: Liebst du deinen Heinrich denn nicht mehr? Und tausend Stimmen riefen mir zu: ja, ich liebe ihn! Ich wüßte bei Gott keinen Mann, den ich irgend gesehn, daß er auf mich mehr Eindruck machte, als Sie.

Denken Sie sich nun um Gotteswillen meinen Zustand. Ich weiß, daß ich Sie liebe, daß ich Niemand anders lieben kann, aber ich fühle, daß ich Sie nicht genug liebe, daß jeder Beweis von Zuneigung, den ich Ihnen spenden kann, mit jedem Tage matter ausfällt. Ich liebe Sie und sehe mit Entsetzen, daß ich diese Liebe unter den Händen zu verlieren im Begriff bin, und nicht weiß, wie ich es anfangen soll, mich von dem

Schicksal loszukaufen, das meiner harrt, und dessen Elend ich im Geiste voraussehe wie den Tag, wo Sie, an mir verzweiflend, mir ihr Herz entziehen werden. An dem Tage Brühl," — und das glühende in Thränen schwimmende Weib erhob sich wie ein gescheuchtes Reh, — „an dem Tage sollen Sie mich in's Grab legen, denn keine Stunde werd' ich nach diesem Unglück leben!!" Und wie sie Brühl um den Hals fiel, schluchzte sie: „Mein Gott, mein Gott! wie beklagenswerth bin ich doch!" —

Brühl wußte nicht wie ihm war. Bleich, verlegen, verworren und erschreckt vermochte er keinen Gedanken zu fassen, kein Wort zu sagen. Er umfing das schöne unglückliche Weib, das krampfhaft über ihm zusammengebrochen war, fühlte ihren kurzen glühenden Athem seine Wangen streifen und das weiche schwellende Heben und Senken dieser blüthenweißen Brust. Brühl befand sich im bedauerlichsten Zustande ehemännischer Unzurechnungsfähigkeit.

„O mein süßes Weib, giebt es denn kein Mittel, Dich Dir selbst und Deinem alten Liebesglücke wiederzugeben? Sinne doch nach Antonie, sinne, und bei Gott dem Allmächtigen, wenn es die schwerste Arbeit meines Lebens ist, wenn ich dafür ins Elend gehen muß, ich thu's!" —

„Ich weiß es nicht Heinrich;“ und sie glitt auf seinen Schooß. „Komm, hilf mir Alles erwägen. Laß uns unsre Lage, meinen Charakter, kurz Alles besprechen. — Es ist mir nur zu klar, wenn es zweierlei Arten von Charakteren giebt, eine active, die sich in unersättlichem Ringen und Streben bethätigt, und eine passive, die im Genießen, im Empfinden allein sich wohl fühlen kann, so gehöre ich zu der erstern. Es ist ein Dämon in mir, der männlicher Natur ist, und den ich die Sehnsucht des Strebens, des Thatendursts, des Ehrgeizes nennen würde. Du armer Heinrich, fühlst Dich im Genießen, Empfinden vielleicht allein nur wohl. Was nützt es, daß wir einander innig lieben, wenn die Gesetze, die Lebensbedingungen unsrer Charaktere verschieden sind?!“

„Ha, nun begreif ich Dich mein Weib! — Nein, nein! Und doch hast Du Unrecht! Woher weißt Du denn daß unsere Charaktere verschieden sein müssen? Woher denn, daß ich Deinen Ehrgeiz, den Thatendurst, die süße Gier zu herrschen nicht eben so stark in mir habe wie Du? Kannst Du Dich nicht in mir irren? — O sprich nicht, ma mignone, ich weiß was Du sagen willst. Du willst sagen: Wenn Du dieselbe Charakterbasis, denselben Ehrgeiz, dieselbe Herrschsucht wie ich hast,

warum ist nicht Sulkowsky schon gefallen? — Antonie, Du kennst genau die Lage der Dinge, und daß ich nichts thun kann. Sulkowsky und ich stehen jetzt hart aneinander, so daß wir keine Waffen gebrauchen können, ohne uns selbst zu verwunden. Nenne mir ein Mittel, den Polen zu besiegen, ohne daß ich mich zum Banditen erniedrige? Du weißt, daß ich Dich zu erringen selbst die infam —! Antonie ich werde den Tag nicht vergessen, wo Lichtenstein abreiste, vergiß auch Du ihn nicht, süßes Weib, und vertraue mir."

„Ja Heinrich ich vertraue Dir! Das alte seelige Gefühl der Liebesfülle loht wieder auf in mir, die That ist's, die mich begeistert. Laß uns in ewigem Thatendurst vorwärts schreiten durchs Leben, wer will uns dann unser Liebesglück zertrümmern? Sulkowsky muß und soll fallen, wir haben es uns am Hochzeitstage zugeschworen!" —

„Doch wie Antonie?" —

„Wag Alles an seinem Sturz, Heinrich, selbst Deinen eignen!

„Meinen eignen? Und Du begreifst nicht, Weib, daß Du selber Dich dadurch vernichtest!?" —

„Gut denn! Wenn Du in Sulkowskys Sturz ver-

wickelt wirst, werd' ich mit Dir ebenso stolz die Armuth theilen als Sachsens Herrschaft. Komm in dies Kabinet, Lieber, ich habe einen guten Gedanken!" —

— — — — — — — — — — — — — —

Brühl blieb lange bei ihr. — Endlich trat er heraus, glühend und besiegt vom Liebreiz seines Weibes. Auf seiner Stirn stand ein kecker Entschluß, das va banque seiner Zukunft. — Mit einem langen heißen Kusse, einem letzten glühenden Blick entließ sie ihn. — — — Dann trat sie langsam vor den Spiegel. — „Haha! Wir alle sind Komödianten, es kommt nur darauf an, seine Rolle wohl zu spielen!"*) —

Denselben Abend schrieb Brühl im Kabinet seiner Gemahlin folgenden Brief:

Nr. 906.

Dem Geheimen Hof- und Ministerial-Rath Siepmann.

P. P.

Lassen Sie Alles in Warschau stehen und liegen, und reisen Sie auf beiliegenden Paß sofort nach dem Haag. Dort nehmen Sie Quartier und noti-

*) Leben und Charakter Brühls in vertraulichen Briefen 1760. II. Bd. S. 3.

ficiren mirs. Es gilt die Erwerbung des Adelstitels.

Ihr

118, 502 712.

Mit Courierpferden reiste Siepmann Tag und Nacht, bis er an Ort und Stelle war.

— — — — — — — — — — — — — —

Vierzehn Tage nach Brühls Schreiben lief Antwort ein.

Nr. 907.

P. P.

Angelangt und einlogirt, wohnhaft am Huiste Kleef. — Harre auf Instruction, die sofort realisirt wird.

Ergebenst

313121, 515981.

„Der Plan ist ganz untrüglich, lieber Heinrich,“ sagte an demselben Tage seine Gemahlin mit herzgewinnendstem Lächeln. „Rasch, noch heute senden Sie die Instruction nach Holland, ich schreibe sogleich an den Antiquar nach Florenz.“ —

Sie küßte ihn, schlug ihn leicht auf die Wange und lachte: „Was geben Sie noch für Sulkowsky's Porte-

feuille, Premierministerchen? Ich nicht — eine Stecknadel!" — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Zwei Monate verstrichen. Endlich kam ein Brief aus dem Haag.

Nr. 908.

P. S.

Alles besorgt. Wann soll ich kommen? —

ergebenst

313121, 515981.

„Sofort, sofort, Brühl, nun gehts an die Komödie!" rief Antonie mit leuchtenden Augen. — —

Siepmann kam sofort aus Holland zurück. — Als er bei Brühl eintrat, frug ihn der Graf hastig:

„Haben Sie die Bestellung genau realisirt?"

„Ja, Excellenz." Siepmann überreichte ein ganz kleines schwarzes Kästchen.

Brühl öffnete es, und besah den Inhalt.

„Hahaha! Gut! Vortrefflich!"

„Ich begreife aber nicht, Excellenz, daß Sie selbst" —

„Ich aber begreife, daß ein kühner Mann Alles wagt, sogar sich selbst," und sich Siepmann's Ohr nähernd setzte er hinzu: „Morgend Abend bin ich ent-

weder allein Minister oder ein Nichts von einem Menschen. Doch ich hoffe, es gelingt, denn der König, mein Lieber, hat eine Leidenschaft wenigstens, die Eitelkeit des Herrschens. — Gehen Sie, Freund, Sie bleiben in dem kleinen Kabinet, das an mein Schlafzimmer stößt, bis die Geschichte vorbei ist.“ —

Siepmann ging. — Brühl starrte auf das Kästchen. „Ha! — es giebt Leute, die den Nimbus des Herrschens lieben, das Herrschen selbst aber vergessen. Es giebt auch welche, denen der Flitter nichts ist, die Macht Alles. — Ach, und Beides ist doch so schön! — Morgen Abend!“ — — —

Der Hof war zum Diner beim König versammelt. Die Königin unterhielt sich mit Pater Quarini, der Gräfin Ogilva und Ministerin Brühl. Graf Brühl plauderte mit dem Grafen Hennicke und der König stand bei Sulkowsky und befragte seinen natürlichen Bruder, den Feldmarschall Grafen Rutowsky, über den Fortgang der Armeereduktion. Graf Broglio, der französische Gesandte, Gräfin Morssintzka und Kammerherr v. Lenke standen etwas weiter nach dem Hintergrunde, wo eine Flügelthür den Eingang in den Speisesaal bot. Der alte Klenzel und mehrere Generäle, einige Jesuiten-

paters und ein Flor von Damen, vervollständigte das Ensemble, in dem man noch die preußischen, österreichischen und russischen Gesandten bemerkte, die sich am Fenster abseits unterhielten.

Brühl und Hennicke befanden sich dem Eingang des Speisesaals zunächst und ganz abgesondert.

„Ich muß Ihnen gestehen, lieber Graf, daß mir die Lage der Dinge auf die Dauer unerträglich wird," sagte Brühl. „Ich sehe mit jedem Tage mehr ein, wie wenig ich meinem Vaterlande, wie wenig ich dem Königshause nützen kann. Ich bin endlich mit meinen Bedenken fertig geworden und nach reiflicher Ueberlegung entschlossen, in den nächsten Tagen um meine Entlassung zu bitten. Ich glaube, auf Ihre Diskretion vertrauend, Ihnen diese Notiz schuldig zu sein, damit Sie Maaßregeln treffen können." —

„Aber um Gotteswillen, lieber Brühl, was thun Sie?" flüsterte angstvoll Hennicke, „Sie lassen mich mitten — o Gott, Sie verstehen mich doch am Ende! Denken Sie sich meine Stellung, nachdem mir der Anschluß an Sie im Kabinet genommen wird!" —

„Ich muß, Graf Hennicke, ich kann nicht anders! Doch lassen Sie dies Gespräch jetzt, nach dem Diner weiter davon. Treten Sie lieber ein Wenig

zu den Gesandten, die einen sehr interessanten Gegenstand dort in der Ecke zu verhandeln scheinen. Ich fürchte, man hat etwas von unserm Gespräch gehört." Brühl wandte sich und schlüpfte in den Speisesaal. Hennicke hatte nichts Eiligeres zu thun, als Pater Quarini und der Ogilva mitzutheilen, daß Brühl, des nutzlosen Zuwartens müde, den Dienst quittiren wolle. Eine Minute nachdem wußte es der ganze Hof. —

Brühl trat in den Speisesaal.

„Rasch ehe Se. Majestät kommt, holen Sie den silbernen Tafelaufsatz aus der Gallerie!" Die Lakaien flogen von dannen. Brühl war allein.

Er trat an das Couvert des Königs, sah nach der Versammlung, steckte rasch die Hand unter die Serviette, zog sie im Moment zurück, und schritt dann langsam nach dem andern Ende des Saales, als eben die Lakaien eintraten und einen prachtvollen silbernen Aufsatz, den Brühl aus Italien hatte kommen lassen, hereintrugen und auf der Tafel postirten.

Als dies geschehen, ging Brühl nach dem Salon zurück und trat ans Fenster zu den Gesandten Oesterreichs und Rußlands, die ihn seit letztrer Zeit wieder auffallend flattirten. Auf den Gesichtern lag der Empfang von Hennickes unangenehmer Nachricht. „Ich

habe so eben gehört, daß ein Mitglied des Kabinets auszutreten beabsichtigt," sagte der Oestreicher.

„Leider, meine Herren, ist die Nachricht verbürgt, obwohl es nicht ganz diskret sein mag, das Factum vor dem Factum zu besprechen.

Die Majestäten betreten den Speisesaal."

— — — — — — — — — — — — — —

Man trat ein. Der König führte die Königin an den gewohnten Platz in der Mitte der Tafel, die Minister standen vis à vis, die Gräfinnen Ogilva und Brühl neben der Königin, der österreichische, russische und französische Gesandte neben dem König. Die andern Herrschaften schlossen sich nach der Etiquette an. — Mit sichtbarem Erstaunen bemerkte der König den kostbaren Aufsatz.

„Wie kommt das hierher? Welche Ueberraschung!" und er betrachtete mit großem Vergnügen die werthvolle Arbeit, welche selbst die stolze Königin überaus reizend fand.

„Die Ueberraschung dürfte erst dann ihren höchsten Werth erlangen, wenn wir den Urheber derselben kennen würden," sagte August und blickte umher.

„Der ist vielleicht das Werthloseste von der Sache, Majestät. Die Arbeit trägt insofern den größten Werth

in sich, als ich aus guter Quelle versichern kann, daß sie von Benvenuto Cellinis Hand ist, — ich hatte Gelegenheit, die Arbeit in Florenz zu sehen." —

Der König und die Königin sahen Brühl angenehm überrascht an.

„Nun da sich der Spender dieser Aufmerksamkeit nicht nennen will, lieber Brühl, müssen wir uns bescheiden, vergessen werden wir ihn darum nicht." Brühl verbeugte sich erröthend. Die Majestäten nahmen ihre Plätze ein, der Hofstaat gleichfalls. Es wurde aufgetragen, der König griff nach der Serviette. Da gewahrte er auf seinem Teller ein Kästchen das er neugierig öffnete. „Noch eine Ueberraschung?" — Alles war gespannt. Er nahm ein Medaillon heraus, stutzte und ward roth, sah es noch einmal an und zitterte heftig. Auf einmal sprang der Herrscher in furchtbarstem Ausbruche von Wuth empor, schleuderte einen grimmigen Blick auf die ihm gegenübersitzenden Minister Brühl, Sulkowsky und Hennicke, und warf das Medaillon zornig zur Erde. Alles war entsetzt aufgestanden und der König, heftig die Hand Josephas fassend, verließ lautlos mit ihr den Saal. Gräfin Ogilva, Quarini und Kammerherr v. Lenke folgten. — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Jede Bewegung schien erlahmt. Langsam fand man sich in die furchtbare Katastrophe, die angebrochen war, und die bleichen Gesichter wendeten sich einander zu. Der österreichische Gesandte, zu dessen Füßen das Medaillon gerollt war, hob es auf und sah es an. Auf demselben war die sächsische Krone abgebildet, die auf den Schultern dreier Männer ruhte. Darunter stand:

„Wir sind unserer drei
Zwei Pagen und ein Lakai.“*)

„Das ist eine Infamie! rief Puebla. Man hat es gewagt, Seine Majestät mit einer beispiellosen Frechheit zu beleidigen!“ —

Das Medaillon wanderte von Hand zu Hand.

Als es an Brühl kam, betrachtete er es mit großer Kälte, zuckte die Achsel und gab es an Hennicke. „Das ist die größte Schmeichelei, die man mir erweisen kann. Sie ist nur unwahr, denn ich wenigstens trage die Krone nicht.“ — —

Eine Stunde, eine peinliche Stunde verstrich. Endlich öffnete sich die Thür. Kammerherr von Lenke trat ein. — „Herr Graf von Brühl, Seine Majestät befiehlt Ihre Anwesenheit.“

*) Leben Brühls in vertraulichen Briefen I. Bd. S. 55.

Brühl verschwand, eine feierliche Stille folgte. Sulkowsky und Hennicke sahen sich gläsern an.

Plötzlich flog die Thür auf und Brühl kam zurück. Er war ruhig, als sei nichts geschehen; keine Muskel zuckte, als er durch den Saal schritt. — „Graf Sulkowsky und Graf Hennicke, ich habe Ihnen im Namen Seiner Majestät anzuzeigen, daß Sie sofort entlassen sind. Hier ist das Kabinetsschreiben!“ —

IX.

Kunst ist Leben.

Ja das ist's! — Das Leben in seinem Schatten und Licht, in seinen Reflexen zu fassen, es als große Manifestation einer Gottesidee, einer Uridee, und die Kunst als Prophetin, Predigerin dieser Uridee im Leben zu verstehen, ist die Vollendung alles irdisch Schönen.

Groß, weit und reich, gesegnet in Ewigkeit ist Der, dem diese Offenbarung geworden. Groß, weit und reich, gesegnet in Ewigkeit ist die Zeit, wo Vielen diese Ueberzeugung ins Fleisch gedrungen, denn sie ist die Gewißheit des Unsterblichkeitstraums, der unser sehnend Herz noch einmal ausgedehnt vor dem letzten Schlage.

Das schwerste Leben, das Leben, in der die Kunst Odem und Zweck des Daseins ist, war Friedemann Bach und zwar auf seltene Weise zu Theil geworden. —

Wenig Strebenden ist es vergönnt, auf der spiegelglatten Fläche behäbigen Daseins dahinzugleiten, die Geheimnisse der Kunst in behaglicher Naxosruhe von dienstfertigen Offenbarungsstimmen zu vernehmen, in das volle Leben, in den duftigen Kranz der Phantasie mit kecker Hand zu greifen, und aus diesen doppelsüßen Blumen einen Strauß zusammen zu tändeln, den er in olympischem Vergnügen der Mitwelt als ein Kunstwerk reichen kann. Hart und sauer ist der Weg, den das Talent erklimmen muß, hart und sauer jeder Tritt, der ihm vorwärts zu gehen erlaubt ist, und bei dem die Frage ihn ewig quälen muß, ob es kein Fehltritt war. Hart und sauer erworben ist jedes Lorberreis, daß ihm die Nachwelt auf die Stirne legt, in der der alte Gott die Zeit, der Savak-Ra mit dem Krokodilshaupt den Kehricht seiner zerfallenen Puppe zusammenfegt. Und ehe er bis zum ersten Lorber gelangt, wie lang und beschwerlich, wie dornig und verwickelt ist sein Pfad. Wohl ist die Sehnsucht seine Führerin, aber das Mißtrauen in sich selbst und die bleiche, schlotternde, heulende Entbehrung sind seine störrischen Begleiter, die ihm jedwede Tagereise vergällen. Die Täuschung und der Irrthum, der Mißgriff und die Unbesonnenheit, und das laue Interesse lauer Gönner sind die Gespenster,

die am Kreuzwege seiner harren. Das ist das Leben der Kunst, des Künstlers.

So hart und sauer begannen Schiller, Lessing, Shakespeare, Sebastian Bach und die meisten geistigen Zierden des Menschengeschlechts. Wenigen nur war es gestattet, schon in der Wiege von Grazien umlächelt, von liebender, erfahrener Hand auf den unfehlbaren Weg geleitet zu werden, wie etwa Göthe, dessen riesigem Genie, dessen universellem Geiste das ewige Glück nicht schaden konnte, dem es nichts von seinem großen Wesen nahm. Und doch wissen wir nicht, ob der Altmeister Wolfgang nicht gar noch Größeres geschaffen, nicht nur die Höhe, sondern die Tiefe des Lebens auch eben so schön erfaßt hätte, wenn es ihm in der Jugend ein bischen saurer geworden wäre. Bewiesen ist's sicher, daß wenn ein Geist wie Göthe nur alle 500 Jahre aufsteht, auch ein solches Glück nur alle 500 Jahre einem einzelnen Menschen ertheilt wird. Unter den Wenigen dieser Menschen, die von der Wiege auf Künstler sein dürfen und können, war auch Friedemann Bach. Sein erstes Lallen mischte sich schon mit des Vaters Accorden, sein lauschend Ohr vernahm zuerst die Melodien seines Erzeugers. Spielend wurden die Organe der Tonkunst, das Gefühl für Harmonie und Disharmonie, das Ge-

dächtniß für Verkettungen und Tonfolgen in ihm geweckt, und er konnte da schon Fugen spielen, Accorde und Harmonien zusammenstellen und auflösen, ehe er den Werth seiner eigenen Kenntnisse übersehen konnte, ehe er ganz begriffen hatte, was eine Fuge sei. Er wußte mit sieben Jahren von seiner Kunst wenig, aber er fühlte Alles, was falsch und richtig, edel und unedel war, bis auf's Haar. Daß er das konnte, lag aber hauptsächlich daran, daß die Musik eine Kunst ist, die vornehmlich zuerst gefühlt sein will, bei der die Empfindung Hauptsache, und die Reflexion, der Verstand, erst dann nothwendig ist, wenn das Herz die ganze Tonwelt und das mystische Reich der Stimmungen beherrscht, und das beherrschte Friedemann schon damals, da er in Dresden die Canzonette Marchands spielte. Dieses Glück, das seinem Talent schon an der Wiege lächelte, und ihm den Lorber spendete, ohne die Dornenkrone aus seinen Locken lösen zu müssen, dies Glück ward ihm im späten Alter, ja vielleicht gerade da ungetreu, wo er, in Vollkraft seines Geistes auf der Zinne des Lebens, der lauschenden Welt das Süßeste, Größte bieten sollte. — Das Glück ist eben so schwer zu halten, wie zu erringen. Ob es uns an der Wiege

lächelte, ob wir es erst erobern mußten, ist gleich, denn eine Zeit kommt, wo es treulos wird. —

O seht den Künstler! Nun hat er die Sonnenhöhe erreicht, er ist ein wahres Talent, ein Genie vielleicht. Der Kranz des Ruhms thront um die schweißbedeckten Schläfe, die holde Freude legt sich als bräutliche Maid ihm an die keuchende Brust, die Anerkennung reicht ihm die Palme und zieht ihn aus den Klauen der Entbehrung an den Sardanapalstisch des materiellen Behagens. Jetzt hat er es, die Welt ist sein!

Laut jauchzt die Seele im eignen Tempeldienst, er ist der König seines Glückes! Lüge! Verdammte nichtswürdige Lüge, verfluchte Täuschung! — Da tritt vor den Spiegel, Triumphator! Bist Du drum besser geworden, als in Lumpen, warst Du vordem schlechter?

Die Arbeit hat tiefe Furchen geackert in Deinem Gesicht, die Thräne hat drinnen ihr Rinnsal gegraben, „wenn Du Dein Brod in Thränen aßest, auf Deinem Bette in dunklen Nächten!“ —

Und wehe Dir, wenn Du wohl gar die Noth, die Thräne, die Täuschung nie gekannt, Dein Ruhm steht an einem Abgrunde! Doch sei, wer und wie Du willst, Dein Herz ist so frisch nicht mehr. Deine Kraft? — O wenn

Du Deine Jugendkraft hättest mit der Klarheit und den Erfolgen des Alters!

Das Elend, das Selbstmißtrauen waren Deine allertreusten Gesellen, sie verriethen Dich nie. Halte sie fest um Gotteswillen, ein Fehltritt abwärts vom Sockel Deines Ruhmes, und die ganze Welt wird zum Judas an Dir. „Er hat sich schon ausgegeben, überlebt,“ sagen die Leute, und die Woge der Gegenwart und Zukunft rollt über Dich hin, wie ehemals, als Du noch auf dem Grunde saßest mit Deinem Elend und Deinem Selbstmißtrauen. Lade an Deinen reichen Tisch das Elend und das Selbstmißtrauen, stolzer Liebling der Musen, gedenke des Ringes des Polykrates! Dann, ja dann magst Du Frieden haben in Deinem Herzen, dann bist Du auch ein wahrer Künstler, dem das Leben eine Kunst ist. O das Leben ist eine doppelt große Kunst für Den, dem die Kunst Lebenszweck ist, er sollte sich dieses Bewußtseins nie entäußern! — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Friedemann war Oberorganist der Sophienkirche in Dresden. Zu der geistigen und künstlerischen hatte er nunmehr die materielle Freiheit, die Freiheit des Lebens erlangt. Im Hause des Vaters, so sehr er von

demselben geliebt und als Genosse im Streben angesehn wurde, hatte er sich doch den Regeln, der Sitte, der Denkungsart des Hauses streng unterwerfen müssen, denn der alte Bach hielt in diesen Dingen unabweisbar an der Sitte der Väter, am ehrwürdig Hergebrachten, und selbst die Freude trat in einer Form auf, wo sie mehr ein Abglanz der Frömmigkeit war, als jene sprudelnde Dithyrambe, die, in überquellendem Glück der Minute, Zeit, Raum und sich selbst vergißt. Diese unabänderliche Ordnung des Tages, der Geschäfte und selbst der Erholung hatte in Leipzig für Friedemann oft etwas recht Drückendes gehabt, und ihm das Gefühl der Abhängigkeit um so klarer gemacht, als er durch seine Studienzeit in Merseburg den freien Flügelschlag des akademischen Jugendlebens empfunden, als er durch seine kecken sceptischeren Ansichten von der Welt und vom Leben, schließlich aber durch seine feurigere Künstlernatur zu einer größeren Ungezwungenheit geneigt war, als sich mit dem Familienleben im älterlichen Hause vertragen mochte.

Hier in Dresden hatte sich das geändert. Herr seiner Zeit und Entschließungen, seines Hauses und Amtes, hatte er sich plötzlich in eine Freiheit versetzt gesehn, die ihm neu und ungewöhnt war, und in der

ihn Niemand beeinträchtigte, als die alte Hanne, die oft genug sagte: „Nee, Friedel, nee, das is beim Herrn Vater in Leipzig andersch, das geht nich!" — Diesem Argument bequemte sich Friedemann anfangs um so lieber, als die plötzliche Freiheit ihm doch ein gewisses Gefühl der Einsamkeit und Bangigkeit gab. Daher frischte er auch eifrig alle Erinnerungen aus dem Vaterhause auf. Seine Arbeitsstube richtete er wie die des Vaters ein, seine Hausordnung wurde der in Leipzig angepaßt und durch öftere Besuche des Vaters, der Geschwister oder der jungen Künstler, die seine Genossen beim Unterricht des Vaters gewesen waren, so wie durch eifrigsten Briefwechsel mit den Seinen war ihm die alte heimathliche Welt ziemlich hergestellt und so der Uebergang in seine neuen Verhältnisse nicht allzu schwer geworden. Sebastian Bach kannte seine Macht über Friedemann und dessen Abhängigkeit sehr gut und hatte andrerseits ein zu tiefes Verständniß von dem Charakter und Wesen seines Lieblings, daß er nicht allzu gut gewußt hätte, daß Friedemann ihn als Künstler eher, als Sohn, als Mensch, der auf dem dornigen Pfade der Kunst sein Menschenglück sich erbauen will, aber noch gar nicht entbehren könne. Friedemann besaß überhaupt Seiten des Charakters, Theile des Wesens,

und eine Art des Temperaments, die ihm das Vorwärtskommen auf eigne Hand schwerer machen mußten, als es dem Vater geworden war, und um so schwerer, als Friedemann nicht wie Sebastian die Mühe, aber auch den unbedingten Vortheil gehabt hatte, sich mit seinem Talent durchs dürre Leben zu schlagen, und all die mannigfachen Hindernisse überwältigen zu müssen, die doch die Kraft stählen und zum ferneren Kampfe geschickt machen.

Bach der Vater war zweifelsohne cholerischen Temperaments und hatte namentlich in seinen Jünglingsjahren große Anlagen zum Jähzorn, aber das Leben, die rastlose Arbeit des Strebens, die Erfahrung unter den Menschen und die Erkenntniß, wie man sich schmiegen und biegen, wie oft man, um Sebastians Ausdruck zu gebrauchen „fünfe gerade sein lassen" müsse, hatten sein aufwallendes Blut in die ebne Bahn des Gleichmuths geleitet, und die Religion ihn gelehrt, daß Alles seine Berechtigung habe und durch die allwaltende Hand des alten Hausvaters droben ausgeglichen und geordnet werde. So hatten sich die Leidenschaften, die aus seinem Temperament entspringen mochten, besänftigt, oder waren nie erwacht, und als er selbst einen Hausstand hatte, waren durch die Liebe seiner Frau, die guten Anlagen

seiner Kinder wenig Veranlassung zu einem Zornesausbruch, der eigentlich nur einmal in seiner ganzen Gewalt aufgetreten war. Dies geschah nämlich als sein Schüler Doles, in dem Ueberbewußtsein seiner Fähigkeit, die Fuge als etwas Unstatthaftes in der Kirchenmusik bezeichnete, und sich dadurch ernstlich mit seinem Meister entzweite. — Sebastian Bach hatte ihn, den drei und zwanzigjährigen Menschen „er dummer Junge" genannt und mit einer Ohrfeige zum Teufel geschickt*). Doles war Friedemanns ältester, liebster Freund, seit jenem Vorfall hatten sie sich nicht wieder gesehn, und tief empfand der Sohn die Leere, die dadurch in ihm erzeugt worden war. — Friedemanns Temperament hingegen war sanguinisch wie das seiner Mutter. Er war wenig zum Jähzorn geneigt, seine leichtflüssige Psyche konnte das Schlechte nie anders denn als einen Irrthum ansehen, der in sich selbst seinen Tod trage. Seine Leidenschaften waren nichts weniger als durch das Leben gemäßigt, ja noch gar nicht zur eigentlichen Geltung gekommen, weil das väterliche Auge sie niederhielt. Dabei war das große weite Reich der Einbildungen, der luftigen Utopien, der sphärenrauschenden Begeisterung sein unbegrenztes Eigenthum,

---

*) Gerbers Tonkünstlerlexikon. S. 911 bis 14.

er war eben so excentrisch in seinen Ideen wie Handlungen, und weil sein Geist sich stets auf Tonwellen schaukelte, faßte er nur selten festen Fuß in der Wirklichkeit. Alles, was er that, das scheinbar Abgeschlossenste, hatte immer noch etwas Fragmentarisches an sich.

Wohl war beim Sohne wie beim Vater die Religion das Object, dem ihre Gedanken und Handlungen galten, aber die Art ihrer Religiosität war von Hause aus verschieden und bestimmte das innerste Wesen ihres Charakters, die Gesinnung, nach zwei sehr abweichenden Richtungen. Diese beiden Richtungen bewirkten auch im Laufe der Zeit die Verschiedenheiten ihres künstlerischen Wirkens und erklärten somit des Vaters selbstbewußte Festigkeit in Allem, was er schaffte, eben so, wie bei Friedemann das endliche Verflüchtigen und Verschwimmen jedes festen Kunstzieles in kosmischen Ideen und Zwecken, die außer dem Bereich seiner Kunst, seiner Zeit und Fassungskraft lagen.

Johann Sebastian Bach nämlich hatte die ganze Kirchenmusik des Mittelalters mit ihren vielgliedrigen spitzfindigen Verschlingungen, diese contrapunktische Scholastik des Tons, in sich aufgenommen und war ihr Herr und Meister geworden. Er brachte sie nicht nur mit aller Feinheit des Verständnisses, aller Grazie virtuoser Routine zur

Geltung, sondern hauchte ihr eine Seele, einen unvergleichlichen Geist ein, den sie vor ihm in diesem Maaße nie besessen, nach ihm so glänzend nie wieder erlangt hat. Dieser Geist war nicht die Religion nur im Allgemeinen, sondern insbesondere der strenge, tief innerliche, mit aller Kraft seines Gemüths und seiner schöpferischen Begeisterung erfaßte Evangelienglaube. In ihm lebte und schuf er dergestalt, daß er durch die Töne den heiligen Text Wort für Wort, Begriff um Begriff nicht nur wiedergab, sondern interpretirte. All das Unendliche, was im Worte nicht zu erschöpfen, in seiner Weltfülle durch Begriffe nicht zu erklären war, erklärte und malte er in Tönen durch alle Schattirungen der Empfindung und Stimmung mit einer Hoheit, Tiefe und Unerschöpflichkeit, die noch heute den Wenigsten verständlich ist.

Die ganze Fülle dieser seiner Kunst hatte Friedemann überkommen, sie vermöge seines ungeheuren Talents in sich aufgenommen und beherrschte die Form eben so großartig wie der Vater. Alles was Sebastian an Begabung, Kenntnissen, Ausbildung, Fertigkeit und Schöpferkraft sein nennen konnte, besaß auch Friedemann. Nur Eins fehlte ihm und mit dem Einen — Alles. Ihm fehlte der eigentliche Inhalt, der allein diese unendlichen Tonmassen, die verwickelten Formen, die

vielstimmige Dialektik dieser Tonweisheit zu der inneren, ihr allein natürlichen Harmonie des Geistes beleben, ihr die pulsirende Seele, den Gotteshauch des eignen Lebens geben konnte. Sebastian Bach konnte nie direkt aus sich selber heraus imaginiren. Ihm war jene Region der Phantasie, die sich aus sich selber erzeugt und ihr Ideal schafft, diese Region Friedemanns, gänzlich fremd. Er bedurfte des äußeren Anstoßes, er bedurfte der Bibel. Das Evangelium war der Boden, aus dem die Riesenpalme seiner dichterischen Begeisterung erwuchs und tausend Blüthen trieb.

Daß Friedemann das nicht konnte, daß ihm die Objectivität ebenso wie die demüthige Strenge im Glauben fehlte, um sich mit dem Berufe, Erklärer der Bibel in Tönen zu sein, zu begnügen, und diesen Beruf allgewaltig zu erfassen, das war der Grund warum mit der Zeit seine poetische Begeisterung sich von der religiösen immer weiter entfernte nnd zuletzt ebenso in's Mystische, wie Philosophisch-Didaktische verlor. — Da Sebastian Bach dieses Unvermögen seines Sohnes nicht zu erkennen vermochte, weil er die absolute, aus sich selbst erstehende Begeisterung desselben für die Begeisterung der Schrift hielt, und, wenn auch etwas übergroß, doch demselben Boden wie die seine entsprossen wähnte, so bestärkte er ihn

oft grade in Dem, was er hätte niederhalten müssen, und Friedemanns Untergang war schon im Keim zu einer Zeit besiegelt, wo noch das ganze Leben ahnungsvoll vor ihm lag. —

Wenn bei dem Vater alle Gefühle, namentlich Liebe und Freundschaft, still und sonnig wie ein Maienmorgen Alles, Gott, Welt und die Seinen umschlossen und darum sich immer neu gebären konnten, ja mußten, so hatten sie bei Friedemann eine verzehrende, vulkanische Gewalt, waren tief, eigensinnig beharrlich, und weil sie so ausschließlich und selbstsüchtig ihr Objekt für sich allein in Besitz nahmen, nur einmal in ganzer Wahrheit möglich. — Des Vaters äußeres Auftreten in der Welt war herzgewinnend, ruhig, behaglich und von einer etwas pedantischen Einfachheit. Aus seinem ganzen Benehmen sprach etwas, was einem Prediger glich, und er schien sich darum den Menschen nur zu nähern, um sie an sich heranzuziehn. Sebastian Bach, außer wenn er componirte oder vor dem Instrument saß, lebte wesentlich nach Außen, so still er sonst auch scheinen mochte.

Wer hätte von Friedemann, wenn er den schönen Jüngling mit weltmännischer Glätte, mit Galanterie und coulanter Grazie der Unterhaltung sich überall be-

wegen sah, glauben sollen, daß er fast nur nach Innen lebe, daß alles bei ihm, was ihm auch Praktisches im Leben aufstoßen möge, Stoff der Imagination sei und eigentlich nie ein Moment eintrete, wo in ihm das Sein von der Einbildung, die Wirklichkeit von der Phantasie, die Dichtung von der Wahrheit geschieden sei. Ihm waren alle Dinge Objecte, die er auf sein Subject, sein Ich, bezog, daher waren alle seine Handlungen, Gefühle, Bestrebungen und er selbst rein subjectiv. Er wurde, und dies prägte sich jetzt in Dresden, wo er sich selbst lebte, langsam aus, immer weniger objectiv, je mehr er es grade als Künstler hätte werden müssen.

Der Unglückliche, er war noch nicht gefeit durch Erfahrung, noch nicht geläutert in der Schule der Schmerzen. —

Friedemann war als Sohn des großen Bach geboren, das war seine erste Klippe. Er war der Lieblingssohn Sebastians, dem der Vater die Prophezeihung seiner Größe als Dogma eingeprägt, das war die zweite größere Klippe, und wenn das rauhe Leben nun kam und in die Saiten seines Herzens griff und sie zerriß, — die Saiten, aus denen allein seine Phantasie die Sphärensänge schuf? Hatte er denn ein Ideal, das außer ihm lag, zu dem er sich mit Sicherheit flüchten konnte, wenn er

in Nöthen war? Nein! Weil er es eben in seinem eigenen Geiste suchte, hatte er nichts, wenn sein Geist an sich selber irre wurde. — — — — — — — —

Lade an Deinen reichen Tisch, stolzer Liebling der Musen, das Elend und das Selbstmißtrauen, dann magst Du Frieden haben. — In jedem Charakter ruht ein Verhängniß, in jedem Talent die Entwicklung seines eignen Könnens. Ich kann nicht über mich. — Das ist die große Mechanik Gottes in der Menschenwelt. —

— — — — — — — — — — — — — —

Friedemanns Leben und Stellung in Dresden war überaus angenehm und glänzend. Glänzender als bei einem Organisten der Jetztzeit. Getragen von dem Namen seines Vaters, seiner eigenen künstlerischen Genialität, die mit Phönixschwingen sich von Jahr zu Jahr gewaltiger ausbreitete, galt er für den höchsten Träger der Kirchenmusik, des ernsten großen Styls in Dresden und alle andren, meist älteren, Organisten drängten sich um ihn, als einen Stern, von dem sie verstohlen Strahlen borgten. Der Ruhm seiner Orgelconcerte, in die der Hof, die Oper, kurz Alles, was Dresden damals Glänzendes barg, zusammenströmte, drang bis Leipzig, wo er wohlgefällig ins Ohr des

Vaters schlug, drang weit durch Deutschland und verkündete, daß Friedemann, selbst den Vater nicht ausgeschlossen, der König aller Orgelvirtuosen sei.

So, im Vollgenusse seines jungen Ruhms, stieß er einst, als er von Holzendorf*) kam, auf — Doles, der, seitdem ihn Sebastian Bach fortgejagt, in Dresden lebte und sein gequältes, hoffnungsarmes Dasein durch Privatstunden fristete.

Er sah verhärmt und sehr herabgekommen aus. —

„Herr Gott, Doles! Bruder! Um Himmelswillen, wo steckst Du denn in Dresden, wie geht es Dir?“ —

„Mir?“ fragte jener mit einem krampfhaften Zucken der Lippe. „Du willst wissen, wie mir's geht und siehst doch, wie ich aussehe?“ —

„Und warum, wenn Du hier bist und Noth leidest, warum bist Du denn nicht zu mir gekommen?“ —

„Himmelwetter, was bildest Du Dir ein, Herr Oberorganist? Meinst, nachdem mich Dein vornehmer Herr Vater wie einen Halunken behandelt hat, soll ich beim Herrn Sohn betteln?“ —

„Doles, Kerl, sei vernünftig! Waren wir nicht immer Freunde? Müssen wir uns denn von einander

---

*) Diplom. Gesch. Dresd. S. 140 und 41.

wenden, wenn Du Dich mit meinem Vater entzweit hast. Du kennst mich doch genug, und solltest doch wissen, wie weh mir's tief hier drinnen ist, daß mein Vater so heftig gegen Dich verfahren —"

„Du siehst also ein, daß ich mit der Fuge Recht habe?" —

„Nein, Unrecht hast Du! Wenn mich's auch noch so schmerzt, daß mein Vater so streng gegen Dich gewesen ist, wenn ich Dich auch für einen achtbaren, tüchtigen Musiker halte, wegen der Fuge bist Du ein Esel, und — nein, nein, renn' nicht weg, Doles, sei gescheidt, ich kann doch für die Geschichte nicht! Laß uns über die ver...... Fugenzankerei still sein. Du bist mein Jugendfreund, Dir geht's schlecht, — willst Du, daß Dir Dein alter Friedemann helfen soll?" —

Zögernd stand Doles in seinem schäbigen Kittel vor ihm, bittre Thränen rannen ihm übers Gesicht, er sah Friedemann starr an, und eine stille, tiefe Wehmuth zog über des Armen bleiches Gesicht, und in dieser Wehmuth zog die alte Freundschaft in sein Herz. Er legte seine Hand in die Friedemanns.

„Ja, hilf mir denn, aber —"

„Aber? Kein Aber, Doles! Ich helfe Dir, damit ist's gut. Nur eine Bitte an Dich hab' ich: versprich mir, daß

Du kein einziges Mal böse von meinem Vater sprechen oder über die Fuge schimpfen willst. Du schreibst keine, ich schreibe welche, basta. Und jeder mag sehn, wie er besser fährt. Willst Du auf die Bedingung, daß wir die Alten sind?"

„Gut, Friedemann, ja, wenn Du's so willst! — Aber das sag' ich Dir, schenken laß ich mir von Dir nichts, Friede, ich zahl' Dir Alles wieder, was Du an mir thust, das bin ich mir, das bin ich dem Schimpf schuldig, den mir Dein Vater angethan hat, hörst Du? — Und wenn Dir Gott Unglück oder sonst ein Elend einmal schickt, dann bist Du ein schlechter Kerl, ein Lump bist Du, wenn Du zu Doles nicht kommst, verstanden?" —

„Ja ja, dann komme ich auch zu Dir, Doleschen," lachte Friedemann, und Arm in Arm schritten Beide zum Organistenhause. — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

So reich Friedemanns Phantasien, seine extemporirten Variationen und Fugensätze waren, so konnte man ihn bisher nicht bewegen, etwas Größeres zu componiren.

Er wollte, wenn er etwas schüfe, ein Tonwerk hinstellen, das an Größe der Idee, wie an Größe der Ausführung Alles, was das Jahrhundert gegeben, hinter

sich lassen müsse. Das wollte Friedemann, aber was? — das wußte er nicht. Das „Was" zu finden war die Arbeit seiner einsamen Stunden, und indem er alle seine Geister im Innern zur Berathung rief, ließ er sie stets unbefriedigt wieder auseinander gehen. Er fühlte, wie schwer sein Wollen sei, fühlte zum ersten Mal die tiefen, heißen Schmerzen des Gebärens, die gewagte und geheimnißvolle Arbeit, aus Nichts sich eine Welt zu erbauen. Aus Nichts! Das eben war sein Fehler, daß er, nicht wie sein Vater die Schrift zur Idee seiner Schöpfung nahm, seine Begeisterung unter die einfache Hoheit des Evangeliums stellte, sondern aus Nichts, aus dem leeren Grunde der Phantasie, direkt aus dem kaleidoskopischen Schemenlande seiner Einbildungen den Stein der Weisen, das blitzende Juwel erzeugen wollte, das er ins Gold der Töne zum Diadem für seine Stirn fassen konnte. Verzweifelt, wund gerieben an seinen eigenen Gedanken, gab er die Arbeit auf, bis ihm die Zeit, der Zufall den Schlüssel zu dem „Was" in die Hände spielte. — Ha, siehst Du wohl, armer Poet? Ei, Zeit und Zufall! Also das große Ding da außer Dir, das Leben sag lieber, das soll es machen? —

Wie ernst ist diese Lehre! — — — — — — —

Die allgemeine Gunst, deren Friedemann sich erfreute, brachte ihn in die ausgesuchtesten Zirkel der Residenz. Außer dem Oberprediger Merperger, dem Stadtsyndikus Weinlich, dem Bürgermeister Vogler und dem Consistorial-Präsidenten von Loß, die seine Patrone waren, beeiferten sich die Räthe von Gersdorf und Zeh, der Hausmarschall von Erdmannsdorf und der Kammerherr von Holzendorf, ihn in ihren Häusern zu empfangen. Die Männer fanden ihn geistreich und angenehm, die Frauen schön, poetisch und galant, er war im besten Zuge, Modeartikel zu werden. Was aber auf ihn einen besondern Glanz warf, war, daß er in Brühls Hotel wohl gelitten war, daß Beide, Heinrich wie Antonie, sich lebhaft für ihn interessirten, und daß er bei außerordentlichen Gelegenheiten mit höchstem Beifall bei Hofe gespielt hatte. Er stand auf der Zinne seines Glanzes, nur die Schöpfung eines großen Werkes konnte ihn noch über sich selbst erheben. — Einen stolzen Augenblick, ein hohes, strahlendes Glück hatte er aber eben erreicht, — sein Vater war zum Hofcomponisten des Königs ernannt worden, er konnte Dem, den er für sein Vorbild ansah, an den ihn die höchste, ja einzige Liebe und Verehrung knüpfte, die Nachricht selber bringen und den duftigen Zweig der Anerkennung um des Va-

ters ergrauten Scheitel flechten. Mit tausend lerchenhellen Jubelstimmen, die alte Hanne mit sich nehmend, reiste er nach Leipzig mit dem kostbaren Diplom und die Engel der Liebe und Sehnsucht flatterten vor ihm her zum Vaterhause. — — — — — — — — —

Zum Vaterhause! — Mehr denn vier Jahre hatte er es nicht wiedergesehen! —

Wenn wir in thatendurstigem Jünglingsmuth, von der heißen Sehnsucht nach Erfüllung unsrer Wünsche und Pläne erfüllt, aus der Heimath getrieben werden in die große, schimmernde Welt, wenn uns nach manchem Kampfe, mancher Verkehrtheit endlich vergönnt ist, festen Fuß zu fassen und in mäßigem Grade das zu erreichen, was man ersehnte, und man sich nun wieder zur Heimath wendet, sei's für immer, sei's auf eine kurze Zeit nur, mit welcher Selbstbefriedigung und Wonne rollt man die alte wohlbekannte Straße dahin und lukt nach dem grauen Kirchthurm, dem Leuchtthurme am Gestade der Jugendspiele. Wie wird das Alles aussehen zu Hause, wie mag sich so Vieles verändert haben! Und wenn man sich die Heimath noch so verändert vorstellt, so anders, so ganz anders, als wie sie geworden ist, glaubt man sie doch nimmer.

Der Gedanke mag sich vorher mit jeder Verwand-

lung befreundet haben, das Herz, das Auge thut es nie und bemerkt zuckend jede leere Stelle, jede Verrückung der Dinge, die dem Hirne freilich keinen Scrupel mehr macht.

Aehnlich war es bei Friedemann. Er war mit den Vorgängen im Hause ziemlich vertraut, der Vater, Emanuel sein zweiter Bruder, Altnikol, Krebs hatten ihn in Dresden öfters besucht, und wöchentliche Briefe ergänzten das, was ihm etwa an Nachrichten fehlen mochte, und doch frug er sich und die Hanne: „Wie mag nur Alles aussehen?" — Eine trübe Wolke der Schwermuth schlich über seine sonst so helle Stirn, denn er ging außer den vielen Freuden auch manchem Trüben entgegen. Von seinen Schwestern waren kurz nach einander zwei während dieser Zeit gestorben, die zweite und die letzte, ein paar liebe Mädchen. — Die Familie hatte sich auch vergrößert um drei Söhne. Abraham, den Magdalene Anno 33 geboren, war schon im folgenden Jahre gestorben, 1735 war Johann Christian geboren worden, den man nachmals den Englischen nannte, und vor einem Jahre David. Aber David, der jüngste, letzte, war ein Schmerzenskind, mit ihm war in das sonst gesegnete Haus Sebastians das Unglück eingezogen, — der Knabe war von Geburt aus

blödsinnig. — Das Unglück war eingezogen in des alternden Bachs Haus, hatte seinen Wohnsitz in ihm aufgeschlagen und sollte nicht mehr weichen, bis es den alten Bastian selber todt mit sich hinausnahm. Dann aber brach das Haus zusammen, und die Lerchen, die sonst in ihm gewohnt, zerstreuten sich in alle Winde. — — — — — — — — — — — — — —

„Herr Jeses, da is Leipzig! Sehn Se, sehen Se doch, Friede! Ich weeß och gar nich, Se sind e' junger Mensch und sitzen so kienstöckig da!" — Und so aus seinen trüben Gedanken über David und des Vaters Sorgen gerissen, ging Friedemann, wohl oder übel, auf das gutmüthige Geschwätz der Alten ein, die nicht zu begreifen schien, daß ein Mensch oft am wenigsten allein sei, wenn er allein ist. — — — — — — — —

Sie fuhren in Leipzig ein. Niemand ahnte ihre Ankunft. —

An der Post stiegen Beide aus.

Es war an einem Wochentage und Friedemann wußte, daß der Vater jetzt grade zu Hause sein mußte. Anne Magdalene, die Mutter, saß in der Wohnstube, wo der zweijährige Christian zu ihren Füßen spielte, und besserte mit der dritten Tochter Bachs aus erster Ehe, mit Christianen, Kinderkleider aus. In der Schlosstube

daneben lag der unglückliche David in der Wiege. Sebastian, der Vater, war in seiner Unterrichtsstube, die auf der andern Seite des Flurs lag, und als Friedemann leise vorbeischlich, hörte er den Vater laut und eindringlich sprechen, und ihm war's, als wenn Altnikol oder Krebs bei ihm sei.

Die alte Hanne hinter sich, huschte Friedemann in die Küche. Er hatte sich nicht betrogen, dort war seine älteste Schwester Friederike, die nun, seit die alte zuverlässige Hanne in Dresden war und die Stiefmutter mit den kleinen Kindern so viel Sorgen hatte, fast ganz allein die Wirthschaft führte. Das Mädchen stand mit dem Rücken gegen die Thür am Heerd und besorgte den Kaffee, als Friedemann leise hinter sie schlich und ihr die Augen zuhielt.

„Ach Gott! — I was ist denn das? — Sie sind's gewiß! — Lassen Sie doch los, Altnikol! — Was das für Dummheiten sind! — Mein Gott, wenn die Mutter das sieht!" —

„Und was dann, Riekelchen?" und Friedemann lachte ihr ins Gesicht.

„Friedemann! — Ach Gott, Du bist's? O sei mir tausend, tausendmal gegrüßt, Herzfriede!!" und außer sich vor Freuden fiel sie dem langersehnten Bruder um den Hals, und brach in solch jubelndes Entzücken aus,

daß es in der Vorderstube lebendig ward und Christiane auf den Flur kam, um zu sehn, was los sei.

„Herr Gott, der Friedemann!“ Und „der Friedemann ist da!“ hallte es durchs ganze Haus. „Mein Junge, wo, wo ist er? Friedemann, Herzenssohn!“ und Vater und Sohn lagen einander in den Armen.

Auch die Mutter war herbeigeeilt mit den Andern, stand bewegt dabei und küßte ihren Stiefsohn Friedemann recht wacker, denn sie hatte ihn lieb wie ihren eignen. Emanuel polterte indeß von seiner Kammer herunter, um einzustimmen in den Willkommen, und der treuherzige Altnikol, der beim Vater war, reichte ihm herzlich die Hand.

„Nun, lasset mir meinen Friedemann nur ganz, Kinder, Ihr zerreißt ihn ja vor lauter Liebe,“ lachte Vater Sebastian und zog den Ankömmling in die Wohnstube, indeß die Mutter einen Boten nach der Post schickte, um das Gepäck zu holen.

„Vor allen Dingen setzt Euch nur rings um mich her, Ihr Lieben, und Ihr, Herzvater und Herzmutter, grade vor mich hin, ich hab Euch Allen was Hochwichtiges mitzutheilen,“ sagte Friedemann.

„So? — Na setze Dich neben mich, Alte,“ sagte Sebastian und zog Magdalene zu sich aufs Canapee.

„Nun, Friedemann?" — Die Andern hatten sich um die Aeltern und Friedemann gruppirt.

„Lieber Vater, ich und Alle, so Dich lieb haben, und was noch mehr heißet, Dich kennen als den größten Musikus, der je dem lieben Gott zu Preis und Ehre gesungen, wir Alle haben immer nur sehnlichst gewünscht, Du möchtest doch eine so hohe, fürnehme Stelle in der Welt einnehmen, wie sie Dir von Rechtswegen gebührt. Damals als die Stelle an der Hofkirche zu St. Sophien leer war, wolltest Du nicht, und hast lieber Deinem Friedemann, der gegen Dich ein Stümper ist, die Stelle gegönnt, um sein Glück zu machen. Lieber Vater," und Friedemann trat das Wasser in die Augen, „so Du's nicht ungütig nimmst, ist Dein dankbares Kind nun zu Dir gekommen, um Dir eine ebenso große Freude zu machen, wie Du ihm damals gemacht. Unsere Königliche Majestät von Sachsen hat Dich mit 600 Thalern Gehalt zu Höchst Ihrem geistlichen Hofcomponisten ernannt, und ich soll Dir mit seiner gnädigen Erlaubniß das Diplom geben, und" — der Sohn hielt das Document in der Hand, das Wort der Freude erstarb auf seinen Lippen. Sebastian aber erhob sich, sein thränenfeuchter, stolzer und doch gerührter Blick überflog das Häuflein seiner jauchzenden

Lieben, und Vater und Sohn lagen einander, zuckend in Wonnethränen, in den Armen. Das Document, welches Sebastian entglitt, hielt aber Magdalene wie eine Siegesfahne empor, und Alles drängte sich um den glücklichen Vater und Künstler, ihm aus gerührtem Herzen Glück zu wünschen.

— — — — — — — — — — — — — —

Der erste Moment des Jubels war vorüber, alle zahllosen Fragen, die das Erstaunen an Friedemann gerichtet hatte, waren erledigt, und Sebastian mit den Seinen genoß um so mehr die Freude der neuen stolzen Stellung, und der für damals bedeutenden Gehaltszulage, als sein neues Amt ihn nicht von Leipzig riß, sondern ihm nur die Verpflichtung auferlegte, die für die kirchlichen Hoffeierlichkeiten nothwendige Musik zu componiren und bei außerordentlichen Gelegenheiten die Leitung der Kirchenmusik in Dresden selbst zu übernehmen. — Man wird heute billig über die geringe Summe Geldes lächeln, für die der große Bach seine Schöpfungen dahin geben mußte; wenn man aber bedenkt, wie damals namentlich der musikalische Verlag und Vertrieb im Argen lag, welche Anarchie überhaupt in der Kunst, welches Faustrecht in Bezug auf geistiges Eigenthum herrschte, so wird man finden, daß Sebastian Bach bei

dieser Art der Schöpfung und Veröffentlichung sich noch ganz leidlich stand. Er hat früher und später weit Bedeutenderes hingegeben, ohne es so geehrt und bezahlt, ja ohne es nur beachtet zu sehn. — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Nach dem ersten Austausch trug man alsbald für den lieben Gast Sorge, und, da er vierzehn Tage Urlaub hatte, räumte ihm der Vater oben seine Arbeitsstube ein, denn er wollte durchaus mit seinem Friedemann zusammen schlafen, damit sie Abends vor'm Zubettegehen noch mit einander plaudern konnten. Wohl nie war Sebastian so im tiefsten Herzen vergnügt, so dankbar gegen Gott, so selig unter den Seinen gewesen, als heute. Er schien auf jener höchsten Höh' der Lebenswonne zu stehen, wo man eigentlich zu wünschen aufhört, und nur noch — verlieren kann. Er saß neben Magdalene, hielt ihre Hand still lächelnd in der seinen und hörte auf das Geplauder der Kinder, die sich von ihm, von Friedemann und Dresden unterhielten und eben die alte Hanne ihre sämmtlichen Neuigkeiten auskramen ließen, die, durch Kaffee und Kuchen begeistert, mit rhetorischem Pathos alle Falten ihres altjungferlichen Gewissens und Hirns aufschloß, um von der Ehre, die man Friedemann in der Residenz erweise, und tau-

send Dingen zu berichten, die, wie sie glaubte, für Aeltern und Geschwister von größter Wichtigkeit sein mußten. Friedemann und Friederike hatten sich inzwischen nach des Vaters Stube geschlichen. Die Schwester packte aus, und Friedemann entledigte sich des reichlich genossenen Staubes.

„Friedrike, sag einmal, Du bist dem Altnikol wohl ungeheuer gut?“ fragte er die Schwester. „Herr Jesus, Friede! — Mein Gott! — A, was Du auch denkst! — Pfui, Du bist recht garstig!“

„Aber recht herzlich gut bist Du dem Altnikol doch, Friedrike,“ und er faßte sie um und sah ihr lächelnd in das verschämte Gesicht. — „Keine Winkelzüge, Hand aufs Herz, bist Du dem Nikol gut, Mädel?“ —

„Aber“ —

„Kein Aber, ja oder nein?“ —

„Na ja, ja, ich bin ihm gut und er mir auch, daß Du's nur weißt. — Er hat vor vierzehn Tagen einen Antrag als Organist nach Naumburg gekriegt und weiß nicht, was er thun soll.“ —

„Na, zugreifen, Naumburg ist eine gute Stelle!“ —

„Ja, dann muß er von Leipzig weg! — — Dem Vater wagen wir's nicht zu sagen, und — Ach Gott Friede, rath' uns, — was wir thun sollen.“ —

„Ja 's ist schlimm, Friedrike. — Nun Altnikol ist ein ganzer Kerl, dem gönnt' ich schon meine Lieblingsschwester! — Weißt Du was? Pack hier oben ruhig weiter, ich geh einmal 'nunter, und seh, ob ich Altnikol sprechen kann." —

„Ach Gott, daß der Vater nur nichts merkt."

„Nein doch, sei nur ruhig!" —

Der Bruder überließ das geängstigte Mädchen ihrem Schicksale und ging hinab zu den Andern. — Er winkte Altnikol. „Du, Nikol, weißt, wir wollen dem Vater heut Abend ein Quartett machen, geh rasch, eh ers merkt, und besorge das Nöthige." — Altnikol winkte, nahm still den Hut und schlich sich fort. —

„Lieber Vater, kann ich mit Dir und der Mutter ein paar Worte allein reden?" —

„Zehn für eins, Friede, komm darein." — Alle Drei traten in eine Hinterstube, wo die Töchter zu schlafen pflegten. — „Lieber Vater, ich hab' eine recht große Bitte an Dich." —

„Na, nur 'raus damit." —

„Du mußt mir aber versprechen, daß Du nicht böse sein willst, wenn ich Dir was sage, was Du nicht gerne hast." —

„Na ja, ich versprech' Dir's. Heute kann ich gar nicht böse sein."

„Nun, lieber Vater, liebe Mutter, ich trete vor Euch als ein Brautwerber für meinen Freund Altnikol, der die Friedrike gar lieb hat. Er kann Organist in Naumberg werden, wenn er will, und hats nur noch nicht zugesagt, weil er — Na, er fürchtet sich, Ihr möchtet ihn abweisen."

„I, ich hab längst schon so was gemerkt," sagte die Mutter, „ich wollte Dir nur nichts sagen, Bastian, denn Du hättest doch nicht eher ja gesagt, als der Nikol eine Stelle hat."

„So? Das ist ja recht hübsch! — Und Du Spitzbube, Du Schlingel kommst nach Leipzig, lausch'st mir meine Fidelität ab und überrumpelst mich? — Na wartet! Grade, nun grade zur Strafe soll die Friedrike den Nikol — haben und heut Abend ist Verlobung. — Still, ganz still, platzt nicht 'raus! Ganz ernst! — Weiß Friedrike, daß Du mir was sagen willst?" —

„Nein, lieber Vater. Als ich ins Haus kam und die Friedrike in der Küche traf, hielt ich ihr die Augen zu. Da sie auf Altnikol rieth, hab ich gleich gewußt, wo der Haas im Pfeffer liegt, und sie hat mir's oben beim Auspacken gebeichtet. Da sie nun Angst hatte,

Du möchtest es ausschlagen, hab ich ihr gesagt, ich wollte erst mit Nikol reden. Der ist aber gerade einmal nach Hause gegangen, und da hab ich mir ein Herz gefaßt und bin vor die rechte Schmiede gezogen."

„Das ist gescheidt. Hast Du was gegen Nicol'n, Mutter?" —

„I bewahre, mich freut's von Herzen." —

„Na gut. Also ganz ruhig. Die Mutter besorgt einen Braten heut Abend, ich gebe ein paar Flaschen Wein und das Andere findet sich. Nur seid ernsthaft und verderbt mir den Spaß nicht. — Herr Je, Magdalene, wo hast Du denn Dein Notenbuch, das ich Dir damals geschenkt hab. Da steht ein Lied drin, Friede, 's ist das Einzige, was ich mein Lebtag componirt hab'."

„Du hast also doch einmal ein Lied componirt, Herzvater?" rief Friedemann überrascht.

„Ja, nicht blos componirt, sondern auch gedichtet, Friedemann, als ich und die Mutter Brautleute waren*). Ja ja, was Du Dir denkst! — Na, einem Liebhaber, Sohn, verzeiht man so was, und selbst wenn er die Kunst ein wenig leicht nimmt. Aber sonst hab ich nur für den lieben Gott componirt. — — Also such

*) Siehe Vorrede und musikalischen Anhang.

das Büchel, Magdalene! und das Lied soll heut Abend die Friedrike zur Strafe singen und der Altnikol muß begleiten.“ —

„Ach prächtig, Bastian, Du bist prächtig. Nein Friedemann, ich hab den Vater mein Lebtag noch nicht so lustig gesehn!“ — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Der Abend kam, — es war ein Abend voll Heimlichkeiten. Jeder schlich herum und lächelte, als gält's einen Spitzbubenstreich. Altnikol hatte Alles zum Quartett besorgt, hatte Krebs gerufen und Emanuel war ins Geheimniß gezogen.

Der alte Bach war zum Weinhändler und Kuchenbäcker gegangen. Magdalene, die alte Hanne und die Töchter rumorten in der Küche, wo das Feuer prasselte und der leckere Braten sein erstes Aroma zu entsenden schien. Nur die arme Friedrike, der Friedemann gesagt hatte, Nikol sei einstweilen weggegangen, sie möge sich auf ein andermal gedulden, war traurig. Sie hatte gemeint, so eine schöne Gelegenheit wie heute komme nicht wieder, und Liebe, Organistenstelle, Glück und Zukunft gingen der Armen in Gedanken alle in den Küchenschlot.

Die Thränen traten ihr in die Augen, so daß es

die Mutter gewahr wurde. „Ach der alte Rauch beißt mich blos in die Augen,“ stotterte das Mädchen.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Tisch war gedeckt. Braten, Wein, Kuchen und Obst prangte darauf, und Vater und Mutter nebst den Kindern allen saßen herum.

„Wo bleibt denn der Altnikol? Habt Ihr ihm denn nicht gesagt, daß er heute unser Gast ist?“ sagte Sebastian unruhig und seine Augen hafteten auf Friedemann.

„Er wollte gleich wiederkommen,“ antwortete dieser, „ich will doch einmal sehen“ — und Friedemann ging hinaus.

„Und der Emanuel fehlt auch? — Was das für eine Trödelei ist,“ brummte der Vater. „Meiner Seele, das junge Volk wird heutzutage immer unaccurater! Da war ich ein andrer Kerl, ich —“

Und das Quartett, das draußen begann, schnitt seine Philippika ab. —

Auf dem Flur saßen die vier alten Quartettgenossen und spielten des Vaters Lieblingssonate wie ehemals. Friedemann erste, Emanuel zweite Violine, Krebs Bratsche und Altnikol das schwermüthig sonore Violonchell. —

Der Vater war tief ergriffen. Lautlos hörte er und folgte jeder Passage, jeder Modulation mit lächeln-

dem Neigen des Hauptes, grüßte jeden Ton wie einen alten lieben Bekannten, wie einen Sohn, der ins lang vermißte Vaterhaus zurückkehrt. Vor ihm saßen seine beiden Söhne, zwei Talente von seltner Größe. Der eine, dessen Ruf schon weit erklang im deutschen Land, der andre, Emanuel, reif, hinauszugehen um seine erste Lanze zu brechen; dort seine beiden liebsten Schüler, der eine seinem Herzen seit wenig Stunden doppelt lieb. An seiner Seite das treue, fröhlich schaltende Weib, um ihn die Schaar lieblicher Töchter, spielender Knaben. Er selbst geschmückt, heut das erste Mal wahrhaft geschmückt mit dem Lorbeer des Ruhmes; — o stolzes, selig großes Künstlerglück! — Und doch — doch — o, daß nichts ganz rein sein darf, — daneben in der Kammer erhob sich ein quirlend greller Thiereslaut, die Stimme seines blödsinnigen David.

„Der Herr hats gegeben, der Name des Herrn sei gelobt,“ murmelte Sebastian und preßte Magdalenens Hand, die rasch aufstand und zu dem armen Kleinen ging, die Doppelthräne der Seligkeit und Schmerzen zu verbergen.

Das Quartett war aus, Alle saßen um den gastlichen Tisch und ließen Hannens Kochkunst das gebührende Lob thatsächlich und mit Worten zu Theil werden.

Die Gläser kreisten und bald ließ man die herrliche Frau Musika, bald den Altmeister Sebastian, die Hausmutter und Friedemann leben. Der Tisch war abgeräumt, die Gläser blieben.

„Nun Kinder, aufgepaßt! Jetzt wollen wir den alten Ohrenschmaus der lustigen Thüringer halten*), wer lacht, muß aufhören, wer gewinnt, dem schenk ich ein Andenken an diesen Tag.“ —

Und nun begann ein eben so seltsames wie ungewöhnliches Schauspiel oder besser Ohrenspiel — oder doch Schauspiel, denn es war auch genug dabei zu sehen.

Bei Sebastian Bach war alles, selbst die ausgelassenste Freude, das, was wir, wenn wir animirt sind, Blödsinn treiben nennen, Musik. Wenn er, was natürlich nicht gar oft geschah, so überaus fidel war, so wurde ein sogenanntes Quodlibet gesungen. Das war aber nicht, wie wir es kennen, eine Reihe Melodien, die, geschickt abgebrochen, harmonisch in einander verlaufen, sondern etwas ganz anderes. Jeder Anwesende, und daß Jeder musikalisch war, versteht sich hier von selbst, — jeder Anwesende mußte etwas singen. Der eine

*) J. S. Bachs Leben v. Forkel. S. 3.

ein Volkslied, der andere einen Choral, der dritte eine Menuett, der vierte ein Schelmenlied, etwa vom „Schneiderle, das sich Leba nahm, Leba nahm", und so Jeder etwas Anderes. Dies wurde nun wie ein Canon gesungen.

Man kann sich von der Drolligkeit dessen wohl kaum einen Begriff machen. Lange dauerte es nicht, so platzte einer in herzliches Lachen aus, und mußte aufhören, bis endlich der Letzte herzhaft mit seiner Weise schloß. — Heut war Altnikol Sieger und wahrscheinlich wohl nur darum, weil sein Herz grade der Lustigkeit nicht sehr zugänglich war. —

„Na, der Altnikol hat's also! — Gut, eh Ihr heimgeht, erinnert mich dran, ich hab's in meiner Stube oben, was Euch zugedacht ist. — Hier sind noch drei Flaschen Wein, die wollen wir 'nüber zum Klavier nehmen, damit wir etwas Tastenschmalz haben. Hast Du das Buch, Mutter? —"

„Da ist's, Vater," und Magdalene langte ein altes geschriebenes Notenheft*) hervor und reichte es dem Alten.

Nun ging's in's Unterrichtszimmer, wo das Klavier stand. —

„Paßt einmal jetzt auf, Kinder. In dem Buch da steht ein Lied, das hab' ich unsrer Mutter gedichtet und

*) Jetzt im Besitze der königl. Bibliothek zu Berlin.

componirt, als wir Brautleute waren und seitdem keins wieder. Es ist eine artige Anweisung für Liebesleute, wie sie sich zu verhalten haben. Da Friedrike, sing's einmal; Altnikol mag Dich begleiten.“ —

Die beiden Liebenden waren wie vom Schlage getroffen. —

„Nun, was ist's denn? Habt Euch doch nicht, Ihr seid ja keine!“ —

Friedrike hätte zusammenbrechen mögen, aber sie durfte Nichts merken lassen. Des Vaters ernstes „ihr seid ja keine“ gab ihr den Gnadenstoß. Sie mußte singen, wenn sie sich nicht unerhört bloßgeben wollte. Der bleiche Altnikol setzte sich an's Klavier, das Buch ward aufgeschlagen, und bebend begann Friedrike:

„Willst Du Dein Herz mir schenken,*)
So fang' es heimlich an,
Daß unser Beider Denken
Niemand errathen kann.
Die Liebe muß bei Beiden
Allzeit verschwiegen sein,
Drum schließ' die größten Freuden
In Deinem Herzen ein.“

---

*) Siehe den musik. Anhang am Schlusse des dritten Bandes.

„Behutsam sei und schweige
Und traue keiner Wand,
Lieb' innerlich und zeige
Dich außen unbekannt.
Kein Argwohn mußt Du geben,
Verstellung nöthig ist,
Genug, daß Du mein Leben
Der Treu' versichert" —

— Da konnte die arme Friedrike ihrer Thränen nicht Herr werden. Krampfhaft schluchzend fiel sie der Mutter um den Hals, Altnikol, im tiefsten Herzen verwundet, erhob sich und wollte nach Hut und Stock greifen.

„Ach ja, Nikol, haltet doch noch! Wenn Ihr gehen wollt, muß ich Euch ja das Quodlibetgeschenk geben. Da, Herr Organiste von Naumburg, wenn's Euch nicht zu gering ist, da nehmt meine älteste Tochter Friedrike. Ihr müsset sie mir nur noch ein Bissel auf Borg lassen, bis Ihr in Naumburg eingerichtet seid. — — —

Hoch, Kinder, hoch! Heut ist Verlobung, daß Ihr's wisset!" — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Freudentag war verrauscht, die Verlobten hatten mit besserer Courage denn vorher auf Friedemanns Bitte das reizende: „Willst Du Dein Herz mir schenken"

zu Ende gesungen, der letzte Ton war verhallt, das letzte Glas getrunken, nach einem seligen Kuß und dem lustigen „Gute Nacht, Herr Schwiegersohn“ Sebastians war Altnikol nach Hause gegangen und hatte versprochen, sofort nach Naumburg zu schreiben.

Die Familie Bach begab sich fröhlich zu Bett und Sebastian, seinen Friedemann am Arm, ging hinauf in seine Stube.

Es war eine herrliche Maiennacht. Voll und groß goß der Mond sein thauigt Silber auf die Straßen, laulich fächelte der junge Blüthenwind durchs offene Fenster. Ach, es war ihnen beiden so wohl, sie dehnten sich vor Behagen!

„Lieber Vater,“ sagte Friedemann, als sie allein waren, „ich möchte Dich auch um ein Andenken an diesen schönen Tag bitten, daß ich mich immer erinnern kann, wie glücklich ich heute gewesen bin. So ein Tag hilft über manches Herzeleid weg. Ich möchte Dich nämlich bitten, mir zu erlauben, daß ich das schöne Lied nach Dresden mitnehmen darf, ich will auch gar nicht sagen, von wem es ist.“ —

„Gut, Friedemann, nimm es mit, und wenn Du einmal ein Mädchen gefunden hast, die für Dich paßt, so ein braves, gutes, einfach schlichtes Herz wie

unsere Mutter, dann sing' es ihr vor, aber" — und Sebastian wurde sehr ernst, „versprich mir, daß Du nie ein Liebeslied componiren willst, Friede, — nie!" —

„Nie, lieber Vater, ich componire niemals ein Lied!" —

„Komm, setz' Dich an's Fenster zu mir her, Sohn, ins volle Mondlicht, daß ich Dir in's Gesicht sehen kann. Der Wein hat mich so lebendig gemacht, daß ich noch nicht schlafen kann, ich möcht' halt den schönen Tag noch länger haben, als er lang ist, wer weiß, Friedemann, ob wir bald wieder so vergnügt sind." —

Vater und Sohn saßen einander gegenüber, das Licht in der Stube war ausgelöscht.

„Sag', Friedemann, hast Du noch kein Mädchen gesehen, die Dich gerne mag? Bist doch ein stattlicher Kerl; hast Du kein Glück bei den Weibern?" —

„Na soll ich denn das selber von mir sagen, lieber Vater? — Es giebt wohl genug, denk' ich, in Dresden, die mich gern sehn, aber ich wüßt' keine, die ich möchte. Wenn's wahr ist, daß einem Verliebten absonderlich zu Muthe sein muß, dann bin ich gewiß keiner. Meine Zeit ist noch nicht da, Vater, ich muß erst was geschaffen haben, daß die Leute sehen, ich tauge was zum Erzeuger, eh' ich dran denk', eine Frau zu nehmen."

„Das läßt sich hören, Friedemann. Da denkst Du

ungefähr wie ich. Aber warte nicht zu lange, Sohn. Wenn man sonst sein Brot hat, kann man gar nicht zeitig genug heirathen. Weißt Du, warum? — Erstens strebt man viel ernster, dann gelingt einem Alles besser, und was man erringt, hat man zu Zweien, das ist viel schöner. Wenn der Künstler auch noch so alt, noch so berühmt ist, er lernt doch noch immer; wer nicht mehr lernen kann, ist todt, Friedemann. Was man aber von seiner Frau lernt, ist gerade das Beste in der Kunst und im Leben, denn die Kunst des Lebens, die Weltklugheit, und das Leben in der Kunst, die Empfindung, ist das, was die Weiber immer besser verstehen. Warte nicht zu lange mit Deiner Häuslichkeit, Sohn, gerade Du, Du brauchst eine Frau, denn Du bist einer von den Geistern, die nur im Himmel oder in der Hölle Raum haben, solche aber müssen bald heirathen, daß sie fein auf der Erde gehen lernen. — Nein, nein, rede mir nichts ein, ich kenne Dich gar zu gut! Du wirst ein großer Künstler werden, aber Du kannst, nimm's nicht übel, Friedemann, Du kannst auch ein großer Lump werden. Ich hab' manchmal schon recht mit Aengsten an Dich gedacht, wie Du bei dem noblen Volk unter den glattbusigen, lavendelstänkrigen Weibsleuten in Dresden sitzest, und die Frau Ministerin

hier und die Frau Gräfin da und der Herr Kammerherr und der Herr Oberstallmeister tätscheln Dich, zerren an Dir und verhunzen Dich; — nicht als Künstler, das können sie gar nicht, als Künstler kannst Du Dich selber nur zu Schanden machen, aber als Menschen können sie Dich verschimpfiren. Halte Dich zu Deinem Pfarrer, Sohn, und nimm Dir ein Weib, denn so wahr mir Gott helfe, das Leben ist eine verteufelt schwere Kunst! — Ein andermal weiter, Friedemann. Morgen ist auch ein Tag." — — — — — — — — — — —

X.

Geld!

„Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage.“

So grübelt der unselige Hamlet, schwankend zwischen Thun und Lassen, Leben oder Tod!

Vor wie viel Tausende unsrer Mitmenschen tritt diese Frage nicht hohläugig hin und wird durch Pistol, Strick, oder Welle aufgelöst? — Ja uns Allen, leise oder laut, schüchtern oder frech, drängt sie sich zu Zeiten auf, nur aber meist anders als bei dem Dänenprinzen voll Wittenberger Scholastik. —

Hamlet gehört mit seinem Character, seinem ganzen Wollen, Fühlen und Können, seiner ganzen Dialektik der Romantik an. Nur die Romantik fragt nach dem „Sein oder Nichtsein.“ — Die moderne Zeit, die Zeit des Egoismus, erwähnt nicht mehr ob sie i s t, sondern

ob sie hat. „Haben oder Nichthaben, das ist die Frage“ und wenn man hat, so ist man. Die Frage des Besitzes, das Geld ist der Angelpunkt der Existenz geworden, und wenn im Hamlet die ganze Romantik ruht, so ist die moderne Zeit der Shylok, der da wimmert: „Ihr raubt das Leben mir, wenn ihr die Mittel nehmt, durch die ich lebe.“ Und dieser scheußliche Jude, die moderne Zeit mit ihrem „Pfund Fleisch“, wenn man ihr näher in die Augen leuchtet, ihr unparteiisch auf den Grund geht, welch tragische Figur ist sie doch, welch riesig großer Character mit einer Welt voll Weh: „daß man auf dem Rialto sie geschmäht um ihre Gelder und um ihre Zinsen!“ —

Es ist leicht, ein sittliches Entsetzen vor ihr zu affectiren und zu sagen: „ich habe ein moralischeres Gefühl als meine Zeit, mir ist das Geld nicht Sein!“ Es ist auch leicht zu sagen: „ist unsre Zeit nicht so egoistisch, sie hat Höheres und Edleres zum Inhalt, als die Selbstsucht!“ — Wer will es denn beweisen? —

Die moderne Zeit, die mit der Reformation anbrach, hat drei verschiedene Elemente.

Klänge der alten, entwichenen Autorität hallen in ihr leiser oder lauter wieder, und dazwischen ein ferner Gesang, ein nebelhaftes Traumbild, das keinen Namen hat

und uns von Weltversöhnung und dem Bunde der Menschheit in der Zukunft plaudert. Es ist dasselbe leise Sphärenlied, das einst der Menschheit Haupt umspielte, als die Antike zusammenbrach.

Der Grundton aber, (und davon nur, von der leitenden Idee, ist die Rede,) der Grundton ist das Ich, das Subject. Die Sucht zu herrschen, zu haben, ist der oberste Lehrsatz des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, und Geld der allgemeine Kaperbrief für Güter jeglicher Art, denn jedes Gut ist mein für Geld.

„Wenn ich sechs Hengste zahlen kann
Sind ihre Kräfte nicht die meinen?“ — —

Es beschleicht uns ein peinliches Gefühl dabei, wie beim Anschaun des Shylok. Und doch, wenn die Existenz der Menschheit an dem Hamlet oder dem Juden hinge, ich würde doch den Juden nehmen, denn in ihm liegt die Lehre der Vergangenheit und die Lehre der Zukunft. —

Die Kriege der Autorität, die Kämpfe um eines allgemeinen Gedankens willen hatten schon vor Beendigung des dreißigjährigen Krieges aufgehört, seit jener Zeit sind nur individualistische Kriege bis zum Jahre 1813 geführt worden. Erst da, als sich das empörte Volk Europas erhob, den ländergierigen Alexander der modernen Zeit zu bekämpfen und den neuen Prometheus der

Bourgeoisie an den Felsen St. Helena zu schmieden, leuchtete wieder ein Gesammtgedanke durch den Krieg. Der Gedanke nämlich, seine nationelle Persönlichkeit nicht durch die übermüthige eines Fremden ersticken zu lassen. Selbst dieser Gedanke war nicht mehr ganz rein, weil sich die subjective Richtung der ganzen Epoche nicht aus ihm fortleugnen ließ. — Was auch an Aufopferung und spartanischer Tugend seit der Reformation im Kampfe zu Tage gekommen sein mag, der innere Nerv desselben, die Maxime, den materiellen Besitz zu sichern oder auszudehnen, ist, trotz aller Weltgedanken, die man zur Devise borgte, herrschend geblieben — bis auf Weiteres. — — — — — — — — — —

Brühl hatte die Zinne seines Strebens erreicht, er war alleiniger Minister! — Im Moment der Entscheidung hatte die Königin sammt der katholischen Partei sich auf den Monarchen geworfen*) und aus dem Sturze der drei unglücklichen Kronenträger Brühl nicht nur gerettet, sondern ihn sogar auf das Staatsroß gehoben, indem sie alle diplomatischen und religiösen Beweggründe aufbot, um die Wahl des Lieblings in des Herrschers Augen plausibel erscheinen zu lassen.

*) Diplom. Gesch. Dresd. IV. Bd. S. 150.

Gern hätte die Königin (vielleicht aus geheimem Vorgefühl) den guten Hennicke gerettet, aber „der Lakai, der Lakai!" „„Zwei Pagen und ein Lakai"", das hatte August III. doch zu furchtbar alterirt, und man mußte von Hennicke abstehen, wollte man nicht Gefahr laufen, daß der König sich ganz und gar beruhigte und aus Gnade auch noch Sulkowsky gar wieder in den Kauf nahm. —

Brühl ward also alleiniger Minister.

Königin Maria Josepha jubelte, daß doch endlich die Stunde geschlagen habe, wo sie die Lilienhand an Sachsens Steuer legen könne. Quarini und die katholische Fraction begannen mit unendlicher Behäbigkeit sich breit zu machen und träumten von der systematischen Katholisirung des Nordens, denn Brühl, der liebe Brühl, war höchst gefällig. Wer hätte in diesen ewig freundlichen Zügen Undankbarkeit lesen, in diesen bis zum Uebermaße höflichen Manieren nicht die personificirte Dienstwilligkeit finden wollen? Für Jeden hatte er einen „ergebenen Diener", ein bereites Versprechen, eine befriedigende Antwort,*) und wohl nie hat ein Hofmann

---

*) Leben des Grafen Brühl in vertraulichen Briefen 1760. I. Bd. S. 63—67.

eine geschmeidigere Rhetorik als er gehandhabt, um — nichts von alledem zu thun. —

Der allergrößte Schritt zu seiner Befestigung war dadurch geschehen, daß er in einer geheimen Audienz bei August sofort aus dem Lager der Königin in das des Königs übertrat. — Josepha und Quarini täuschte er dadurch, daß er katholisch*) wurde. Er operirte somit gegen die Königin beim König, operirte durch Einführung des strengen, altspanischen Ceremoniels gegen die Nebenbuhlerei des Hofes, und wenn Sulkowsky den König allein isolirte, so isolirte Brühl zuerst das Herrscherpaar vom Hofe, um es unter sich wieder durch gegenseitiges Mißtrauen zu trennen. Er allein war das einzige Band, welches das königliche Paar mit dem Lande und Hofe einte, das einzige Sprachrohr aller Interessen, der einzige Kanal, durch welchen Alles zu und abfloß. Antonie von Brühl, als Oberceremonienmeisterin, theilte sich mit der ihr ergebenen Ogilva**) in den innern und äußern Dienst bei der Königin, die einzelnen Ministerien hatte Brühl zu einem Gesammtministerium vereinigt, in welchem jene nur Departements

---

*) Leben Brühls in vertraul. Brief. 1760. I. Bd. S. 111.

**) Leben Brühls in vertraul. Brief. II. Bd. S. 111.

ausmachten, die einen Geheimen Ministerial-Director, daß heißt einen Secretair Brühls zum Vorstand hatten. So kamen die Geschäfte in die Hände eines Siepmann, Saul, von Stubenberg, Hofrath Essenius, Kriegsrath Karbe, von Stammer, von Tritschler und Anderer dieser Gattung.*)

Alle diese Leute hatten nur die Fähigkeit, den rücksichtslosen Willen ihres Chefs durchzusetzen, und wenn Brühl dem Königlichen Begehr nach Geld durch diese Organe willfahrte, so kann man sich leicht einen Begriff machen, wie viel davon erst unterwegs hängen blieb, ehe es in den Schatz floß. —

Brühls eigenstes und alleiniges**) Geschäft war's, sich durch die größten Vorsichtsmaaßregeln vor jähem Sturze zu sichern, dem König stets Gesellschaft zu leisten und so sich auf's Engste mit den Gewohnheiten des Monarchen zu verschmelzen, eines Monarchen, dem Alles Gewohnheit und Gewohnheit Alles war. Von 10 Uhr Vormittags bis 8 Uhr Abends war Brühl fast ununterbrochen um ihn***) und während seiner Abwesenheit

*) Leben Brühls in vertraul. Brief. I. Bd. 135—141, II. Bd. S. 50—55, 69, 86—89 u. s. w.

**) Leben Brühls in vertraul. Brief. I. Bd. S. 122—134, 140, II. Bd. S. 61—74, 99 u. s. w.

***) Leben Brühls in vertraul. Brief. II. Bd. S. 150—154.

sorgte er klüglich, daß der König nur mit Leuten in Berührung kam, die von ihm ganz abhängig waren und um ihres eigenen Vortheils willen nichts fehlen ließen, was den neuen Minister in der Gunst seines Herrn befestigen konnte. Die verschärften Hofceremonien begünstigten die Absicht des Grafen um so mehr, und er wußte sie so umständlich, weitschweifig und zugleich luxuriös zu machen, daß der König und die Königin selbst ausnehmend damit zufrieden waren, und in diesem Bestreben ihres Premiers nur die Absicht sahen, die Heiligkeit der Majestät immer mehr zu erheben und zu wahren. Quarini, der auf's Engste mit Brühl alliirt war und mit ihm alle Nachmittage arbeitete,*) referirte der Königin über die laufenden Geschäfte und holte ihre Meinung ein. Da aber Pater Quarini mehr eitel**) als herrschsüchtig, mehr geldgierig als hierarchisch, mehr Casuist als Intriguant war, und Brühl ihn mit dem Versprechen des Cardinalshutes wie mit lucrativen Einnahmen geschmeidig erhielt, machte er ihn ganz zu seiner Creatur.

Das Brühlsche Ehepaar machte geflissentlich den König glauben, daß nur er das Land regiere, brachte

*) Leben Brühls in vertraul. Brief. I. Bd. S. 112–114.

**) Friedrich II. schreibt über ihn an Algarotti: „er ist jedenfalls ein guter Teufel, den die Eigenli be und der Wunsch, unsterblich zu werden, zu Allem veranlaßt."

die Königin zu der Meinung, daß erst durch ihre Hände Alles fließe, ehe es geschehe, machte Quarini glauben, daß er der Einflußreichste sei, kurz war der ergebene Diener von Allen und — betrog Alle. Daß Brühl ein gefährliches Spiel spiele und stets balanciren, redressiren und vorbeugen müsse, um nicht entdeckt zu werden, war er sich bewußt, und daß er das durch sein ganzes Leben konnte, das allein machte ihn zu einer interessanten Person.

Er war der größte Seiltänzer seines Jahrhunderts, das doch so reich an Salto mortales war.

Dafür führte er aber auch ein Leben der Angst und des Mißtrauens, der Furcht und Schlaflosigkeit, der ewigen Aufregung und tödtlichsten Spannung. Der ärmste Bettler der Erde hätte es verschmäht, also zu leben, und dies Alles um — Antonien. Sie war der Dämon dieses Mannes. — —

Inzwischen hatte in Preußen Friedrich Wilhelm I. das Zeitliche gesegnet und Friedrich II. bestieg den Thron, eine neu aufgehende Sonne unter den erbleichenden. — Es war der junge Aar, der sich auf die nordische Eiche schwang und umsah nach ersten Thaten. —

Um dieselbe Zeit starb Kaiser Karl VI. Auf die

garantirte pragmatische Sanction vertrauend, legte er seine Würde in Maria Theresias Hände.

Da zuckte es elektrisch durch alle Kabinette! Die Selbstsucht flüsterte zu süß von der Vermehrung an Land und Macht, als daß man hätte widerstehen können. Die Höfe sahen sich an und verstanden sich.

Ein Glück, daß die verschiedenen Kabinette selbst nicht einig und Nebenbuhler waren. Die Einen wollten Oestreich ganz für sich, Andre wollten wenigstens noch theilen. Was kümmerte sie die Garantie der pragmatischen Sanction, die sich Kaiser Karl hatte so sauer werden lassen? Baiern, mit ihm Frankreich, (das gar gerne seine Hände mit hineinsteckte, um durch den auswärtigen Scandal den inneren zuzudecken,) Spanien, Rußland, Großbrittannien, die Niederlande, das deutsche Reich und Sachsen zumal, waren lustig bei der Hand mit ihren Ansprüchen. — Unter allen schien Baiern insofern noch am meisten im Recht, als es die pragmatische Sanction nie gewährleistet hatte, die Uebrigen brachen schlechterdings ihre eigenen Zusagen.

Königin Josepha, als nächste Tochter Kaiser Karls, hatte, abgesehen davon, daß sie sich ihres Rechtes schon begeben, die ersten Ansprüche an Oestreich, und die Seele dieser stolzen Frau jauchzte schon bei

dem Titel „Kaiserin-Königin", und Brühl wie Antonie wurden viel zu sehr durch die Aussicht auf das Ministerium des deutschen Reichs gekitzelt, als daß ihnen ein leidiger Schwur, ein bloßes Versprechen hätte Scrupel erzeugen sollen.

Der Ehrgeiz ist ein gefräßiges Ungeheuer.

Inmitten der Wetter, die sich um Oesterreich bildeten, im Augenblick der stillen Schwüle, die dem Orkan vorherzugehen pflegt, erschütterte ein jäher Donner, ein zischender Blitz die elektrisch gespannte Welt.

Friedrich II. war in Schlesien einmarschirt, hatte bei Mollwitz gesiegt, war anerkannt in Breslau.

Unter all den lauernden Feinden war er der rascheste, kühnste und der entschieden — ehrlichste. Ihm fiel nicht ein, erben zu wollen wie alle Andern, er forderte nur den Besitz seiner Ahnen zurück, und zwar darum jetzt zurück, weil er ihn nicht erst die Beute lachender Erben Kaiser Karls werden lassen wollte.

— Das aber war der Anlaß, daß nun Jeder sich beeilte, seinen Löwenantheil an sich zu nehmen. — Sachsen und Baiern forderte die ganze Erbschaft und Frankreich half ihm, Spanien wollte die Lombardei, Sardinien Mailand, kurz, die ganze Welt hatte Rechte in Oestreich. War doch die Gelegenheit zu verführerisch! Was

konnte es für Schwierigkeiten machen, mit einem Weibe fertig zu werden?

Die arme Maria Theresia schien wirklich verloren in den Augen ihrer Gegner. —

Ja wenn die Politik sich so berechnen, der Gang des Weltgeists so herauscalculiren ließe, wie geometrische Verhältnisse! —

— Aus den Tiefen ihres Elends, aus dem Bronnen ihrer Thränen erstand der armen Bedrängten ein rettender Engel, ein Seraph, der in der Weltgeschichte ewig der letzte Hort der Fürsten gewesen ist, das Volk. Die Liebe des Volks hielt den Medusenschild vor die Geängstigte, die Liebe des Volks trat als St. Michael mit flammendem Schwerte vor ihr zerbrochenes Recht und — ein Hohngelächter schallt durch die Geschichte — Maria Theresia blieb Herrin ihres Reichs! —

Die plötzliche Besitzergreifung Schlesiens, so hart an den Marken Rußlands, hatte die Czaarin Elisabeth stutzig gemacht, und da sie nicht wußte, wohin der junge Kriegsgott Preußens sein Auge richten würde, wünschte sie ihm in Deutschland ein verstecktes Paroli zu bieten. Sie legte darum ihren Groll gegen August III. bei Seite und war geneigt, mit Sachsen, Baiern und Frankreich eine Allianz gegen Oesterreich zu schließen. Brühl

und die Königin, auf sicheren Erfolg bauend, besonders da sie im schlimmsten Falle mit Baiern halb Part machen und dies durch eine Verheirathung mit der Prinzessin Anna besiegeln konnten, unterzeichneten den Allianztraktat.

Andrerseits war August III. auch von Preußen um eine Allianz gegen Oesterreich angegangen und ihm Mähren zugesichert worden. Da dem Kabinet zu Dresden aber das Ganze erringenswerther war, als ein Theil, der ihm wirklich der Lage wegen nicht viel helfen konnte, so lavirte es und suchte Berlin hinzuhalten.

Friedrich der Große war jedoch nicht der Mann, der mit sich spielen ließ und er entschloß sich rund und nett, in Person zu wissen, woran er wäre.

Plötzlich ward der Dresdner Hof mit dem Besuch Friedrichs II., der in Begleitung des Prinzen Heinrich zum Besuch kam, überrascht*). Der König, die Königin, Brühl, Alles war verlegen, sehr verlegen! So empfing man ihn.

Dem jungen Herrscher genügte ein Blick, die Situation zu erkennen. „Die Herren Sachsen haben

*) Diplomat. Gesch. Dresdens IV. S. 162.

sich schon versagt. Wir werden bald sehn, an wen!“ äußerte er zu Heinrich, als er das erste Mal die Zimmer des Königs betrat.

Es war ein sonderbares Schauspiel. Friedrich II. und August III. Die Energie und das Phlegma symbolisch darzustellen, hätte man diese beiden Königsangesichter nehmen müssen.

Es war großer Empfang. Alles Ceremonie, alles Freundlichkeit. August III. wie Brühl und Josepha'n lag Alles daran, daß kein Wort Politik geredet wurde.

Josepha war doppelt überrascht worden, sowohl unangenehm vom preußischen Besuche als angenehm von dem Eintreffen ihrer alten Erzieherin, dem Fräulein v. Kling*), einer schlanken, tabackschnupfenden Person, welche Bigotterie, unfreiwilliges Cölibat, Neid und Intrigue zur Mumie zusammengetrocknet hatten. Sie hatte auf einem Gut an der sächsisch-böhmischen Grenze bei einer Freundin, einer ehemaligen Hofdame, verweilt und war, von Sehnsucht ergriffen, nach Dresden geeilt, um einmal zu sehen, ob die Königin sich ihrer noch erinnere. —

Es war Gallaball, Alles schwirrte untereinander. Da nahm Friedrich II. Gelegenheit und zog seinen chere

---

*) Dipolm. Gesch. Dresd. IV. S. 166 u. 67.

frère von Sachsen in eine Fensternische, — er wollte ihm auf den Zahn fühlen. Augusts Auge suchte lange verzweiflungsvoll nach seinem Brühl, der ihn aus der Affaire ziehen sollte, und endlich sah er ihn. Brühl, das Schlimmste fürchtend, wollte eben zu ihm und Friedrich treten, als eine Hand sich fest auf seinen Arm legte. Es war Fräulein von Kling.

„Herr Minister, ich muß Sie sprechen,“ sagte die Dame leise.

„Meine Gnädige, Se. Majestät —“

„Spricht mit seinem hohen Besuch. Sie werden mir ein paar Secunden Zeit schenken, denn was ich Ihnen zu sagen habe, wird Ihnen wichtiger sein, als alle Allianzen. Wenn Sie mit mir gesprochen haben, dürfte es Ihnen leichter werden, den König von Preußen abzuweisen.“ —

Es lag etwas im Ton der Dame, das Brühl wie Eis berührte. Die Gewißheit, die aus diesen grauen, stechenden Augen, dieser höhnisch gekniffenen Lippe sprach, zwang ihn zur Furcht. Lautlos folgte er ihr. —

Sie führte ihn weit weg durch entfernte Säle. Matt klang der Schall der Musik zurück. Sie waren zur Stelle, in einem stillen, matt erhellten Foyer.

„Herr Minister von Brühl. Ich komme direct von

Wien und grüße Sie vom Fürsten Lichtenstein. Wenn Sie nicht binnen vier Wochen den Allianztraktat lösen," und sie zog ein Papier aus der Tasche, „so läßt die Kaiserin-Königin dies Document drucken!" —

Brühl hörte nicht, sah nicht, fühlte nicht, er öffnete mechanisch das Papier.

Es war eine Abschrift des Theilungsplans, die er aus dem Archiv für Lichtenstein entwendet.

Brühl brach ohnmächtig zusammen. — Fräulein von Kling hob das Pergament auf, den Minister ließ sie liegen und ging in den Ballsaal zurück.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Brühl erschien nach einer Stunde wieder unter den Tanzenden. August stand noch immer in der Fensternische, vor ihm Friedrich II., der ihm seine Absichten auseinandersetzte. Brühl schritt auf Beide zu und blieb kurz vor ihnen stehen, den Wink seines Monarchen abwartend.

„Ah, gut, daß Sie kommen, Graf," rief August. Brühl trat heran. „Ich habe mich bisher dringend bemüht, unsrem hohen Gast das Schwierige unsrer Lage auseinander zu setzen, und daß wir uns nicht sofort entscheiden können." —

„Ich meine, es ginge doch," sagte Friedrich und warf lächelnd einen Blick auf Brühl. „Bei Staaten, die nach festgeschlossenen Grundsätzen regiert werden, wie die unsren, kann man über das, was man in der Politik thun will, kaum uneins mit sich sein, es kann nur auf das Wie ankommen."

„Sicher, Majestät!" antwortete Brühl rasch. „Sachsen kann ein Bündniß mit Preußen und den Seemächten nur erwünscht sein, doch wie sich das realisiren mag, ist eben das Schwierige. Preußen steht Oesterreich gegenüber auf andrem Boden, als Sachsen. Preußen erkennt Maria Theresia als Kaiserin-Königin an, und verlangt nur das von ihr, was es sein altes Anrecht nennt. Wir bestreiten der jetzigen Herrscherin von Oesterreich überhaupt das Recht, Sr. apostolischen Majestät, dem verstorbenen Kaiser, zu succediren. Unsere Ansprüche sind älterer Natur und es handelt sich für uns um den Besitz Oesterreichs. Ew. Majestät müssen mit Verlaub zugeben, daß wir in dieser Frage auseinander gehn, und wenn es Wien beliebt hätte, der Krone Preußen in ihren schlesischen Ansprüchen gerecht zu werden, hätten wir vielleicht in diesem Augenblick schon einen vollständigen Bruch zwischen Preußen und Sachsen zu beklagen gehabt." —

„Ah, nicht übel, Herr Graf, dagegen ist eben ein Bündniß das beste Schutzmittel!“ und Friedrich lachte. Dann seine Augen ruhig, groß und sonnenhaft auf Brühl richtend sagte er mit schneidender Glätte: „Ich bin kein Mann der Parenthesen und Schachtelsätze, Herr Minister, und meine einfach, daß die pragmatische Sanction, die Theresien den Thron sichert, von allen Potentaten, außer Baiern, verbrieft und garantirt ist. — Verstehen Sie, Herr Graf? feierlich garantirt! Nur Baiern hat ein moralisches und juridisches Motiv zum Kriege. Ich habe der Kaiserin Recht nie bestritten, sondern nur gefordert, was mein ist, und heilig ist mir mein Wort, selbst wenn ich es zu bereuen hätte. Sie haben Recht, Herr Minister, wir stehen nicht auf demselben Boden der Anschauung und der — Begriffe. Wem es von uns Beiden besser ansteht, seine Hände in Unschuld zu waschen und prüde zu sein, weiß ich nicht, aber gut, ich bescheide mich. Morgen werde ich mir erlauben, von meinem Königlichen Bruder von Sachsen definitive Entschließung zu erbitten.“ —

Als Friedrich mit dem Prinz Heinrich den Ball verließ, sagte er: „Wo Brühl aufhört, ein Narr zu sein, ist er ein Spitzbube. Morgen Nacht reisen wir.“

— — — — — — — — — — — — — —

„Mein Gott, Brühl, wo waren Sie denn die ganze Zeit? Dieser preußische Furioso hat mir auf eine ganz unangenehme Weise zugesetzt.“ —

„Ich habe eine wichtige Nachricht erhalten, Majestät. — Während der König von Preußen hier scheinbar für eine Allianz mit uns wirkt, ist er mit Baiern, Frankreich und Rußland in geheime Uebereinkunft getreten, und wenn Theresia überwunden ist, wird man sich auf uns werfen.“ —

„Was? — — Mein Gott! wäre das denkbar? — Und woher haben Sie die Nachricht?“ —

„Von einem meiner geheimen und zuverläßigen Unterhändler.“

„Aber mein Gott, was ist zu thun?“ —

„Rasch handeln, Majestät! Preußen muß man los werden, die Baiersche Allianz sehr lau betreiben und Oestreich nie so feindlich behandeln, daß man nicht jeder Zeit sich mit ihm versöhnen kann. Vor Allem müssen wir gerüstet sein. Ich werde mir erlauben, Ew. Majestät morgen definitive Vorschläge zu machen. Vor Allem gerüstet!“ —

„Gut, gut, Brühl! — Brühl, habe ich auch Geld?“ —

„Ja, Majestät.“ — — — — — — — — — —

Der König verließ das Fenster und trat, von seinem Minister gefolgt, zur Königin, der er zu einer Polonaise den Arm bot. Gräfin Brühl tanzte mit dem Kammerherrn von Lenke. Brühl engagirte das Fräulein von Kling. Der Tanz begann.

„Haben Sie sich von dem Schreck erholt, Herr Minister?" fragte die Kling spöttisch.

„Wie Sie sehen, meine Gnädige!"

„Und bei Ihrem Geiste, und der Elasticität Ihrer Denkart, Herr Graf, haben Sie zweifelsohne auch schon einen heilsamen Entschluß gefaßt." —

„Wohl möglich, und ich hoffe, daß er heilsam ist. — Gesetzt nun aber, ich ließe es auf das Uebel, welches Sie mir angedroht, ankommen, was dann? — Man hätte dann nur in Wien die Freude, mich los geworden zu sein, an meine Stelle würde aber die Königin selbst treten, würde in meinem Geiste weiter handeln, und da ich, mein Fräulein, nie etwas Gewagtes unternehme, ohne daran das Schicksal andrer — höherer Personen zu knüpfen, so begreifen Sie leicht, daß ich so tief nie fallen kann, ganz einflußlos zu werden. Sehr leicht wär's also, daß die ganze Drohung auf Den mit doppelter Wucht zurückfiele, der sie ausgestoßen."

Die Kling sah ihn mit großen Augen an. —

„Ha, Sie sind unendlich vorsichtig, Graf. Nun wohl, ich will Ihnen eine Alternative stellen. Im Falle Sachsen gegen uns ist, Veröffentlichung des Bewußten, falls Sachsen mit uns, erhält Ihre Frau Gemahlin eine Grafschaft in Böhmen im Betrage von zwei Millionen.*)

„Ah, nicht übel. — Nun, verehrtes Fräulein, ich bin ein Mann, der Vernunft annimmt. Sie können nach Wien melden, daß ich mit Freuden thun will, was in meiner Macht liegt. Auf einmal können wir nicht aus unsren Beziehungen heraus. Sobald die Schenkungsurkunde der Grafschaft in meinen Händen ist, soll der Kaiserhof einen Alliirten mehr haben." — — —

— — — — — — — — — — — — — —

„Habe ich Geld?" Das war der leitende Gedanke August III. Hatte er die Beruhigung, Geld zu haben, so war ihm wohl, dann fühlte er sich sicher und zufrieden. Einmal kein Geld zu haben, oder nicht genug, das war seine ewige Sorge, das versetzte ihn in eine Angst, die

---

*) Diplom. Gesch. Dresdens Bd. IV. S. 161, Anmerk. 2.

schwer zu beschreiben ist. Mitten im Taumel des Vergnügens, bei der ernsthaftesten Ceremonie, im Garten oder bei der Jagd, überall verfolgte ihn dieser Gedanke. Dann fuhr er empor, sah seinen Minister an und fragte: „Brühl, habe ich Geld?" Und stets antwortete dieser: „Ja, Majestät!"

Eben so wie der Monarch, dachte nun auch der Minister und: „Habe ich Geld" war die Frage, die er sich eben so oft vorlegte, und Dank seiner Geschicklichkeit immer mit „ja" beantworten konnte. Er sorgte natürlich vorerst für sich, legte ungeheure Kapitalien in Grundstücken, ausländischen Banken u. s. w. an, um, auf den Fall eines Sturzes, wenigstens nicht mit leeren Händen zu scheiden. „Habe ich Geld" so dachten auch alle Die, welche an Brühls Stern ihre Existenz geknüpft hatten, und seine Secretaire scharrten in der Zeit zusammen, was sich zusammenscharren ließ, um in der Noth gedeckt zu sein. Unter ihnen waren namentlich Siepmann, Saul und Karbe die hervorragendsten. Ihre Beschäftigung war, besonders was die ersten Beiden anbetraf, weniger an ein spezielles Departement geknüpft, sondern Brühl verwendete sie in außerordentlichen Geschäften. Siepmann namentlich bewies, daß diese außerordentlichen Geschäfte weniger ehrenvoll als

gewinnreich waren. — Siepmann! Wie eng war er mit Brühls ganzen Leben verflochten!

Und dieser Mensch war unersättlich, ehrgeizig und geldgierig.

Aus der Hefe des Volks entsprungen, hatte er sich durch seine ungeheure Verschlagenheit dem Grafen Brühl unentbehrlich und furchtbar gemacht, und der Minister hatte Nichts verabsäumt, was den Wünschen dieses Bittstellers genügen konnte. Er hatte Siepmann reich gemacht, ihn aus einem bloßen Schreiber zum Ministerial-Director, zu einer Art Unterminister erhoben, und nur der Adelstitel war ihm bisher noch immer vorenthalten worden. Eine Art von Scham und Stolz hielt Brühl ab, diesen Menschen mit sich in eine Linie zu stellen. — Er suchte ihn hinzuhalten.

Eines Tages aber trat Siepmann vor ihn hin und erinnerte ihn wieder an den Adelstitel.

„Ich warte nun schon so lange auf diese Gunst, habe sie, wie mich dünkt, zehnfach erkauft, und möchte endlich nun ganz ernstlich darauf dringen, mir den versprochenen Rang gütigst auszuwirken.“ —

„Siepmann, seien Sie vernünftig. Lassen Sie doch endlich die alte Marotte fahren. Nehmen Sie lieber

Geld. Ich will Ihnen die Adelsforderung abkaufen. Was haben Sie denn an dem Titel?“ —

Siepmann fuhr zurück. „Ah, das ist schön, Excellenz! Diese ganze Reihe von Jahren haben Sie mich hingehalten, um mir jetzt eine Gunst zu verweigern, die durch die aufopferndste Thätigkeit ein Recht geworden ist?“ Und das Gesicht des kleinen Kerls ward purpurroth. —

„Ihr Recht?“ Und Brühl fuhr auf. „Ihr Recht, Herr? — Sie haben Dienste geleistet und sind dafür mit Geld und Aemtern überreich bezahlt worden, ja, haben sich meiner besondern Gunst zu erfreuen gehabt. Ist das für einen Menschen Ihrer Gattung nicht genug? Beim Himmel, das fängt mir an etwas arg zu werden! — Den Adelstitel verleiht man nur an Männer von großen Tugenden und unbefleckter Ehre, nicht an —“

„Leute, die die Spitzbübereien eines Kammerherrn unterstützen, daß er Minister werden kann. Hahaha! Und Sie entsinnen sich nicht mehr, was ich Alles für Sie gethan? Wer hat denn Sulkowsky gestürzt? Ich! — Wer hat Ihnen denn zur Frau Ministerin verholfen? Ich! — Wer ließ denn die Medaille in Holland machen? Ich! — Wer schützte denn den König vor Ledekusky's Kugel? Ich! — Wer schrieb denn das Document für Lichtenstein ab? Ich! Ich, Herr von

Brühl, ich habe Sie zu dem gemacht, was Sie sind! Ich kann Sie wieder stürzen, wenn ich will! — Oder glauben Sie nicht, daß, wenn ich Sr. Majestät die Rechnung des Medailleurs in Holland, wenn ich ihm die Copie der Lichtensteinschen Depesche zusende, Sie um die Ecke sind? — Was geht das Sie an, wie viel und wie wenig mir an dem Adel liegt? Ich will von Siepmann heißen, Herr Graf. Wenn ich Minister machen kann, könnt' ich ja wohl auch selber einmal einer werden!" —

Bleich, zitternd vor Wuth, traten beide Männer einander gegenüber. Sie waren endlich dahin gekommen, daß sie sich im offenen Kampfe befanden. —

Brühl fühlte, wie sein Verderben vor ihm stand, und Siepmann, der in der Hitze zu weit gegangen war, gestand sich selbst, daß sein ganzes Sein an einem Faden hing. —

Ein Augenblick des Stillschweigens, der Ueberlegung trat ein, wo Beide einander anstarrten und sich gegenseitig die Gedanken aus der Seele zn saugen schienen.

Endlich ging Brühl langsam an seinen Schreibtisch. Ein Druck an einer verborgenen Feder genügte, und die beiden Thüren des Zimmers schnappten in den Riegel, ein Griff, und ein Pistol glänzte in seiner Hand.

Siepmann erbleichte und taumelte zurück.

Brühl trat an eine verborgene Tapetenthür.

„Da wir uns so ehrlich ausgesprochen haben, Siepmann, können wir auch eben so glatt handeln. Wenn Sie sich rühren, schieße ich Sie zusammen. In einer Stunde werden Sie unterwegs nach dem Lilienstein sein, Bester.“ — — —

„Und was haben Sie denn davon, Herr Minister? Alle Documente sind in der Hand eines Dritten, der die Ordre hat, daß, wenn ich plötzlich verschwinde, das Packet an den König gesendet wird.“ —

„Aber es muß doch erst in des Königs Hände kommen, Herr Siepmann? — Wenn Sie von hier fortgebracht werden, soll es meine Sorge sein, die Lakaien des Königs durch andere zu ersetzen. Sie sehen, daß meine Waffen den Ihrigen mindestens gleich sind.“ —

Siepmann, der seine Uebereilung schon bereute, andrerseits aber an der ganzen Art und Weise Brühls merkte, daß er es nicht zum Aeußersten kommen lassen wolle, sagte kleinlaut: „Ja, ich seh's ein, ich bin Ihnen nicht gewachsen, Excellenz.“ —

„Das ist vernünftig, Siepmann. — Ich könnte mich jetzt leicht genug von Ihnen befreien, ich wünsche es aber nicht, weil ich Ihr Talent ungern entbehre. Wir

wollen einmal vernünftig mit einander reden. — Nach dem, was vorgegangen ist, können Sie unmöglich glauben, daß ich zu Ihnen wieder Vertrauen fassen kann, wenn Sie mir nicht alles das ausliefern, was Sie als Waffe gegen mich gesammelt haben.“ —

„Es käme ganz darauf an, was Sie mir dafür gewähren wollen.“

„Nennen Sie den Preis.“ —

„Den Adelstitel und das Schloß Ubigau, was dem Fürsten Sulkowsky gehörte.“

Brühl fuhr zurück. — Endlich sagte er: „Nun gut, Siepmann. Sie sollen den Adel und Ubigau haben.“

„Wann, Excellenz?“

„Ich werde Ihnen den Karbe mitgeben. Mit ihm gehen Sie zu der Person, die das Packet hat und fordern es. Sie können denselben wieder hierher begleiten und mit ihm speisen. Inzwischen komme ich vom königlichen Diner zurück, Sie geben mir das Packet, ich Ihnen den Adelsbrief und die Ubigauer Schenkungs-Acte. Wollen Sie?“ —

„Mit Vergnügen! ich bin, wie immer, Ihr getreuer Siepmann, Excellenz, und wenn ich den Adelstitel nebst Ubigau habe, will ich Ihnen etwas erzählen, was für Ihr ganzes künftiges Leben wichtig werden kann.“ —

Brühl sah den Sprecher forschend an, er konnte in dem glatten, ruhigen Gesicht des Menschen nichts lesen. Er klingelte, befahl Karbe, instruirte denselben und ließ ihn mit Siepmann nach dem verhängnißvollen Packet gehen.

Kaum hatten diese Beiden aber das Hotel verlassen, als Brühl Saul rufen ließ.

Saul kam.

„Saul, Sie sind Siepmanns Feind. Nein, nein, keine Geschichten, Sie sind's, Sie beneiden ihn. Wollen Sie seine Stellung haben?"

„Excellenz!"

„Ja oder Nein?"

„Nun, bei meiner armen Seele, ja!"

„Folgen Sie mir in's Nebenzimmer, dort will ich Ihnen zeigen, wie Sie die Stelle binnen einem Vierteljahr haben können." — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Brühl kam vom Diner des Königs zurück, im Vorzimmer warteten Karbe und Siepmann, der das Packet trug.

„Kommen Sie in mein Kabinet."

Alle Drei traten in das bekannte Zimmer, dessen Räume schon so viel Intriguen gesehen hatten. Die Lakaien nahmen dem Minister die Cuirèe ab, aus deren

Falten er zwei Pergamentrollen zog, die mit gewichtigen Siegeln behängt waren.

„Geben Sie mir das Packet, Herr von Siepmann.“

Siepmann überreichte es ihm lächelnd.

„Verlassen Sie uns, Karbe.“ —

Karbe ging.

„Herr von Siepmann, hier ist das Adelsdiplom und die Ubigauer Schenkungsacte. Ich werde Sie am nächsten Courtage Sr. Majestät vorstellen. Ich hoffe, da nun Ihre Wünsche erfüllt sind, daß Sie bis dahin über Ihren neuen Rang schweigen werden. Sie könnten durch Voreiligkeit den König sehr beleidigen, namentlich in Betreff Ubigau's, das er dem Grafen Rutofsky schenken wollte. Nach der Vorstellung soll Ihnen der Besitztitel zugefertigt werden.“

„Gewiß, o gewiß warte ich die Audienz ab,“ und zitternd vor Freude schnappten seine Hände nach den ersehnten Urkunden. Er rollte sie krampfhaft auf. Vor seinen Augen schwamm's. Da stand's, daß er adlig war, da stand's, daß das königliche Ubigau ihm gehörte. „O nun werden sie mir nicht mehr aus dem Wege gehn, werden sich um den Herrn von Siepmann drängen, wenn er auch häßlich ist!“ —

Inzwischen hatte Brühl das Packet geöffnet und warf

alle gefährlichen Documente in die flackernde Flamme des Kamins. Als er fertig war, sah er Siepmann lächelnd an.

„Nun, Herr von Siepmann, sind wir wieder Freunde?"

„Ja, Excellenz! Was ich irgend thun kann, Ihnen zu gefallen, Sie sollen mich stets bereit finden! Und damit Sie sehen, wie ich mit Argusaugen Ihr Interesse behüte, will ich Ihnen sofort etwas mittheilen, was seltsam klingen mag und doch wahr ist." —

Und sich Brühl nähernd, flüsterte er ihm leise eine Nachricht zu. — Es hatte etwas Beängstigendes, dieses Flüstern! —

Brühl stand starr, athemlos. Alles Blut strömte in siedenden Wellen zum Herzen.

„Das ist nicht wahr, Siepmann! Das darf nicht wahr sein!" schrie er, und seine Hand griff nach einem Stützpunkt.

Siepmann führte ihn in den Lehnstuhl. „Es ist wahr, Excellenz, und wenn Sie Vorsicht anwenden, sollen Sie sich bald selbst überzeugen. Gehorsamer Diener." Siepmann ging.

Brühl saß im Lehnstuhl. Starr sah er nach der gegenüberliegenden Wand, wo das Bild Antoniens hing,

ballte die Hand krampfhaft vor die Stirn und — schluchzte bitterlich.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Geld, Macht, Ehre! Alles hatte dieser Mann in Fülle, und doch saß er da inmitten des ausgesuchtesten Luxus, weinte und rang die Hände. — Unter seinen Fenstern vorbei ging vielleicht jetzt ein Bettler, schaute hinauf und dachte: Was so ein Kerl es doch gut hat!

— — — — — — — — — — — — — —

Nach langen Stunden des dumpfen Brütens stand Heinrich von Brühl auf. Er trat kalt und stolz vor den Spiegel. „Hahahaha! Sie hat Recht, wir alle sind Comödianten, es kommt nur darauf an, daß Jeder seine Rolle wohl spiele*). — Geld, ja Geld! Das ist der Schlüssel irdischen Glückes! Für Geld ist Alles käuflich im Leben!“ —

*) Brühls Leben in vertrauten Briefen. Bd. II. S. 13.

XI.

„Willst Du Dein Herz mir schenken?“

Friedemann Bach war nun bald acht Jahre an der Sophienkirche. Sebastian Bach, den man zum Unterschied von seinen Söhnen jetzt nur noch den alten Bach nannte, war schon recht greisenhaft geworden, und die alte Hanne, die ihrem „Musje Friede“ Jahr aus Jahr ein die Wirthschaft führte, hatte längst die Aequatorlinie ihres Lebens hinter sich, wo die Keuschheit noch eine Tugend ist. — Friedemann war jetzt im dritten Jahrzehnt seines Lebens und noch hatte er keine Frau. — Wie oft hatte ihm der Vater gesagt, daß er heirathen sollte, wie oft hatte er es sich selber schon vorgenommen, aber nie ausgeführt. Glaube man ja nicht, daß er unempfänglich für Frauenschönheit gewesen wäre. Oft genug hatte er sich schon verliebt, aber er gestand sich stets, daß es eben nur eine Tändelei und nicht das

tiefe, wahre Gefühl sei, welches den Besitz der Geliebten zum Herzensbedürfniß macht. Er flatterte von Blume zu Blume, ohne tiefere, als Schmetterlingsgedanken zu haben, daher galt er auch in der Dresdener beau monde für einen galanten Mann, der jedem hübschen Lärvchen was Liebes zu sagen wisse, dem es aber nie Ernst sei. Bei alledem war Friedemann grundrechtlich. Er erschöpfte sich nie in wirklichen Liebesbetheurungen oder gab sein Wort, das er dann hätte brechen müssen. Er spielte nur das galante Schäferspiel jener Zeit, das sich im schwülstigen Styl der asiatischen Banise*), dem schlüpfrigen Pays de Tendre**), in Myrthil und Daphnes, der glücklichen Insel Felsenburg, oder der Weise des Menantes und Philander von der Linde bewegte***), einer Lectüre, die halb Klaurensche Sentimentalität, halb Paul de Cokſche Schamlosigkeit athmete, welche durch selbstgefällig pedantische Schreibart verhüllt, nur noch schädlicher wirkte, weil man unter der Hülle zehnmal Pikanteres suchte, als die nackte, rohe, aber ehrliche Wahrheit bieten konnte.

---

*) Versuch einer hist. Schilderung Berlins 1798. Pauli's Verlag. IV. Bd. 2. Hälfte S. 241.

**) Galantes Sachsen v. Pölnitz. S. 60, Anmerkung.

***) Hist. Schild. Berl. IV. Bd. S. 241.

Da Friedemann sich bewußt war, nur ein galanter Mann zu sein, lebte er in dem Wahn, daß die Damenwelt nun auch keine ernsteren Ansprüche an ihn mache, als er an sie, und da ihm nicht einfiel, auch nur Eine von ihnen allen heirathen zu wollen, so meinte er, könne sich auch keine einbilden, Frau Bachin zu werden. Hierin ging Friedemann aber ungeheuer fehl, denn die Mütter waren damals eben so eifrig bemüht wie heute, ihre Töchter unter die Haube zu bringen, und die Töchter nicht um ein Haar weniger empfänglich für Schmeicheleien. Dies sollte Friedemann Bach endlich da erfahren, wo es ihm eben so schmerzhaft wie unangenehm war.

Unter den mannichfachen Bekanntschaften, die Friedemann unterhielt, war der Oberprediger Merperger eine der ausgezeichnetsten. Merperger war ein Mann, der seiner hohen Tugend wegen in allgemeinem Ansehn stand, dessen tiefes Wissen ihn zu einem höchst werthvollen Freunde Friedemanns machen mußte. Er war ein entschiedener Anhänger der Wolfischen Doktrin, und der Disputirgeist, durch den Langeschen Streit in ganz Deutschland geweckt, war auch in Dresden*),

*) Diplom. Gesch. Dresd. IV. Bd. S. 163 u. 64.

namentlich in Merpergers Hause, das Mittel, durch welches die jungen und chaotischen Ideen sich aneinander abrieben. Durch seine Stellung war Friedemann bei Merpergers heimisch geworden, uud der dort herrschende philosophische Geist, der ihm die schöne Merseburger Studienzeit wieder nahe rückte, hatte ihn an dies Haus gefesselt. Was aber den Abendgesellschaften des Predigers noch mehr Anziehungskraft verlieh, war seine Tochter Ulrike, die seit dem Tode der Mutter dem Hauswesen vorstand. Sie war ein liebliches Mädchen, schlank und klein, von nicht allzu üppigen Formen. Still, fast schüchtern Fremden gegenüber, gab sie sich, wenn sie erst ihrer natürlichen Befangenheit Meister geworden, doch in so reizender Sinnigkeit, zeigte so einfach kindliche und dabei kluge Begriffe, brachte solch' seelenvolle, tief innerliche Wärme in das Gespräch, daß sie einen unauslöschlichen Eindruck bei Jedem hinterließ, der sie länger zu kennen die Freude hatte. Dabei hatte sie eine gar nicht zu verachtende musikalische Bildung.

Dies arme Mädchen sah Friedemann, liebte ihn, und jede Galanterie, die er an die unglückliche Ulrike arglos richtete, war eine Wunde mehr für ihr krankes Herz.

Der alte Merperger sah es zu spät, und da er sein Kind innig liebte und zugleich bemerkte, wie wenig Friedemann ernstliche Neigung hatte, beschloß er, dem ganzen Verhältniß ein Ende zu machen.

Eines Tages besuchte er den jungen Bach. Er war ernst und höchst bewegt. —

„Störe ich Sie, mein junger Freund?“ —

„Nein, Hochwürden, ich stehe ganz zu Dero Befehl.“ —

„Gut denn. Lassen Sie mich also offen mit Ihnen reden, wie ein älterer mit dem jüngeren, wie ein ehrlicher Mann mit dem andern es muß. Hören Sie mich ruhig an und sehen Sie in der Veranlassung zu diesem Gespräch nur das Pflichtgefühl, welches mich zu reden treibt. — Sie sind ein Mensch, dem der liebe Gott alle Erdengaben in reichster Fülle verliehen hat. Sie stammen aus einer Familie, deren Ruhm durch die ganze Welt geht, und sind selbst ein großer Künstler, der die Gnade und Gunst unsres Regenten und aller ausgezeichneten Menschen genießt und verdient. Zu dem Allen hat Ihnen der Schöpfer ein liebenswürdiges Aeußere und einen Weltton geschenkt, durch welche Eigenschaften Sie sich überall Freunde machen müssen. Ich denke also, daß Sie Ursache haben, dem himmlischen Vater

recht dankbar zu sein. Als Ihr Patron und zeitlicher Seelsorger habe ich das Recht, Ihnen zu sagen, daß Sie verpflichtet sind, diese großen Glücksgaben nie zu mißbrauchen, daß Sie sich immer fragen müssen, ob Sie Ihren Nebenmenschen nie mit diesen Vorzügen wehe thun und dieselben nicht wünschen müssen, Gott hätte Ihnen weniger Liebenswürdigkeit und mehr Lebensernst und Seelentiefe gegeben."

Merpergers Stimme zitterte hier, indeß Friedemann sprachlos und erstaunt vor ihm stand.

„Ihr Erstaunen, lieber Bach, sowie Ihr sonstiges Benehmen zeigt mir klar genug, daß bei Ihnen nicht von bösem Willen, von einem absichtlichen und ehrlosen Spiele mit Gefühlen und Neigungen die Rede sein kann, aber, so innig lieb ich Sie habe, muß ich Sie bitten, künftig mein Haus zu meiden. Ich bitte Sie darum als Vater. Als wohlmeinender Freund aber sage ich Ihnen, seien Sie haushälterisch mit Ihrer Galanterie, damit man Sie nicht für einen schoflen Menschen hält, während Sie nur unbedacht sind, und Ihnen nicht einstens gerade da mißtraut, wo die ächte Flamme der Liebe Ihrem Munde Worte eingiebt, die Gewicht und Wahrheit haben sollen! Gott erhalte Sie, junger Freund!" —

— — — — — — — — — — — — — —

Friedemann war wie vom Blitz getroffen. —

Ulrike liebte ihn, und er in seiner chevaleresken Leichtfertigkeit war Schuld, daß sie glaubte, er empfinde gleichfalls Neigung für sie. — Inniges Mitleiden und tiefe Reue bemächtigten sich seiner, denn sein Herz war zu groß und edel, um bei fremdem Leid ungerührt zu bleiben, besonders wenn er, obschon willenlos, Ursache davon war. Er machte sich die bittersten, schwersten Vorwürfe, sah im Geiste das leidende Mädchen und beschloß zu thun, was in seinen Kräften stehe, das Uebel, welches er bereitet, gut zu machen, doch — Ulriken wahrhaft zu lieben, lag nicht in seiner Kraft. — Voll Beschämung entschloß er sich, an Merperger zu schreiben, ihm seinen Kummer, seine Reue auseinander zu setzen, und, indem er sein Benehmen bitter anklagte, ihm als seinem Seelsorger Besserung zu geloben. — Mehr konnte er nicht thun. — Leider ging aber aus seinem Schreiben für Merperger und Ulrike nur hervor, wie wenig er für das Mädchen empfand. Die Kluft blieb. —

O wenn die Jugend es verstände, mit weniger Plänen, aber mehr Reellität an die Zukunft zu denken! —

Friedemann war dieser Vorfall eine schwere, sehr schwere Lehre gewesen. Der kecke Jüngling ahnte noch

nicht, daß sich die verschmähte Ulrike an seine flüchtige Sohle heften, in seinem Leben eine ernstere Stellung einnehmen sollte, als in der gedankenlosen Schäferidylle von Cleobis und Python, daß sie die thränenvolle Echo war, die über des Narcissos Grabe seufzte. — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Jenem Zufalle war die Veränderung zuzuschreiben, welche mit Friedemann plötzlich vorging. Die weltmännische Glätte war geblieben, aber das Seelenvolle, Dithyrambische, was sonst mit einer Art Romantik seine Unterhaltung durchglühte und der treue Abglanz seines phantasiereichen Innern war, verschwand. Es hatte ihn zuerst schmerzlich ergriffen, dann aber beleidigt, daß man ihm die freie, ungezwungene Art, mit der er sein ganzes Wesen hingab, als Liebelei, als Leichtsinn, als Seelenflachheit auslegte. Sein Wesen bekam daher bei aller Glätte eine äußere Kälte und Starrheit. Er schien voll Mißtrauen erst die Seele des mit ihm Redenden geistig zu betasten, und war gewillt, von Jedem zu glauben, daß er ihn für einen Fadin halte. Wenn seine Umgebung nun, namentlich die Damenwelt, erstaunt über diese Umänderung, ihn durch Entfaltung aller Liebenswürdigkeit in seinen alten Ton bringen wollte, sah er darin nur Schlingen, die die Heirathslust der Mädchen

ihm stellte und wurde oft unartig. — Das Mißtrauen, welches sich seiner nunmehr bemächtigt hatte und ihn gesellschaftlich entschieden zu seinem Nachtheil veränderte, begleitete ihn durch sein ganzes ferneres Leben und nahm mit den Jahren nur um so mehr zu, als das Leben selbst sein Mißtrauen gerechtfertigt erscheinen ließ.

Vorerst vermied er nur das weibliche Geschlecht, von dem er jetzt keine allzuglänzende Meinung hegte, beschränkte sich meist auf männlichen Umgang, oder zog sich auf sich selbst zurück.

Alle seine Freunde bemerkten dies, doch keiner kannte den eigentlichen Grund, außer Merperger und Doles, die vor der Willenskraft Friedemanns und seinem sittlichen Stolz gerechte Bewunderuug empfanden, aber auch zu ihrem Bedauern sahen, wie er in ein Extrem verfiel, das seinem innern wie äußern Leben nur gefährlich werden konnte. Der gute Prediger hätte ihn gern auf diesen Fehler aufmerksam gemacht, aber fühlte nur zu lebhaft, wie wenig er in diesem Falle einschreiten konnte. Doles, dessen rücksichtslose Freundschaft eines Tages ohne alle Umstände diese Mission übernehmen wollte, lief bei Friedemann schief an. „Sei still, Du kennst die Frauenzimmer den Teufel! Wenn Du Alle heirathen willst, werd' ich meinetwegen für Dich die

Cour schneiden. Friedemann Bach hat aber Besseres zu thun, und wenn ich Dich lieb habe, geht Dich's gar nichts an, wem ich sonst den Rücken wende. Ich will's so!" —

Friedemann wohnte gleich hinter der Sophienkirche an der großen Brüderstraßenecke und Doles etwa drei Häuser in die Straße hinein. Merpergern sah Bach nur noch in der Kirche oder bei einem kleinen Abendzirkel von Herren, der sich allwöchentlich einmal bei ihm zusammenfand, und den der Prediger gern besuchte, weil er den geistreichen Künstler, der ihm in seinem Amte so nahe stand, nicht missen wollte. Außer ihm und Doles bestand die Gesellschaft noch aus dem Stadtsyndikus Weinlich, einem alten musikalischen Hagestolz, Homilius, der zur Zeit noch privatisirte, und Transchel, der Klavierspieler und Musiklehrer war. Letzterer war ein alter Mitschüler Friedemanns bei Sebastian gewesen. Diesen Kreis beschloß der Hofmathematikus und Commissionsrath Walz, ebenfalls ein alter Junggeselle, bei dem Friedemann seine mathematischen Studien, besonders Algebra und Physik wie Philosophie fortsetzte. Man kann sich denken, wie lehrreich und unterhaltend diese Versammlung war, in der die Wolfische Philosophie mit den lettres philosophiques und den Elements de la

philosophie de Newton von Voltaire alle Köpfe inflammirte, und die Musik mit Leibnitzens Theorie abwechselte. Wenn nun Hasse mit seiner schönen, mannweiblichen Faustine gerade nicht in der Oper zu thun hatte und vorsprechen konnte, war auch das leichte italienische Melodieengetändel als gefällige Abwechslung wohl gelitten. — Von Gesellschaften außer dem Hause hatte sich Friedemann, bis auf die nothdürftigsten, zurückgezogen, und unter diesen nahm natürlich das Hotel Brühl und die Familie des Herrn von Schemberg die erste Stelle ein. Herr von Schemberg, der bei Hofe höchst beliebt war, hatte für Friedemann eine herzliche Freundschaft gefaßt. Besonders seine Frau hatte den jungen Künstler gern, und da sie älter als er war, nahm sie sich rücksichtslos die Freiheit, ihn oft wegen seiner Arroganz und Flatterhaftigkeit, später wegen seines Starrsinnes zu schelten. Da sie nun eine höchst gebildete und geistreiche Frau war, ließ sich Friedemann gern Alles von ihr gefallen, besonders da er in ihrem Hause keine Verführung fand. Frau von Schemberg war auch das einzige Weib, dem er offen seine Angelegenheiten mittheilte. — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Im Hause des alten Bach zu Leipzig war es indessen recht still geworden. Friederike war ihrem Altnikol nach Naumburg an den eigenen Heerd gefolgt, Friedemanns Lieblingsbruder Emanuel vor einem Jahr durch den musikliebenden König Friedrich zum Hofcembalisten*) ernannt worden. Auch Graun war in Berlin**) und hatte sich ganz auf die Oper geworfen. Durch seine Rodelinde war das neue Opernhaus mit ungeheurem Pomp zum Carneval eröffnet worden.

Friedrich und Christian Bach gingen noch in die Schule, David blieb blödsinnig. Auch der alte Bach, dem das Reisen schon schwerer wurde, kam seltener nach Dresden und wurde durch den Hof weniger denn sonst dazu veranlaßt, weil man mit den Kriegsgeschichten genug zu thun hatte. — Zeit und Umstände erweiterten also die Entfernung zwischen Vater und Sohn, und manche innere Differenz, die zu Tage kam, trug dazu bei.

Friedemann, der sonst gelächelt hatte, wenn ihn der Vater zum Heirathen anspornte, fand nach den gemachten Erfahrungen, die ewigen mit der Zeit dringen=

---

*) Joh. Seb. Bachs Leben v. Forkel S. 9.

**) L. Schneiders Geschichte der Oper in Berlin.

deren Ermahnungen abgeschmackt und unangenehm. Es war Alles doch gar nicht mehr recht wie sonst! — —

Das Hotel Brühl! —

Wer heute vor diesem gewaltigen Bau mit seiner stolzen Facade steht und von der Terrasse den Wallgarten hinabsieht, dessen Perspective vom Silberspiegel der Elbe links, rechts vom Palaste begrenzt wird, über den der Frauen- und Sophienthurm herüberschaut, wird eine schwache Ahnung von dem großartigen Effekte jener ungeheuren Pracht haben, mit der dieses Quodlibet von Kunst, Luxus und Natur damals ausgestattet war, als noch Alles einem Besitzer gehörte, dem Minister Heinrich von Brühl.

Im Sommer entfaltete sich hier alle Phantasterei damaliger Gartenkunst. Die Hecken en berger, die verschnittenen Alleen, die Springbrunnen mit Marmorgruppen, die Traillagen, das herrliche Belvedere, von dem man rings die ganze Gegend sah, diese heimlichen Lauben, Bosquets und Irrgänge, gemacht zum Schäferspiel für Amor und Daphne, dort der funkelnde Himmel, der rollende Strom und die Berge und Dörfer in der Ferne, es war ein Anblick, wie wenige im Leben. Wenn nun der Winter, wie eben jetzt, seine Schneedecke auf all diese Wunderdinge warf, funkelten die Fenster

des Ministers allabendlich im zauberischen Schimmer, und wer zu den Bevorrechteten gehörte, die diese Herrlichkeiten schauen und genießen durften, wußte nicht genug zu erzählen. —

Zu diesen Glücklichen gehörte Friedemann.

Er war fast die einzige Privatperson, die Brühl aus seinen früheren Jahren mit herüber genommen hatte, und wenn die Furcht vor der Rache des Glücks daran anfänglich Schuld war, hatte Brühl doch nach und nach so reges Interesse an dem jungen Manne genommen, daß er ihn um seiner selbst willen gern und oft bei sich sah. Friedemann war außer Antonien wirklich auch der einzige Mensch, mit dem Brühl ehrlich umgehen konnte und wollte, in dessen Gesellschaft sich der Minister menschlich frei und wohl fühlte, wo er sich besser vorkam, als sonst im Leben. Und das war Brühl dann auch wirklich. In diesen traulichen Gesprächen, diesem engern Familienleben enthüllte er wahrhaft liebenswürdige Seiten, eine tiefe, solide Neigung, ein Herz, empfänglich für Einfachheit, was ihn so edel und gut erscheinen ließ, daß man ihn wenigstens in solchen Momenten alles Bösen, das ihm sonst nachgesagt wurde, für unfähig hielt. Man findet das gar oft im Leben. Männer, die sich als Beamte, Staatsdiener oder in sonstigen öffentlichen

Stellungen den schlechtesten Ruf erworben haben, sind innerhalb ihrer Familie oft die besten, liebevollsten Menschen, und gerade diejenigen meist, die im öffentlichen Leben von einer Art Allerweltsliebenswürdigkeit sind, sind im Familienleben elend, zerrissen und fremd. —

Antonie von Brühl, die Frau, um derenwillen der Graf alles Das auf sein Gewissen geladen, was ihn jetzt mit Schlangenstichen quälte, Antonie von Brühl, der ehrgeizige Dämon dieses Mannes, mußte doch nun wohl endlich am Ziel ihrer Wünsche stehn, mußte auf der höchsten Zinne des Glücks inne halten und zufrieden sein, daß nun der Moment gekommen war:

„Wo sie was Gut's in Ruhe schmausen könne.“ —

Doch nein! Dies Weib war keine der elegischen oder bequem beharrenden Seelen, die im Genusse des Erlangten schwelgen und so sich für reich und befriedigt erklären. Sie nahm mit der Hoffnung des zu Erstrebenden schon den Genuß desselben im Geist für sich vorweg, kein Wunder also, daß diese heißblütige Frau, wenn der Augenblick des Genießens da war, die Wirklichkeit stets unendlich unter der Erwartung fand. Sie war auch einer von den Charakteren, die nur leben können, wenn sie ewig an die Sehnsucht geschmiedet bleiben.

Antonie von Brühl mußte eben plötzlich von ihrer Höhe gerissen werden, mußte ein entsetzliches Unglück erfahren, wenn von ihrem menschlichen Ich in diesem tosenden Drange etwas gerettet werden sollte. Um endlich Ruhe zu finden, mußte sie stranden, damit sie wenigstens als Wrack am grünen Gestade der Hoffnung ausruhen konnte. Von ihrer Mutter, der Fürstin Collowrath, Oberhofmeisterin unter Königin Eberhardinen, streng erzogen, war sie in eine ländliche Pension bei Dresden gebracht worden, um vor dem leichtsinnigen Leben des Hofes behütet zu bleiben. Das aber grade, was ihr Schutz sein sollte, ward ihr zur Falle. Churfürst August der Starke, der es oft liebte, den romantischen Abenteurer zu spielen, traf, (ob mit, ob ohne Vitzthums Vermittelung, der die Oberhofmeisterin haßte, ist unklar,) die junge Antonie im Garten bei Tharand, und begann das Schäferspiel von Pyramus und Thisbe mit ihr, dem die leicht Erregbare nicht widerstand, und dessen Folgen sie erst einsah, als sie nicht mehr zu ändern waren. Dies erste, allzu ernst ausgefallene Debut in der Liebe erfuhr bald genug die arme Mutter, wie die Königin, und Beide waren höchst beleidigt und erzürnt, — doch was konnte man thun? —

Die arme Antonie ward auf's Innigste bemitleidet,

und Eberhardine zog sie in ihre nächste Umgebung, nachdem die Unglückliche eines Mädchens genesen war, das gleichfalls ihren Namen führen sollte. Als nun die alte Collowrath starb, nahm sie bei der Königin wie bei der Churprinzessin Josepha die Stelle ihrer Mutter und das Recht einer Vertrauten in Anspruch.

Der Ehrgeiz, der frühe schon in ihr geschlummert und gerade durch dies Unglück zu lichten Flammen emporlohte, trieb dies liebenswürdige, verführerische Geschöpf nun vorwärts zur Erlangung der Macht, und sie war Dessen, der ihr dieselbe erringen mochte.

Die eigenthümliche Art ihres Unglücks, der Umstand, daß sie eine verführte Unschuld und keine Maitresse war, erwarb ihr die Achtung, das Mitleid und die Liebe der Männerwelt, vor Allen Brühls, der, bei der ohnehin damals leichten Anschauung von weiblicher Ehre, in der Verbindung mit ihr um so weniger Scrupel fand, als die Liebe selten scrupulös ist. —

Ministerin von Brühl hatte nun Alles, was an Macht, Ehre, Reichthum, Luxus und Lebensgenuß zu erlangen war. Die ewige Hetzjagd der Intrigue, das spannende, aufregende und unterhaltende Schachspiel der Nebenbuhlerschaft war jetzt, nachdem auch die letzten Vorsichtsmaßregeln fest und dauerhaft getroffen worden,

vorüber. Nach langjähriger Fluth der Gefühle und Beschäftigungen, trat für Antonie die spiegelglatte Windstille der Langeweile ein.

Sie sah von der erreichten Höhe hinab, umher, und fragte sich, was nun in ihrem Leben folgen sollte, und sie gestand sich: „Nichts!" —, fühlte sich entsetzlich unglücklich, doch war sie klug genug, das ihrem Gemahl nicht zu zeigen. Sie suchte umher nach Dem, was ihr fehlte, ging zurück in die Vergangenheit und fand, daß sie, wenn sie auch geliebt hatte, von der Liebe doch ziemlich äußerlich und gewaltsam überrascht worden war und nie die wahre, tief innerlichste Neigung, so wie sie sich diese Leidenschaft dachte, empfunden hatte. Diese Frau, die, obwohl man's ihr nicht ansah, immerhin dreiunddreißig Jahre zählte, deren Ehe mit Brühl außerdem ziemlich gesegnet war, die eine schon siebzehnjährige Tochter neben sich hatte, diese Frau empfand wahre, echte Liebessehnsucht. — In dieser ihrer neuen Situation mag etwas Komisches liegen, aber es war doch ein sehr ernster, bittrer Kern dahinter. Sie war nach jahrelangem, rastlos unersättlichem Streben dahin gekommen, alles Erlangte für Nichts zu achten und einzusehn, daß der wahrhaft reelle Genuß des Lebens im Einfachen bestehe, wenn es nur von echter, tiefer, opferfähiger und heißerwiderter

Liebe geboten werde. Sie gerieth in Sentiments, in lyrische Träumereien, die um so verführerischer für sie waren, als sie dieselben vor dem Gatten verbergen mußte. Sie war dabei ordentlich froh, daß sie doch wieder etwas gefunden hatte, was einem Streben, einer Intrigue ähnlich sah. Es fehlte ihr nur an einem Object zu ihrer Liebe und dieses Object — war Friedemann Bach.

So sehr sich auch Friedemann den öffentlichen Gesellschaften gegenüber geändert hatte, legte er doch im Hotel Brühl die Schroffheit ab und war an Galanterie der Alte, weil er hier seines Bedünkens kaum in den Verdacht kommen konnte, Herzen erobern zu wollen, und auch für seine Pflicht hielt, aus Dankbarkeit wie Klugheit Alles zu thun, was angenehm sein konnte. Er gab seinem funkelnden Witz, seiner romantischen Schwärmerei, seinem musikalischen Genius die freiste Audienz, und merkte zu seinem großen Unglück nicht, daß er die Ministerin und sich dazu bis über die Ohren in's Sentiment hineinzog, in ein Sentiment, auf dessen Höhe eine Kluft lag, die er nur mit seinem gebrochenen Dasein füllen konnte. —

Es ist eben das alte, viel belächelte Märchen von der Potiphar. Ein Doppelmärchen, geschickt zur Posse wie zur Tragödie, es kommt eben auf den Ausgang an.

Einer läßt den Mantel, der Andere das Leben. — O Friedemann, hättest Du des Vaters mahnendes Wort befolgt, Dir wäre besser! Von den Schlingen der Gesellschaft draußen hattest Du Dich zurückgezogen, um frei zu sein und Deinem Herzen zu folgen, und liefest hier in eine zehnfach ärgere Falle, zehnfach ärger darum, weil Du arglos warst, weil Du, einmal in diesem Netze, Dich nach keiner Seite hin je wieder rehabilitiren konntest. —

Die Ministerin liebte Friedemann namenlos, glühend, wenigstens glaubte sie es, und je mehr sie sich ihm zu nähern suchte, je vorsichtiger sie dabei zu Werke gehen mußte, desto mehr reizte sie diese Liebe.

Brühl war jetzt besonders viel bei Hofe, und Antonie, wie wohl auch sehr beansprucht, hatte doch mehr Mußestunden, die sie nicht unbenutzt ließ. Es kam für sie vor Allem darauf an, Friedemann an ihr Haus zu fesseln, ihn durch öftere, regelmäßige Besuche stets in ihrer Nähe zu halten und doch jeglichen Schein zu vermeiden. — Da kam ihr ein glücklicher Gedanke! Friedemann sollte ihrer siebenzehnjährigen Tochter Antonie täglich eine Musikstunde geben. — Das Mädchen war noch so kindlich, so unbedacht, so erfahrungslos. Welch bessere Gelegenheit gab's denn, als die, mit der

Dummheit der Tochter die Pläne der Mutter zu verbergen? —

Brühl war mit den Propositionen seiner Gemahlin ganz einverstanden, die Musikstunden begannen. —

Friedemann Bach trat achtlos, keck und lächelnd an den Abgrund, der ihn von seiner Zukunft trennte, und jeder Tag, jede Stunde konnte den Augenblick bringen, der ihn hineinstieß. —

Da war's, als wenn zu rechter Zeit noch ein Engel vor ihn hinträte und ihn warnte. Da war's, wie wenn eine Stimme ihm zuflüsterte: „Steh' still, rühre Dich nicht!" —

Nach der vierten oder fünften Stunde, die er der jungen Antonie, Comtesse von Collowrath, gab, wurde nämlich Friedemann auf einmal still, verlegen, einsylbig und begann sich strenger an die Pflicht des Unterrichts zu binden. Nicht daß er in die störrisch exklusive Manier gefallen wäre, die er sonst angenommen. Nein, er war liebenswürdig wie immer, nur stiller. — — — — — — — — — — — — — — — —

Wohl war es ein sanfter, seliger Engel, der den armen Friedemann vor jähem Fall behütete, der freundliche Genius der wahren heißen ersten Liebe, die endlich

für ihn auferstanden war, mit Frühlingsdüften seine Schläfe umfächelte und mit den jungen, duftenden Rosen höchster Lebenswonne die unstät pochende Brust dieses Jünglings schmückte. Friedemann Bach liebte das Kind der Liebe, liebte Antonien von Collowrath, und ward wieder geliebt! — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Wie war das möglich gewesen? — Und unter den Argusaugen einer stets anwesenden Mutter, die selber den Geliebten der Tochter in ihr Herz geschlossen? —

Die siebenzehnjährige Antonie liebte Friedemann schon seit zwei Jahren, ja schon seitdem er in's Haus kam, hatte sich diese Liebe gestanden, in ihrem jungfräulichen Herzen groß gezogen, und als er ihr die ersten Musikstunden gab, war sie hoch erröthend vor ihn getreten, und scheu, ängstlich und schüchtern hatten sich Beide das erste mal näher berührt, waren in innigere Beziehung getreten. Und welche Beziehung kann, außer zwischen Mann und Weib, Mutter und Kind, inniger sein, als zwischen Lehrer und Schüler? Jede größere Freiheit wird durch den Zweck beschützt, jede innigere Verschmelzung durch ihn entschuldigt. —

Ein schöner, strahlender Blick, in dem sie in einer unbeobachteten Sekunde sich glühende Wechselgrüße ge-

boten, hatte über ihr beiderseitiges Schicksal entschieden, hatte sie glücklich und still gemacht. Sie wurden zurückhaltender gegen einander. — Dies mußte die Ministerin bemerken, und wäre sie vorurtheilsfrei und unbefangen gewesen, so hätte ihr der eigentliche Grund wohl kaum entgehen können. —

Daß dies dennoch geschah, lag daran, daß sie ihn selbst liebte, daß diese Liebe sie ihrer mütterlicher Beobachtungsgabe und Zurechnungsfähigkeit beraubte. In der Stille Friedemanns sah sie das unzweideutigste Zeichen der Gegenliebe, und diese Bemerkung kitzelte sie so, erfüllte sie mit solch geheimer Wollust, daß sie vor Eitelkeit und Liebe blind für jede andere mögliche Eventualität war. Wenn die Ministerin bei der Tochter gleichfalls keine Veränderung bemerkte, oder deren Zurückhaltung gegen Friedemann nur für die natürlichen Folgen seines Benehmens und ihrer Mädchenhaftigkeit hielt, war daran auch die Vorsicht der jungen Collowrath selbst Schuld.

Das andere Geschlecht ist von Natur aus mit dem ganzen Codex der Liebe zu sehr vertraut, als daß die Unschuldigste, Kindlichste, Ungelenkste nicht den erfahrensten Mann überflügeln könnte, und eine Bauerdirne bezeugt oft in diesem Stadium eine taktvolle

Grazie und sinnige Weise des Benehmens, vor der der gesittetste Mann scheu und erschrocken still stehen und sein Knie beugen muß.

Dies junge siebenzehnjährige Mädchen hatte nicht nur in dem heißen Blicke Friedemanns die süße Gewißheit seiner Liebe errathen, sie hatte auch zu ihrem Schrecken gerade seit jenem Momente in der Seele ihrer Mutter gelesen und war erbebt. Die Liebe selbst hatte die Gefahr, die Liebe hatte ihren eigenen Tod geschaut! — — — — — — — — — — — — — — —

Es war ein reizender Wintertag. — Ende März, und noch so tiefer Schnee! — es sollte weiße Ostern geben.

Die helle Morgensonne spiegelte sich in den brillantenen Zapfen, die an Dächern und Simsen der Häuser hingen. Friedemann machte Toilette, er wollte in's Hotel Brühl, um Stunde zu geben.

Friedemann war bleicher, als gewöhnlich. Er hatte die letzten Nächte schlecht geschlafen. —

„Und wenn sie mich liebt, das engelschöne Mädchen, wenn sie mich wahrhaft liebt, warum soll ich schmachten und mich verzehren, warum soll ich nie das süße „Ja“ von ihren Lippen hören? Bin ich denn so elend, so gering, daß ich meine Augen nie zu ihr im Wunsche des Besitzes erheben soll? Bei Gott, ich thu's! — Ist

nicht die Ministerin mir Gönnerin und Freundin, wie's nie eine gab? — Und wenn ich ein Gigant in meiner Kunst werde, wenn ich die Bewunderung der Welt auf meinen Scheitel häufen kann, bin ich zu schlecht, der Sohn des Grafen Brühl zu heißen, der auch nur ein armer, unbeachteter Page war, als er zu streben anfing? — Ich bin Friedemann Bach und des großen Sebastians Sohn! Ich wag's und wenn zehnmal Maman dabei sitzt! — — — — — — — — — — — — —

Doch nein! Ich könnte sie verletzen. Ich will ihr Gefühl nicht beleidigen.

Langsam, sicher und zart will ich gehen, und dann — muß ich erst etwas Größeres geschaffen haben, was mir den Ruhm des schöpferischen Künstlers sichert, was mir ein Recht zu meiner Werbung giebt!*) — — —

Und doch warten, warten! —

O, wenn ich ihr ein sichreres Zeichen geben könnte,

*) Friedemann hatte bis jetzt in Dresden nichts weiter komponirt als: 1.) Festo visitationis Mariae: „Der Herr wird mit Gerechtigkeit" — (D = dur. Orchester). 2.) Amen und Halleluja (D = moll) — 3.) Sonata p. il Cembalo (D = dur). 4) Concer. avec. Clav. obl. 2 Viol. Va. B. — 5.) Trio à 2 Hautb. e Bass. — 6.) Endlich: Sei Sonati p. il Cemb; dedie al Sign. George Ernesto Stahl, consigl. della corte di Sua Maeste il Rè di Prussia. 16 März 1745. (Wohl das Letzte aus dieser Zeit.) D. V.

als diesen stummen Blick, der einmal nur gegeben, einmal nur empfangen ward! Ha, recht! das ist ein diplomatisch Mittel und unverfänglich. Die Ministerin hat mich so oft ersucht, ihr ein Lied zu componiren, ich hab' es stets umgangen. Da, — das alte Lied: „Willst Du Dein Herz mir schenken," will ich ihr singen, und wenn ich dann Antonien von Collowrath verstohlen ansehe, wird sie mich wohl verstehn!" —

Er nahm das alte Notenblatt, schloß es in seine Musikmappe, kniff den Chapeaubas unter den Arm, rückte den Degen zierlich auf die Seite und eilte hinweg.

— — — — — — — — — — — — — —

Thor, was thust Du! O schweige, Verblendeter, schweige! die Liebe ist ein Mysterium, ein Symbol, sie verehrt man am reinsten mit Schweigen! —

Und wie das Leben eigen spielt! — Wie manchmal in entscheidenden Augenblicken alte Mahnungen gleich Aeolsharfen klingen, und man bleibt verwundert stehen, horcht auf, zuckt die Achsel und geht weiter! —

Als Friedemann die Sophienkirche vorbeiging, da, an der bekannten Ecke der Wallstraße und des Sophienplatzes, wo Merpergers Haus lag, kam eine wohlbekannte, dunkel gekleidete Gestalt bei ihm vorbei. Sie wendete sich. Es war Ulrike! Friedemann ward pur=

purroth und grüßte. Das arme Mädchen mit dem bleichen Gesicht und dem stillen, schmerzlich lächelnden Zug um die Lippen grüßte ihn wieder und schritt vorbei zum Hause des Vaters. — Friedemann stand still. Ein Krampf packte ihn bei der Brust, er mußte hoch aufathmen, daß er nicht schrie, — dann ging er vorüber. — So nahe liegen die Scheidewege! Wer nur den rechten wüßte! — — — — — — — — —

Friedemann Bach und Comtesse Antonie saßen am reich vergoldeten Clavier und spielten eine jener leichten sogenannten Morceaus, Uebungsstücke, die vierhändig von Lehrer und Schüler gespielt wurden, um Letzerem die Melodie, welche er zu spielen hatte, und die meist einfach war, angenehm zu machen und das Ohr an Harmonie zu gewöhnen. Die Ministerin saß auf einem Sessel, den sie an's Instrument geschoben hatte, so daß sie beiden jungen Leuten in's Gesicht sah. Friedemann war aus leicht begreiflicher Ursache heut bleicher, aufgeregter und verlegener als sonst, und Antonie Collowrath, die, der Gazelle gleich, welche den Jäger wittert, mit ahnungsvollem Schreck an der Bewegung in den Zügen des Geliebten, an seiner zitternden Hand, die sie im Spiel berührte, merkte, daß er heut ganz in der Verfassung sei, eine Thorheit zu begehen, beschloß, streng

über sich zu wachen und durch ihre Geistesgegenwart die Gefahr abzuwenden, die der Unbedachtsame etwa herauf beschwören sollte. Die Uebungsstunde war vorbei, der theoretische Unterricht begann. In ihm gerade konnte Friedemann durch Lehre und Beispiel den ganzen Schatz seines künstlerischen Innern entfalten, und da ihm selbst darum zu thun war, der Geliebten von der Würde und Weihe der Musik die allerhöchste Meinung beizubringen, ihr seine Kunst als die edelste Art der Dichtung darzustellen, und er so selbst im Lehren Dichter wurde, riß er heut wie nie seine Zuhörerinnen hin. — „Ja Comtesse, die Musik ist die Sprache, die Unnennbares sagt, die da lebendig wird und unser Ohr mit süßem Schmeichelton umplaudert, wo der Verstand umsonst nach Worten hascht, wo das Herz, die innerste Seele selbst, in einer Zunge redet, die wir nicht verstehn, sondern allein fühlen müssen, wenn wir des heiligen Geistes voll sein wollen. Die Musik ist die Sprache des Herzens, die Sprache der Liebe, und die Sprache Gottes, weil alle drei im höchsten Entzücken eins sind. Drum ist auch jede Melodie ein Gedanke und jeder Ton ein Wort.“ —

„Und die Harmonie, lieber Bach?“ warf die Ministerin zärtlich verstohlen hinüber. —

„Die Harmonie, Excellenz, wollte ich nun hieraus erklären. Denke man sich die schönste Melodie der Welt, die seelenvollste," und seine rechte Hand schlüpfte mit einem süß flüsternden Adagio über die Tasten, „sie wird, so lange sie allein steht, stets eintönig sein, wird trotz aller lieblichen Verschlingungen nie so verständlich, sich selbst so klar werden, ebenso wie ein Mensch, der nur allein lebt, allein fühlt, allein sehnt, nicht verstanden werden kann und elend sein muß. Tritt aber zu der einen Melodie, zu der einen Stimme, die die Melodie giebt, eine zweite, die den Gedanken wiederholt, neu beleuchtet, gewissermaßen als ein anderes Ich mit anderen Augen anlächelt, dann erst beginnt das wahre Leben des Tons, dann wird er zur eigentlichen Musik, und die einfachste Form, die des Liedes kann erstehn. Es ist bei zwei solchen Stimmen wie bei zwei Menschen, die ein Gefühl durchglüht, eine Stimmung beseelt, ein Gedanke entzündet. Zwei Menschen, die in ihrer individuellen Freiheit dieses vereinte Gefühl, den Gemeingedanken zur höchsten Vollendung bringen, sich umflattern, durchdringen, gegenseitig wiederholen und ergänzen, sich umschlingen und küssen und selig zusammenrinnen. Und je mehr Stimmen dazukommen, desto höher wird die Wonne, desto reicher der Gedanke und

die Sehnsucht dehnt sich aus zum Himmel und wird unendlich weit und allmächtig, wird Welt und Seligkeitsgedanke, der Gedanke Gottes!!" —

Flammend war der schöne Jüngling aufgestanden, hielt den schwellenden Arm der Schülerin in überschwenglicher Gluth gepreßt, hatte die andere Hand mit Begeisterung erhoben und sah die Ministerin mit verzehrendem Blicke an. Fast wäre er im Geständniß der Mutter der Geliebten zu Füßen gesunken, als die junge Collowrath hastig aufstand und ihn aus der Illusion riß. — Er ließ ihren Arm los, erröthete und bat stotternd um Entschuldigung. — Ministerin Brühl, die dem schönen Mann mit fieberischem Pulsschlag zugehört, war fast ungehalten über die scheinbare Prüderie der Tochter. Sie faßte sich aber noch rasch genug und sagte: „Wenn Sie von uns volle Verzeihung für Ihre dichterische Kühnheit finden wollen, müssen Sie uns den längst erbetenen Beweis geben, daß Sie auch mit solch großem Gefühl zu schaffen vermögen, und uns ein Lied componiren. — Ja, wollen Sie das? So ein Lied, wo zwei Stimmen sich begegnen, ein Liebeslied vielleicht, Friedemann. Und seine Hand in der ihrigen haltend sah ihn die Ministerin mit einem seltsamen Blick an.

„Jetzt ist der Augenblick oder nie!“ so tönte es in Friedemann wieder und ihr einen langen Blick zurückgebend, setzte er sich an's Klavier. Ministerin Brühl stand vor ihm. —

Antonie von Collowrath war, ängstlich und bleich, leise hinter die Mutter getreten, und hatte, im Instinkt der kommenden Katastrophe, seinen Blicken wenigstens das Verrätherische genommen, indem sie die Mutter zur Aegide machte. — Die Ministerin merkte nicht, was Antonie that, sie war in Friedemanns Anschauen verloren und lauschte des kommenden Sanges, der, wie sie meinte, auch ihr ein Liebesbote werden sollte. Friedemann griff in die Tasten. Ein kurzes Vorspiel. — Sein braunes, schwärmerisches Auge erhob sich, sah hinter dem Antlitz der Mutter das der Geliebten, — und er dankte ihr mit einem Glühroth für die Schalkheit. — Plötzlich ward er bleich, sehr bleich, er stand an der Schwelle seines Schicksals.

Es war der arme David Rizzio, der vor seiner Königin Maria in Liebessehnsucht sang und nicht ahnte, daß draußen Darnley stand, ihr Gemahl, mit Ruthven und seinen Gesellen. — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Und er begann:

„Willst Du Dein Herz mir schenken,
So fang' es heimlich an,
Daß unser Beider Denken
Niemand errathen kann.
Die Liebe muß bei Beiden
Allzeit verschwiegen sein,
Drum schließ' die größten Freuden
In Deinem Herzen ein."

„Behutsam sei und schweige,
Und traue keiner Wand;
Lieb' innerlich und zeige
Dich außen unbekannt.
Kein Argwohn mußt Du geben,
Verstellung nöthig ist,
Genug, daß Du, mein Leben,
Der Treu versichert bist."

„Begehre keine Blicke
Von meiner Liebe nicht,
Der Neid hat viele Tücke
Auf uns'ren Bund gericht't.
Du mußt die Brust verschließen,
Halt Deine Neigung ein,
Die Lust, die wir genießen,
Muß ein Geheimniß sein."

„Zu frei sein, sich ergehen,
Hat oft Gefahr gebracht,
Man muß sich wohl verstehen,
Weil ein falsch Auge wacht.

Du mußt den Spruch bedenken,
Den ich vorher gethan:
Willst Du Dein Herz mir schenken,
So fang' es heimlich an." —

Außer sich, nicht Herr seiner Sinne, sprang er auf! —

„Pardonnez, Maman, mon mouchoir!" — und Antonie eilte hinweg, ihre Bewegung zu verbergen und den Unsinnigen vor dem Schlimmsten zu behüten.

Ihr Weggehen hatte Friedemann die Besinnung wiedergegeben. Die Ministerin aber, das vergessene Tuch der Tochter segnend, trat hastig zu ihm, packte krampfhaft seine Hand und wollte dem schönen, glühenden Sänger eben das Herz in ihrer Art etwas erleichtern, als Antonie wieder eintrat und einen fragenden Blick auf Beide warf. Die Ministerin fuhr zurück und warf ihr einen wüthenden Blick zu. —

Friedemann war ernüchtert. Ja er begann auf einmal zu ahnen, an welcher Doppelklippe er stand. Er faßte sich, nahm seine Mappe, verbeugte sich und ging. — Noch einmal schien er gerettet! —

XII.

„Fang's heimlich an.“ —

Heimlich! — Heimlich und in nächtlicher Stille entsprießt die Lotos, die heilige Blume der Liebe, der Nacht, und öffnet ihren keuschen Schooß dem entzückten, sehnsuchtzitternden Mondstrahl; doch wenn das erste Frühroth leise auftaucht und der Tag mit seinen ersten Dämmern die träumende Fluth in den Schmelz des Zwielichts hüllt, sinkt die Verschämte zurück in's krystallene Haus des ewigen Ganges, der silberglänzende Geliebte droben zieht seine Strahlenpfeile ein und verrinnt im auflohenden Morgenhimmel. — —

Nicht in glühender Sehnsuchtshaft, leise geküßt will die Rose sein, leise getrunken der Becher der Liebe, denn ist er leer, — was nützen die goldenen mit Juwelen besetzten Scherben? — Die süße Hathor, die einst zu Memphis stand, das Urbild der Venus, war nicht

nur die Göttin der Liebe, sondern auch die Göttin der Nacht. Aus feuchter Nacht ward in Liebe die schöne Welt, das Urei, geschaffen, aus dem der Phthas,*) die Urweltssonne, sprang. Liebe, Nacht und Schweigen sind die Gebärerinnen des Daseins! — — — — — — — — — — — — — — — —

Schämige Nacht war's, als Romeo am Fenster die Geliebte grüßte, schämige, verschwiegene Nacht war's, als Friedemann Bach, gehüllt in den weiten Mantel, aus seinem Hause schlich. Er eilte über den knisternden Schnee und einzelne Flocken fielen nieder. — Er wollte zum Hotel Brühl. Am Montag war jene verhängnißvolle Stunde gewesen, Dienstag war er nicht in's Hotel gegangen, die große Schlittenfahrt nach Sedlitz,**) welche die Königin dem Hofe gab, nahm Alles in Anspruch, drum fiel gestern und heut die Stunde aus. Dagegen erhielt Friedemann von der verliebten Ministerin eine Einladung zum heutigen Abend, wo Brühl dem Hofe eine sogenannte Schäfer- oder Bauerwirthschaft***) gab. Der eigentliche Carneval war vorüber,

*) Champolions Briefe über Nubien und Aegypten. Vogels Versuch über die aeg. Religion.

**) Topogr. Gesch. Dresd. 1777. Seite 355.

***) Mannichfach besprochen in Brühls Leben, Galant. Sachsen und Diplom. Gesch. Dresdens.

die großen Redouten und Maskenfeste des Hofes beendigt, doch pflegte man in jenen Zeiten bis zum grünen Donnerstage hin den Carneval auszudehnen, und, da man aus Pietät nicht gerade offiziell zum Zweck des Tanzes sich vereinen wollte, so gab man luxuriöse Schaustellungen, in denen Opern mit Carroussels und Schäferfesten abwechselten und auch wohl nebenbei getanzt wurde. Heut war der Kehraus der Carnevalsfreude, man durfte nun nicht zögern, ernste Gesichter zu machen, denn dahinter stand schon der stille Charfreitag mit seiner Dornenkrone.

Friedemann, als er so langsam an der Sophienkirche vorbei ging, sah mehrere Leute, die aus Merpergers Haus gingen. „War da Gesellschaft? Die Fenster sind doch nicht beleuchtet!“ — Er kehrte um, ging zurück, an seinem Hause vorüber und von der andern Seite bei der kleinen Brüderstraße an der Kirche vorbei — er wollte Keinem begegnen.

Er überdachte seine Lage. Wohl war er sich der doppelten Gefahr bewußt, in die er hineinschritt. „Brühl ist heut im Hause! Die Ministerin ist in mich verliebt, das ist kein Zweifel. Wie soll ich ihr entgehn und doch Antonien sprechen? — wie mich Brühl's Blicken entziehen? Mein Verstand räth mir sehr ab, überhaupt hinzugehn.“ —

Wie er so zögernd bis zur Ecke des Prinzenpalais gekommen war, scheuchte ihn der Tritt zweier Menschen aus seinen Gedanken. Er fuhr auf. — Sie kamen gerade von Merperger her, dessen Haus er jetzt wiederum sehen konnte, und oben in des Mädchens Kammer brannte Licht, das einzige Licht in dem stillen Hause. — Er mußte, wenn er vorwärts ging, gerade mit den Kommenden zusammentreffen. Er blieb im Schatten des Palais stehn und lies sie vorüber. Es schien ein Doctor zu sein. Die Köchin Merpergers leuchtete ihm nach Hause.

„Heute ist der zweite Tag; das Fieber ist weggeblieben, ich denke, die gute Ulrike ist nun außer Gefahr," sagte der Arzt.

„Gott sei Dank! — Aber die Angst, die wir ausgestanden haben, Herr Doctor! Und daran ist Keiner weiter Schuld, als der schlechte Kerl, der Bach!" und keifend verlor sich der Ton mit den verhallenden Schritten. Friedemann stand unbeweglich und schaute hinauf nach dem einsamen Fenster. Es war ihm doch recht wehe!

Wenn ihn sein Vater Sebastian hätte da stehen sehen im Schnee, wie er empor starrte und der zurückgeschlagene Mantel das amaranthfarbene Schäferkleid zeigte! — „Was thust Du hier, Friedemann? Was thust Du hier, der

Sänger des Herrn in den bunten Lappen der Narrheit, und übermorgen ist doch der Tag, da der Heiland gekreuzigt ward!" — Das Alles, Alles rauschte durch seine Seele, aber das verzehrende Feuer der Liebe war stärker, und herb klang ihm der lieblose Schimpf des Dienstboten, offen preisgegeben den Ohren eines fremden Manns und dem Mißbrauch der Fama. Das zog sein Herz zu, so zu, daß das Mitleid für die Arme da drüben in ihm keinen Raum mehr fand.

Es gab ein Ding in Friedemann, das hieß Störrigkeit, wer die weckte, machte den sonst edlen, weichmüthigen Menschen zu Eis und Stein.

Er ging den Taschenberg vorbei um die alte baufällige Hof-Kirche*) und erblickte das prangende Portal Brühls, vor dem eine lange Reihe glänzender Carrossen stand.

„Ha, der Hof ist also da, Gott sei Dank! Brühl und die Ministerin können sich so weit vom Herrscherpaare nicht entfernen, daß ich nicht einen Moment un-

---

*) Sie war wegen dringender Baulichkeiten zur Zeit außer Gebrauch gesetzt, so daß der Gottesdienst für den Hof mehrere Jahre in der Sophienkirche gehalten wurde. (Diplom. Gesch. Dresdens. IV. Bd. S. 140 und 41. 143 nebst Anmerkung 1).

beachtet mit Antonien sprechen könnte. So wie ich das gethan, gehe ich wieder.“ —

Er betrat das Hotel, dessen Vorhalle mit Blumen geschmückt, mit Teppichen belegt war, gab seinen Mantel ab, präsentirte seine Einladung und ward von einem als Faun mit Bocksohren und Thyrsus geschmückten Ceremonienmeister in die zweite Halle gewiesen. Sie war ganz in eine ungeheure Laube, einen künstlichen Blüthenwald verwandelt, der magisch durch bunte Lampen erhellt war und sich nach hinten gegen den großen Hof des Hotels öffnete. Ueber diesem Ein- oder Durchgange hing eine Transparentschrift:

„Wenn meine Wirthschaft ist auch klein,
„Kommt all' ihr Schäfer nur herein,
„Der Gott, deß' Füllhorn froh uns nährt,
„Und meiner Hürde Glück beschert,
„Naht selbst mit des Olympos Schaar
„Und wird in Gnaden offenbar,
„Weil ihm der Seinen Lust gefällt,
„Die hergeströmt aus aller Welt.
„Drum labt und liebt euch, das ist Brauch
„Von Nymph' im Bach und Sylph' im Strauch.“ —

Friedemann trat unter dies zweite Portal und sah hinab in den ungeheuren Hofraum, der in der ganzen Höhe des Pallastes künstlich durch eine Ueberdachung

vor der Nachtluft geschützt war. Ein Theil des Hofes, der als Seitentrakt gelten konnte und in die Augustusstraße mündete, war durch eine Glaswand gegen dieselbe gesperrt, vor welcher sich eine Masse Volks drängte, die doch auch etwas Herrlichkeit mitgenießen wollte. Die Seiten des Hofes waren mit einer Fülle künstlichen Laubes und Blumenwerks, soweit das Auge reichte, tapezirt, aus welchem weiße Büsten auf Säulen, Obelisken und etliche Nymphengruppen hervorleuchteten. Den ganzen Raum, zu dem abwärts eine Blumentreppe führte, hatte man gedielt und mit Teppichen belegt. Hin und her standen Buden, wo Zigeuner, Aegyptier und allerlei phantastisches Volk tausend Nippes und Galanterien feil boten; auch ein Quacksalber mit seinem unvermeidlichen Hanswurst pries seine Waaren an und erregte unauslöschliches Gelächter. Gegenüber dem Haupteingange war ein Thron von Muscheln, buntem Gestein, Korallen, Laub, Blumen und ausländischen Raritäten erbaut, auf dessen oberster Stufe zwei Sessel mit schwellenden Kissen bereits August III. und Josepha aufgenommen hatten, die in phantasiereichem, halb mythologischem Kostüm den Mittelpunkt des Festes bildeten. Rings um sie im strahlenden Gedränge wogte der Hof, der die letzte Carnevalsfreude ausbeutete, in bunten Schäfer- Sylphen-

und Amorettengewändern. Die ganze Scene wurde von Tausenden bunter Ballons und Ampeln erleuchtet, die an den Seiten hingen oder in großen Guirlanden über den weiten Raum gespannt waren, während der mangelnde Duft der Blumen durch Wolken von Odeurs ersetzt ward, die umherschwebten, wogegen kleine Springbrunnen die Temperatur frisch erhielten. Aus diesem Hauptfestraume liefen zahllose grottenartig verhüllte Thüren nach den innern Gemächern des Palais, wo die Buffets, der Tanzsaal, Bosquets und Laubengänge, Orakel und tausend Dinge, die nur das phantastische Raffinement dieser Zeit ersinnen konnte, zum Genusse, zum tête à tête oder zu fröhlichem Lachen einluden. Dabei erhöhte eine unsichtbare Musik die ohnedem erregte Stimmung zu einem wahren Taumel des Vergnügens. Kurz es war ein Fest, das außer dem Könige nur ein Brühl geben konnte.

Dies Alles bemerkte Friedemann kaum flüchtig, und indem er sich in die unbeachtetste Ecke zurückzog, war er bemüht, die Ministerin mit ihrem Gemahl zu erspähen, und höchst erfreut, sie zunächst um den König und die Königin zu finden. Wenn erst der Umgang des Königs und des Hofes erfolgte, wenn gar das eigentliche Carnevalsmêlé eintrat, (was bei diesen

Schäferfesten das Hauptvergnügen war, weil dann jeder nach seinem Gout thun und lassen konnte, was ihm gefiel,) war Friedemann verloren. Ein Glück war, daß er in seiner Stellung kein Anrecht am dramatischen Theil des Festes, an den Aufzügen, Quadrillen, und allegorischen Scenen hatte.

Ebenso wenig war dies aber bei Antonien der Fall, die noch nicht bei Hofe eingeführt war, denn nur, was offiziell zu ihm gehörte, nahm an dem eigentlichen sogenannten Schäferspiele Theil. —

Friedemanns Augen glitten von einer Schönheit zur andern, er sah Antonien nicht. War sie denn gar nicht zugegen? Endlich blickte er empor nach den verschiedenen Fenstern des Palais, die durch das Laub in den prangenden Hof mit hellen Gesichtern hinab schauten. Dort an jenem dunklen Fenster stand sie, und sah ihn an, ja schien ihm zu winken. — Alles war nur mit dem eignen Vergnügen beschäftigt.

Friedemann kannte die Räume des Hotel Brühl sehr genau; trotz der Veränderungen fand er sich bald zurecht. Allem Geräusch ausweichend ging er die einsamsten Gallerien und gelangte auf Umwegen in jenen Theil des Gebäudes, wo das bewußte Fenster liegen mußte. Er kam zu einer Thür, die nur angelehnt war,

und öffnete sie leise. — Da stand, wie vorhin, die Liebliche und sah hinab. Er trat ein, das Herz schlug ihm bis an den Hals. Er hustete. Antonie fuhr zusammen und wendete sich.

„Friedemann!“ —

„Antonie!“ — und er wollte ihr mit offnen Armen entgegeneilen.

„Um Gottes Willen, Friedemann, machen Sie sich, machen Sie mich nicht elend! Sie haben uns durch Ihre Unbesonnenheit schon in so entsetzliche Gefahr gebracht! Lassen Sie sich doch erbitten! Seien Sie doch überlegter!“ —

„Antonie, nur ein Wort!“ —

„Kein Wort, Friedemann, kein Wort! Nehmen Sie den kleinen Schlüssel und verlassen Sie sofort das Hotel. Sie kennen den Gang, der von uns hinüber nach dem Wallgarten geht, dorthin gehen Sie. Im Schwibbogen ist eine kleine Thür, öffnen Sie dieselbe, und Sie sind im Gange, dort erwarte ich Sie.“ —

„O, nur ein Wort, Antonie!“ und er drückte einen Kuß auf die Hand des Mädchens. „Willst Du Dein Herz mir schenken?“ —

Da sah ihn dieses Engelsantlitz mit einer namenlosen Mischung von Liebe, Mitleid, Furcht und Beschämung an: „Fang's heimlich an, Friedemann!“ —

XIII.

Charfreitag in der Nacht.

Man mag sich noch so sehr dagegen sträuben, mag alle Beispiele und Gründe, die sich hin und her verstreut finden, mit Gewalt an's Licht ziehn; es ist einmal eine unabweisbare Thatsache, daß jene Zeit, wo der einzelne Mensch sein Glück allein im großen Ganzen, in der Natur, in der Religion, im Staate fand, jener Zustand, wo er mit vollständiger Unterordnung, Drangabe, ja Verzichtleistung seiner Persönlichkeit nur in, durch und für die Außenwelt lebte, vergangen ist. — Todt und begraben ihrem Inhalt wie ihrer Form nach ist die Kinderzeit des Menschengeschlechts, die ich, um ein einzig Wort zu finden, die Aera der Autorität nennen will, begraben von dem Drange des Subjektivismus, dem Bestreben an und für sich zu sein, und so glücklich zu sein. Die Menschheit hat das Kleid der Unschuld

ausgezogen, ist von dieser großen, gewaltigen Mutter, die über ihr und außer ihr thronte, abgefallen, hat vom Baume der Erkenntniß gegessen und erwachte zum Gefühl der Individualität. Das ist ihr Jünglingsalter. Was von der alten Welt des Selbstverzichts, der Aufopferung, noch etwa übrig, ist nur ein Hauch, eine Ahnung, ist die schwache Idee von der Idee ihres Ideals. Sie ist scheinbar vollständig untergegangen, und weil das lebende Geschlecht sich dessen immer bewußter wird, meinen auch Viele, sie könne nimmer wieder erstehen. — Sie ist wohl gestorben, und zwar den tragischen Tod der Selbstvernichtung. Was von ihr noch träumerisch umherirrt auf Erden, sind die bunten Fetzen ihres Daseins, in die der Subjectivismus gleißend sich kleidet. Aber sie selbst in ihrem Riesengrabe schläft nur, es geht ein Reinigungsprozeß mit ihr vor, aus dem sie geläutert auferstehen wird und muß, denn sie ist ewig, weil sie Uridee ist. Wie Barbarossa im Kiffhäuser muß sie warten, bis die Raben schreien. Sie muß harren lange, öde Tage des Grams, bis der Subjectivismus auch den letzten gestohlenen Fetzen ihres Herrschermantels nicht des Tragens mehr werth hält, in nackter Keckheit einhertritt, aus der Welt nur ein Credit und Debet gemacht hat, und die Menschen

bei ihm nur eine Zahlenreihe, der Schweiß der Arbeit ein zinstragend Papier geworden. — Dann, wenn er wird sitzen der blinde Faust auf dem Söller, neben sich den alten verfluchten Buchhalter, die Zahlenlogik, die dreibeinige Gedankenprogression, den Mephisto, und wird's scharren und graben hören unter sich von Millionen ächzender Arbeiter, wenn er wird träumen, er raube dem Meer den Boden, dem Himmel die Luft und die Sterne, der Sonne den Glanz, und Alles sei sein, sein, —

Wenn erst der Tag gekommen ist: „Da er sich selbst gefallen mag,
„Und er zum Augenblicke saget: verweile doch, Du bist so schön;" —

Dann werden die vier Schattenschwestern kommen und klopfen mit eisernen Fingern:

„Ich heiße der Mangel."
„Ich heiße die Schuld."
„Ich heiße die Sorge."
„Ich heiße die Noth."

Da, hinterdrein kommt — der Tod! der Tod! —

Der hebt ihn mit eisernem Griff empor vom goldenen Stuhle, wirft ihn in sausendem Schwunge hinab unter die Lemuren in sein Grab, haha, in das enge Land, das er dem Meere abgezwungen, und das Paradies

kommt wieder, das alte, und ist jung, ist dasselbe und doch anders, ist Herrscher und dient doch, ist Mutter der Selbstsucht und doch ihr Kind, ist von ihr erschlagen und doch wieder durch sie auferweckt.

Dann aber — —!! — Das sind Fernen, in die das prophetische Auge nicht mehr dringt, wo es sich schließen muß, denn der Aberwitz klopft an die Hirnschale.

Jene Zeit der antiken Welt und dann des ersten Christenthums, wo mit der aufgehenden Sonne unser Geschlecht sich erhob und zuerst dem ungeheuren Urwesen über Raum und Zeit ihr Danklied sang, wo jede Form des menschlichen, staatlichen, gesellschaftlichen Daseins, jede Thätigkeit, jedes Gefühl, jede Leidenschaft, Essen, Trinken, Arbeiten, Schlaf, Wachen, Ehe, Liebe, Geburt, Tod, Krieg, Friede, Königthum, Republik, Freiheit und Sclaverei, kurz Alles nur ein Cultus, eine Form der Gottesverehrung war, diese Zeit liegt so weit hinter uns, daß wir sie nicht mehr verstehen.

Warum erschüttert uns die Antigone, der Oedipus nicht mehr? Weil uns das Verständniß der Uridee jener versunknen Tage abhanden gekommen, weil wir kein Gefühl, die frommen Kinderaugen nicht mehr haben, mit denen man jene Werke betrachten muß, weil uns

die ehernen Schauer abgehen, die das alte Publikum überrieselten, wenn Oedipus begann:

„O meine Kinder, ihr des alten Kadmäerstamms" — und das thränenschwere, hoch klopfende Herz fehlt, mit dem das alte Auditorium die Arena verließ, wenn in Antigone nach dem Fall von Creons Haus der Chor schloß:

— — — — „„Nie frevle darum
„An der Götter Gesetz! der Vermessene büßt
„Das vermessene Wort mit schwerem Gewicht,
„Das den Trotzigen lehrt,
„Noch weise zu werden im Alter!"" — —

Wird man es glauben, daß das Drama damals die Menschen besser machte, daß der Hausvater, die Hausmutter nie frommer war, nie inniger ihre Hände erhob und betete:

„Sieh herab, Allvater Zeus,
und auch du, allwaltende Schicksalsherrin," als nach dem Schauspiele?! — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Es soll ja nicht gesagt sein, daß nicht Viele unter uns noch von jener tiefen, anspruchslosen, ächten Frömmigkeit wären, daß nicht manche Schaar stiller Genossen as alte Paradies in engem Kreise behütete, aber im

Großen und Ganzen nicht mehr. Wenn wir heute fromm sind, sind wir's subjectiv, nur der allerhöchst gebildete und erfahrungsbewußte Mensch ist theilweise noch objectiv fromm.

Doch nein, nein! In Einem machen wir Alle, wie wir sind, eine Ausnahme von unserer eigenen Zeit, ein Moment tritt ein, wo wir mit all den alten, heiligen Schauern auf ein paar Stunden zurück fallen in die Arme unserer alten Mutter, weinend in seligem Weh uns an sie klammern, in langen, durstigen Zügen aus ihren Brüsten trinken, mit neugierig staunenden Kinderaugen in ihr runzlichtes und doch gar so liebes Gesicht sehen und uns wohl fühlen, glücklich, frei und groß in der Kindschaft dieser Minute. Wissen wir doch, daß der nächste Tag das erbärmliche Zahlendasein wiederbringt!

Dieser kurzen Stunden, wo die Vergangenheit über uns Herr wird, giebt es zwei im Jahre, ein Fest der Freude, eins der Thränen. Weihnachten und Charfreitag. Das ist der Rest des alten Paradieses, der Rest, der uns begleiten wird durch's Jetzt zur Zukunft, die Pforte, durch die die alte Mutter der Welt, jung und neu geworden, wieder eintreten wird in's Herz der Menschheit! — — — — — — — — — — —

Charfreitag ist's. Der öde, trübe Himmel spannt sein Leichentuch über die stille Welt, und schwarze Wolken, wie verlorene Posten, sind hin und her zusammengeballt, in sich gekauert, wie Klageweiber, als Wächter der Trübsal. —

Der Abend hat sich herabgesenkt auf das große Dresden, und die langen finstern Häuserreihen begraben die Straßen in dämmernde Schatten. Hier und da entglimmt eine trübe Laterne und wirft ihren ungewissen Schein auf die Scheitel der Vorübergehenden, der Mond aber, fahl und gläsern, der mühsam durch die Wolken sich gerungen, schwankt um den alten Thurm der Sophienkirche. Es ist so öde und unheimlich leer, so kahl und kalt auf den Straßen. Der rauhe Wind fegt eisig um die dürren Baumkronen, die noch keine Knospe schmückt. Ist's doch, als wenn die ganze Natur trauere und der Frühling sich erst ausweinen müsse, ehe er sich in's Grün der Hoffnung schüchtern hüllt. Eine unsichtbare Hand hat sich auf die Herzen der Menschen gelegt und preßt sie zusammen, Andacht ruht auf den stillen Häusern, und langsam mit zitternder Stimme liest das alte Mütterchen die große Tragödie des Herrn, des ewigen Liebesboten, der sein volles Herz der Menschheit gab und, an der Tücke der Zeit

zerscheiternd, still lächelnd starb: „Sie wissen nicht, was sie thun!"

Das ist der Tag, wo die Herzen schreien und weinen, nicht aus eignem Weh, sondern im Andenken um ihn, in der Erinnerung, daß der Held der Befreiung erschlagen ward und die Menschheit noch sitzet am Bach unter den Weiden und klagt, wie die Juden in der Gefangenschaft zu Babel, gefesselt von eigener Verblendung! —

Im Cantorhause der Sophienkirche zu Dresden, oben im einsam entlegenen Stübchen, außer der alten Hanne allein, geht Friedemann nachdenklich still auf und ab.

Wohl bewegt sein Herz die selige Liebeslust erst kürzlich verrauschter Wonnestunden, wo er Antonie in seinen Armen hielt und den ersten Liebesschwur im Kusse besiegelt, aber auch der Kummer, die marternde Qual, ob er und wie er das Glück für ewig an sich fesseln möge, das ihm das gütige Geschick geboten. Die Tochter eines allmächtigen Ministers! — „Oho und ich bin Sebastian Bach's Sohn! Wenn Brühl längst nicht mehr gekannt ist in der Welt, wird man vor Bachs Marmorstatue noch das Knie beugen in Gedanken. — Nein, nicht allein vor ihm! Hat mein großer

Vater nicht selbst gesagt, daß ich ihn überstrahlen werde? — Auf, Friedemann, du sollst, du mußt, du wirst! Schaff' etwas, das dich deines Vaters werth macht, ein Werk, dem sie sich alle begeistert zuwenden, und das den stolzen Brühl zur Achtung zwingt. Wer nicht ringt, darf nichts haben!"

Er steht gedankenvoll am Fenster, tiefe Grabesruhe liegt um ihn her, Schauer der Nacht flattern um seine Glieder. Der Wind, der durch das offene Fenster schweift, fächelt die Flamme des dämmernden Lichtes und blättert mit geisterhaftem Finger in der aufgeschlagenen Bibel.

„Ja, das ist's, das ist's. Graun hat in Merseburg schon immer davon geträumt! Er hätte es ausgeführt, aber er hatte keinen Text. Ich kenne seinen Plan zum Oratorium, er ist schön, erhaben, aber das will ich nicht, etwas Anderes, Gewaltigeres muß es sein, was den Gedanken tiefer faßt. Ich will mir selbst den Text schreiben. Ich exponire gleich! — Ha, ich habs!" Er faßt begeistert die Bibel, deren Blätter plötzlich geheimnißvoll ruhig liegen. „Da, da stehts! Die Stelle hat mir der liebe Gott selber aufgeschlagen! Mit seinem Rathe sei's begonnen!" Er zündet noch ein Licht an und stellt es hin, legt die Bibel zwischen beide Kerzen, daß es aussieht wie ein Altar.

Komponieren

— Ein Geräusch! — „Ach, es ist schon spät," murmelt er, „die alte Hanne kriecht gewiß auf die Dachkammer in die Federn." — Er setzt sich an die Arbeit. Nicht wild bachantisch erregt, in fieberhafter Ueberschnappung Noten und Gedanken hinwerfend, sondern ruhig, ernst, andachtsvoll. Auf seinem schönen jugendfrischen Antlitz, welches das volle, losgebundene Haar in schwarzen Locken umflattert, glänzt die strahlende Majestät der sich gebärenden Idee, die in prophetischer Gluth und Klarheit aus dem Gedankenmeere seines Hirns emportauchte und sich mit der Siegsgewißheit auf dieser breiten, kühnen Stirne, ihrem Throne, niederließ. — Beuget euch, ihr Menschen, vor dem Künstler, dem Propheten des Herrn, wenn er erfüllt ist mit hoher Offenbarung. Wehe leiser, spitzer Nachtwind, denn Friedemann schreibt den Entwurf des Oratoriums: „der Tod des Erlösers." — Indeß die Feder auf dem Papier hinschweift, dehnt sich seine Phantasie weithin über die Erde, zurück in die Tage der Vergangenheit, die ihn mit Sonnenklarheit umrauschen. Und er versinkt ins Schauen. — — —

„Er sieht den Heiland stehn vor der palmenumrauschten Hütte, der im Scheidegruß die Hand Mariens an sein Herz gepreßt. Sein blaues Auge

schimmert feucht, seine zitternde Lippe sagt der Armen Lebewohl. —

Gebrochen, thränenleer, ein bleiches Marmorbild, ein Idol der Erdenentsagung steht das Mädchen, deß hohen Liebesreiz nur Liebe schildern kann, und schwere Seufzer ringen sich von ihrem Busen los, Kinder der Liebe und Schmerzen, die der Morgenwind aufhebt zum Throne des ewigen Vaters. Die Schwester Martha und Lazarus, der wiedererstandene Bruder, sind bei ihr, und Thränen des Mitleids fallen ihnen verstohlen auf's Gewand. Des Menschen Sohn soll alle Menschenschmerzen tragen, soll alle Erdenbitternisse schmecken, so will's sein Vater, und auch des Erdenleides tiefstes, das Weh der Liebe, den Kelch der Entbehrung. Er soll verkünden das neue Reich der Liebe und Brüderschaft im Himmel und auf Erden, von seinem Worte soll auferstehen der Sclave und Bedrängte und sich schmücken mit dem Blüthenzweige der Freiheit. Vor ihm sollen fallen die unsaubern Tempel mit ihrem prangenden Gold, ihrem wüsten Götterdienste, ihren blutigen Opfern, ihrem verfluchten Gedankenhandel. Was hat er zu schaffen mit irdischer Liebe? — Und doch ist er ein Mensch, doch liebt er das blasse Weib, und wenn schon das Volk jauchzend schreit „Hosianna!" wenn die Pharisäer, die

politischen Theologen jener Zeit, murmeln: „Ha, das ist der Maschiach, das ist der Juden König, der uns löset vom Römerjoch,“ durch Palmenwedel und Blumen, trotz Freudensängen und Volksstimmen sieht er das einsame Galgenholz dadroben, weiß, daß sie alle, die Hoffenden, sich gegen ihn wenden werden in der Stunde der Gefahr, denn er bringt ihnen nicht, was sie wollen, er bringt ihnen Wahrheit. Aber die Wahrheit muß untergehen, wenn sie phönixgleich sich neu erheben will. Sein leuchtend Prophetenauge sieht, wie die Völker der Zukunft in seinem Namen wallen, wie in sein Blut gekleidet die ewige Wahrheit, das Reich der Liebe, durch die Erde schreitet.“

„Ein Liebesblick, ein Blick der stummen Bitte zum Vater, und er eilt hinweg, besteigt die Eselin und ziehet ein in Jerusalem — in den Tod. Des Volkes gährende Menge, der Leviten eifernder Chor wälzet sich vor ihm, um ihn, hinter ihm her, wächst zum riesigen Strome, der sich drohend aufstaut gegen die Römerburg der Antonia, an den Höhen von Zion brandet, und wie ein Wetter sich endlich lagert um Salamonis stolzen Bau. Die römische Soldateska hält sich zagend still und erwartet das Feldgeschrei der Empörer, die Leviten, die Sadducäer stacheln die Menge und die Siccarier halten die Waffen unter'm Gewande. Der Herr besteigt des Tempels

Stufen und tritt mit den Jüngern hinein, wo aus goldenen Schalen Weihrauch strömt, wo das blutende Opfer verbrennt auf dem Altar und im Vorhof die Priester verhandeln das Opferfleisch. Der Wechsler zählt sein wucherisch Gold, Kauf und Verkauf, List und Trug, Thränen, Fluch, Gemeinheit und Gebet, — Alles, Alles zieht empor in wilden Wirbeln des Opferrauchs.

Da ist die Stunde kommen! Mit den Sandalenriemen peitschet der Herr in die Massen, der Mammon rollt klirrend zur Erde und kollert in's Opferblut, es brechen die Tische und Schragen, und mit übermenschlicher Hand reißet der Messias den Opferaltar nieder und den Götzenprunk, heulend fliehen die Priester und das Volk steht starr und bleich. „Mein Haus ist ein Bethaus, ihr aber habt es zur Mördergrube gemacht!!" — — Er sinkt betend auf die Kniee, geht von dannen, und das Volk weicht scheu von ihm, denn sie haben ihn nicht verstanden. — Das war der Tag, wo prasselnd die alte Welt zusammenbrach und die neue Zeit, das Christenthum, emporstieg aus den reinern Opferstätten. Die Zeit der Befreiung, der Bruderliebe, die Hoffnung des Jenseits im Schooße des ewigen Vaters, nun war sie da! — und das Volk stand stier und

schlich schüchtern weg. — Vor die Stadt hinaus schreitet der Herr, und sein Herz ist schwer, sein Auge weint, er verzagt an seinem eigenen Werke, denn er zaget als ein Mensch. Im Garten zu Gethsemane wirft er sich weinend nieder und vertraut seinem Vater sein tiefes Leid, und die Jünger schlafen im Grunde. „Vater, ist's möglich, daß dieser Kelch an mir vorübergehe?" — —

Aus den seligen Höhen der Freude thaut's hernieder wie Engelsang, Gottes Seraph bringet ihm den Labetrunk, zeigt ihm in der Ferne das große Reich, das sich aus alter, wüster Zeit erbaut, die Himmel öffnen sich und der Ewige streckt ihm seine Arme entgegen. Die Verheißung der Liebe, die in Milliarden Bronnen durch Welten und Himmel dringt, deckt ihn mit seligem Kusse zu, läßt ihn Erdentäuschung, Erdenlust und Erdentod vergessen. Und wie er begeistert und gestärkt da liegt in brünstiger Danksagung, allein im Dunkel der Nacht, da — da, — da schleicht's heran, und ein rieselnder Frost schlüpft ihm mit Krötengebein über den Leib, und kommt näher, —der Judas mit den Levitengesellen, — mit den rohen Knechten der Macht! — Noch ein Athemzug! — Ah! oh! — — — Ein Ringkampf beginnt, wie

von höllischen Dämonen! Ein Schrei, ein dumpfes Gebrüll! Lichter, Bibel, Dintenfaß, die begonnene Arbeit, alles stürzt zur Erde! —

In diesem Dunkel, Charfreitags in der Nacht, vollzieht sich ein namenloser Gräuel, ein Diebeswerk ohne Gleichen. —

Es wird stiller. — Schwere Fußtritte von drei oder vier Männern, die einen Gegenstand fortschaffen. — Man entfernt sich — die Treppe hinab — auf die dunkle Straße. — Da steht ein Wagen. Vier Männer heben einen fünften, ob lebend oder todt, wer weiß es, hinein. — Der Schlag klappt zu, — ein kurzes Rädergerassel, — das alte Cantorhaus steht öde, seine Thür gähnt in die Nacht, wie der offene Mund eines Gestorbenen im Todeskrampfe. — Die alte Hanne verkriecht sich tief unter das Deckbett und erwartet klappernd vor Grauen den Tag. —

Bleich taucht aus trüben Nebeln der grämliche Morgen. — Stiller Sonnabend. — Die alte Hanne schleicht wie ein Gespenst hinab in des Herrn Stube. — Da liegt im Chaos der Zerstörung die Bibel, beschüttet mit schwarzer Fluth, ein paar beschriebene

Blätter verstreut in den Winkeln. — Alles zertrümmert und öde. — Friedemann Bach ist verschwunden. — Das alte Weib stürzt schreiend auf die Straße. „Mein Herr ist fort, Friedemann Bach ist weg, sie haben ihn todt gemacht, Hülfe, Hülfe!" Die Arme bricht zusammen. — Die Nachbarn füllen klagend das Haus. — Doles und Merperger kommen, nehmen entsetzt die beschriebenen Blätter und eilen auf die Polizei. — Man wartet bis zum Abend — er kommt nicht. — Alles Forschen ist vergebens, Friedemann Bach ist verschwunden! — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

XIV.

Weiße Ostern.

Stiller Sonnabend! — Sei's, daß der Ernst des Charfreitags, die tragische Stille, die der Erinnerung an den Leidenstod des Messias geweiht war, daran Theil hatte, Sebastian Bach in Leipzig war am Abend mit schwerem Herzen zu Bette gegangen. Eine tiefe Traurigkeit, ein Etwas wie Ahnung, ein beklemmend ängstliches Gefühl, das er, bei dieser krampfhaften Stärke, kaum dem Gefühl des Tages anrechnen konnte, hatte ihn getrieben, im Schlafe Ruhe zu suchen, um so über diese Stunden hinwegzukommen. In der Nacht aber war er plötzlich aus unruhigem Schlummer empor gefahren, ein jäher Schrei hatte ihn geweckt. Er war aufgestanden und hatte Licht gemacht. Alles schlief um ihn her.

Er horchte auf den Flur, hielt das Ohr an die Fensterlade, — Alles still. — Nur der David schien unruhig zu liegen, er schnaufte so. — Der alte Bastian trat an das Bett des Kleinen. Es schlug eben Ein Uhr. „Friedemann, Friedemann! Ja, da bist du ja! Hihu, wir sind beisammen!" — Es lag etwas Entsetzliches in diesem spitzen, kindischen Flüsterton. Plötzlich halb aufgerichtet mit offenen Augen sah der arme Knabe stier nach jener Ecke und nickte, dann fiel er schlaff um und schlief weiter. Sebastian Bachs graues Haar sträubte sich empor, er zitterte wie Espenlaub. — „Dem Friedeman ist in Dresden was passirt," murmelte er, zog sich nothdürftig an, fuhr in seinen alten Schlafrock und griff nach der Bibel.

„Rufe mich an in der Noth und ich will dich erretten und du sollst mich preisen."

Er nahm die Feder, die dort bei dem Schulzeug der Kinder lag, und indem ihm die Thränen in die Augen traten, begann er jene herrliche Motette in Noten zu setzen: „Fürchte dich nicht, ich bin bei dir! —"

Mit gepreßtem Herzen rief er zu seinem Gott, und der half ihm. —

Die Arbeit machte ihn ruhiger. Er sprach noch ein Gebet, und als es vier Uhr schlug, legte er sich wieder.

Den andern Morgen bestellte er eine Postkutsche.

„Ich muß nach Dresden, den Friedemann einmal sehen und Orgel spielen hören, ich hab' gar so große Sehnsucht nach ihm.“ — — — — — — — —

Weiße Ostern. Herrlich war die Sonne empor gestiegen und beleuchtete mit hellem Glanze den Schnee, der noch nicht weichen wollte. Die Leute in Dresden putzten sich zur Kirche, zum Fest der Auferstehung. — — Minister Brühl saß in seinem Cabinet; ein feiner, schlanker, bläßlicher Herr, etwas jüdisch, aber voll Tournure, stand vor ihm. Das schwarze, advokatenartige Kleid, die weißen Spitzen und Krausen, der ganze Mensch war wie geleckt. Es war Saul.

„Erzählen Sie mir also die ganze Affaire genau!“ sagte Brühl und lächelte kalt.

„Ihro Excellenz Befehl zu Folge hatte ich meinen Wagen am pirnaischen Schlage postirt. Meine Instruction in der Tasche, begab ich mich zur bestimmten Zeit nach der großen Brüderstraße und strich an besagter Kutsche vorbei. — Sie waren noch oben. — Ich trat hinter die Kirche und wartete. Siepmann und drei Andere brachten ihn, und stiegen ein. Als die Pferde anzogen, ging ich rasch durch die Schlossergasse über den Altmarkt die große Frohngasse entlang, und aus der

großen Schießgasse auf den Pirnaschen Platz. Richtig, kaum war ich da, so kam der Wagen in vollem Gerassel die Pirnasche Gasse herunter und an mir vorbei. Ich ging langsam nach und fand meinen Lohnkutscher am Schlage. Ich frug ihn, ob der Wagen vorbeigekommen sei. „Der ist schon weit voraus," sagte er. Ich stieg ein und wir fuhren langsam hinterher. Höchstens eine Viertelstunde konnten sie gewonnen haben. — Wir kamen an. Ich ward auf meine Ordre eingelassen und kam zum Commandanten. — Siepmann und die Andern waren richtig bei ihm, sie schienen ihr Geschäft abgethan zu haben. Siepmann fuhr auf: „Teufel, was wollen Sie hier?" rief er mich an. „Ich habe auch Geschäfte," sagte ich und gab Ew. Excellenz Brief an den Commandanten. Er erbrach ihn, sah mich an und klingelte. „Führen Sie diese vier Deliequenten hier nach Nummero zwölf, morgen werden sie eingekleidet und in die Bausection gesteckt." — Siepmann sprang wie ein Besessener empor, doch die Stockknechte warfen sich auf ihn und seine Begleiter, und eine Secunde später war die Gesellschaft im Käfig!" —

„Gut, Saul, ich bin mit Ihnen zufrieden. Sie haben Siepmanns Stelle. Sehen Sie zu, daß nicht

Ihr Hintermann einst auch in Ihre Lücke tritt. Meine Justiz ist kurz.“ — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Die Frau Ministerin saß am Putztisch, als ihr Gemahl sich melden ließ. — Sie war höchst unruhig, weil sie Friedemann drei Tage nicht gesehn, und schmollte zugleich ernstlich, daß er sich ihr bei'm Hoffeste entzogen hatte. —

Graf Brühl trat ein und drückte mit unnachahmlicher Grazie ihre Hand an die Lippen.

„Ach, Sie bringen mir den Ostergruß, lieber Heinrich!“ und sie hielt die Hand des Gemahls fest und sah ihn herausfordernd an.

„Gewiß, theure Antonie. Sie haben mich aus langem Schlaf befreit, und ich bin auferstanden. Und damit Sie's wissen, daß ich es bin, grüße ich Sie heut!“ —

„Das klingt entsetzlich sibyllinisch, Lieber, Sie müssen das meinem armen Verstande schon faßlicher machen.“ —

„Wenn Sie mir versprechen wollen, Ihre Morgentoilette dabei nicht im Stich zu lassen, so will ich Ihnen von meiner Auferstehung plaudern.“ —

Sie nickte lächelnd, er klingelte; die französische Kammerfrau trat ein und begann die Ministerin zu frisiren, indem sie ihr die Papilloten auswickelte.

„Da die ganze Plauderei, liebe Antonie, unsere kleinen schalkhaften Privatangelegenheiten anbetrifft, so wollen wir deutsch conversiren, damit diese französische Haarkünstlerin nicht in gar zu große Versuchung kommt.“

„Ei, das wird also sehr interessant sein?“ —

„Sehr, meine Gemahlin! Wenn ich heute meine Auferstehung feiere, muß ich geschlafen, geträumt haben, und wenn ich träume, kann ich's nur von Ihnen, und das ist doch gewiß sehr interessant.“ —

„Aber damit das Interessante ewig bliebe, müßte ich ja wünschen, Sie wären gar nicht auferstanden, Heinrich, sondern schliefen und träumten noch. Befinden Sie sich denn in Ihrer Auferstehungssituation besser? Das wäre eben kein Compliment für mich.“ —

„O doch, doch, Theuerste. Ich fühle mich jetzt unendlich freier und wohler, als sonst, und das verdanke ich Ihnen. Ich lebe nun das Leben der Wirklichkeit, der Illusionslosigkeit. Alles, was ich besitze, habe ich dadurch fester, genieße es mehr, und daß ich das nun kann, weil ich erwachte, verdanke ich Ihnen, theuerste Antonie!“ und fast inbrünstig drückte er ihren blendenden Arm.

Die Ministerin überkam ein Frösteln.

„Und wie meinen Sie das, ich verstehe Sie wirklich nicht?“ — und die schöne Frau wurde bänglich verlegen. —

„Ich werde mich deutlicher machen. Es ist wohl schon lange her, liebe Antonie, daß ich ein sehr unbedeutendes Individuum, ein Nichts von einem Menschen war. Ich erinnere mich dessen noch ganz gut, um so besser, meine Daphne, als dieses Nichts von einem Menschen damals einen ehrenvollen Namen, ein fröhliches Herz und ein leichtes Gewissen hatte. O lassen Sie nur das Mädchen weiter frisiren, sie stört mich gar nicht. — Wie gesagt, ich erinnere mich noch lebhaft jener Zeit. Da sah ich eine Wunderblume, die stolzeste, süßeste in des Königs Garten, obgleich sie schon etwas fleur deflorée war. Ich warb um sie in verblendeter Liebe, preßte sie an mein Herz und entschlief. Sie hatte mich in einen Traum gezaubert, wo sie mir ihren Besitz verhieß, wenn ich ihr meine Seele gäbe. Ich gab sie ihr. Schlafwandelnd ging ich, von der Blume geführt, die Wege der Ehrlosigkeit, die aber zum Ruhme führten. Je höher ich stieg, je liebender mir die Blume erglühte, je schwerer ward mein Weg durch die Last meines Gewissens. Restez donc, restez donc! Faites vos services! Da erwachte ich plötzlich zur guten Stunde, mein Cloe, und fand, daß

jemand Anderer eben dabei war, sich die Blume an's Herz zu legen und die Knospe dazu. — Wissen Sie, was ich that? Ich nahm meine verrathene Seele zurück, nahm die Blume, die ich eben zu verlieren im Begriff war, und steckte sie fein zierlich wieder in's Knopfloch, weil sie mir gar so gut kleidet, und den armen, süßen Cymbelspieler, der „es gar so heimlich anfängt, wann er sein Herz verschenken will," der sitzt seit Charfreitag Nacht auf dem Königstein in der Züchtlingsjacke, meine Phyllis! Das ist die Geschichte von meinem Auferstehungsmorgen. In drei Tagen reist meine liebe Pflegetochter, die sich „auch sein Herz schenken ließ," zu einem Freunde auf's Land, wo sie so lange bleiben wird, bis sie die Schäferpoesie vergessen und einen Mann von trockener, solider Prosa geheirathet hat. Wir aber bleiben wie immer gute Freunde." — Er ergriff der Ministerin Hand, die aufgesprungen war und bleich, keuchenden Athems zuhörte, und wollte sie mit satanisch lächelndem Gleichmuth an sein Herz drücken.

Mit einer verzweifelten Bewegung riß sie sich von ihm los.

„Elender Bösewicht, sei verdammt dafür!" und sie wollte ihm in's Gesicht schlagen, um ihn vor der Dienerin zu entehren. Er fing ihre Hand ab, und preßte sie, daß sie blau wurde.

„Wir sind alle Komödianten, es kommt nur darauf an, daß Jeder seine Rolle wohl spiele.“ — Er ging.

Mit einem furchtbaren Schrei brach die Ministerin zusammen. Heftige Krämpfe, wahnsinnige Tobsucht rüttelte diesen schönen, entstellten Leib.

Die Diener eilten zusammen. Der Arzt kam:

„Excellenz haben ein Nervenfieber.“ —

Kein Mensch im Hotel wagte ein Wort zu sprechen, denn der Minister hatte gesagt: „Wer den Namen Bach je über den Mund bringt, den setz' ich auf's Zuchthaus!“ —

Drei Tage nachher reiste unter Escorte eines erprobten Kammerdieners die arme Antonie, bleich, verweint, ohne Jemanden sehen zu dürfen, ab. Wohin, wußte Niemand. — Sie ging unter fremde Menschen, fremd und heimathlos. Ihr Herz hatte nichts mehr. — Dresden sank hinter ihr zurück in Nebel, sie wendete sich nicht um. Nur da drüben den dunklen Bergkegel grüßte sie mit einem Todesseufzer, — den Königsstein! — — — — — — — — — — —

An selbigem Ostermorgen, als Saul vor Brühl stand und die Glocken der Sophienkirche klangen, fuhr durch das Leipziger Thor eine Kutsche in Dresden ein.

Der Alte drinnen ist Sebastian Bach; er kommt zu seinem Friedemann. — —

Es war die höchste Zeit, wenn er das Präludium noch hören wollte, denn die Leute strömten schon in die Kirche.

In einer Ausspannung in der Fleischergasse (Gasthöfe in unserem Sinne kannte man damals nur wenig,) stieg er aus, brachte seine Kleider ein wenig in Ordnung und eilte rasch über den Markt am Commandantenhause vorbei, überschritt die Elbbrücke und den Schloßplatz, bog um die Ecke des Prinzenpalais und trat in die Sophienkirche, als eben der letzte Glockenton verhallt war. — Er stellte sich dem Orgelchor gegenüber. Die Intonation begann.

Tiefe Frömmigkeit lag auf der ganzen Gemeinde, nur Sebastian war nicht recht andächtig. Er hörte immer und hörte, — trippelte hin und her, hörte wieder und schüttelte den Kopf.

„Sollte das Friedemann sein, der da spielt?" murmelte er, es klang ihm so fremd, so anders! — Er trat dicht unter den Chor und sah hinauf, ob er seines Sohnes Gesicht nicht durch den Orgelspiegel erkennen möge. Es war gar so entfernt. Einige bekannte Gesichter auf dem Chor mußten ihn bemerkt haben, sie

fuhren zurück. — Sebastian trat langsam hinter den nächsten Pfeiler, ging leise durch's Seitenschiff und nach der Chortreppe. Da trat der alte Prediger Merperger aus der Sakristei in vollem Ornat, winkte ihm und zog ihn zu sich hinein. — „Gott grüße Sie in Dresden, Meister Bach. Sie wollen zu Ihrem Sohne, nicht wahr?“ —

„Ja, Hochwürden. Aber Der da oben kann doch mein Friede nicht sein? Ich hatte in Leipzig solche Sehnsucht nach ihm und nun fürcht' ich, er ist krank, und's hat mir nicht mit Unrecht geahnt!“ —

„Meinen Brief, lieber Herr Bach, haben Sie also noch nicht erhalten?“ — „Nein. Haben Sie denn an mich geschrieben, Hochwürden?“ —

„Ja, liebster Herr Bach. Ich wollte Sie auf etwas vorbereiten. — Sie sind stets ein wackrer Christ gewesen, der mit Gottvertrauen im Dienste des Herrn gestanden. Nehmen Sie all Ihren Glauben, Ihre Hoffnung, Ihren Muth zusammen, Bach, denn Gott hat Ihnen eine große Trübsal bereitet.“ —

„Herr Jesus! Hab' ichs doch geahnt, daß dem Friedemann was begegnet ist! Mein Sohn ist krank, oder — oder hat ihn mir der liebe Gott genommen?“ — und dem alten Mann liefen die Thränen über die Wangen.

„Ihr Sohn, Vater Bach, ist nicht krank, noch todt. Gott wird gnädig sein in seinem Rathschluß. Hören Sie mich ruhig an. — Ihr Sohn ist bei Brühl ein- und ausgegangen, und in der letzten Zeit mehr als je, mehr als — für einen Organisten paßte und dem Friedemann gut sein mochte. Ich weiß, er hat sich einmal gegen Doles geäußert, daß er mit der ältesten Tochter des Ministers ein Verhältniß habe. Ich fürchte, da ist etwas Schlimmes vorgegangen, denn Charfreitag Nacht ist er in der Stille arretirt worden und, — wie man sagt — auf den Königsstein gebracht.“ —

Der alte Sebastian fiel dem Prediger jammernd um den Hals. Merperger preßte ihn krampfhaft an sich, und beide Greise weinten Thränen der Schmerzen und des Herzeleids. Draußen durch's Kirchenschiff brauste die Orgel in mächtigen Accorden, und die Stimmen des Volkes stiegen rauschend empor zum Dome:

„Was Gott thut, das ist wohlgethan,
„Es bleibt gerecht sein Wille,
„Wie er fängt meine Sachen an,
„Will ich ihm halten stille.“

„Ja, Herr mein Gott, ewiger Vater, wie Du fängst meine Sachen an, will ich Dir stille halten in Ewigkeit!“ — und mit hocherhobenen, gefalteten Händen lag

der alte Bach auf den Knieen. Merperger breitete aber seine Hände über ihn aus und sagte: „Der Herr hilft dem Schwachen, er wird ansehn Dein Leid und Dich trösten wie Hiob. Er wird sich freuen Deiner Geduld und Dich erheben aus Deiner Trübsal. Amen!"

„Auferstehn, ja auferstehn!" jauchzte die Osterhymne aus tausend Kehlen, und der ewige Sonnenschein küßte den grauen, zitternden Scheitel des armen Vaters, wob ihn in goldenen Duft — und Sebastian ward stiller.

— — — — — — — — — — — — — —

Merperger, der auf die Kanzel mußte, ließ Doles rufen, und Lehrer und Schüler standen, das erstemal seit jener unglücklichen, für Doles so beleidigenden Trennung, einander gegenüber. Sebastian Bach trat zu ihm.

„Doles, Ihr seid meines unglücklichen Jungen Freund gewesen, und wenn Ihr mir auch gram seid, hoffe ich doch und bitt' Euch, Ihr wollt so viel christliche Liebe haben, einem armen Vater zu erzählen, was Ihr von seinem Sohne wisset und ob der Friedemann wissentlich einen Hallunkenstreich begangen hat, daß er eine so entsetzliche Strafe verdient, die ihn zum unglücklichen, geschändeten Menschen auf Lebenszeit macht." —

„Vater Bach," und Doles nahm seinen alten Lehrer bei der Hand und sah ihm treuherzig unter die Augen.

„Vater Bach, Gott mög's an mir heimsuchen, wenn ich Euch Etwas nachtrage in dieser Stunde. Friedemann ist mein Freund und bleibt's in alle Ewigkeit, denn so gewiß, als Gott über uns ist, Euer Sohn hat keinen schlechten Streich begangen, das ist nun und nimmermehr wahr! Er hat sein Herz freilich wohl an des Ministers Tochter gehängt, aber in aller Ehr' und Sitte, und das ist keine Schande und verdienet solche Strafe nicht, wenn's auch unüberlegt war. Die Liebe überlegt eben nicht. Der Brühl hat einen vermaledeiten Streich an Friedemann gethan, weil er eben die Gewalt hat. Denn wenn der Minister in seinem Rechte war, da waren die Gerichte da, weil er aber den Friedemann hat heimlich wegbringen lassen, und Niemand sich, getrauen soll, davon zu reden, ist's klar, daß der Brühl Unrecht hat und der arme Friede unschuldig ist!" —

„Ja, ja, das ist er! Herr Gott, wie dank' ich dir im Staube, daß Du mir den Trost geschenkt hast! Friedemann hat vielleicht eine Thorheit begangen, aber seinen Namen nicht verunehrt. Doles, Gott mag Euch das segnen. Lebet wohl, ich komm' bald wieder!" — „Wohin wollet Ihr denn gehen, Vater Bach? Thut nichts Unüberlegtes, nehmt mich mit!" —

„Wollt Ihr mir als ein rechter Freund in der Noth meinen Sohn wiederfinden helfen? O kommt her, lasset Euch die Wange küssen, Doles, die ich Euch geschlagen habe!“

Da beugte sich Doles nieder und küßte dem zitternden Sebastian die Hand. „Lasset immer meinen Backen brennen, Vater Bach, jetzt ist von Musik keine Rede, sondern nur von Eurem Sohn. Kommt!“ — Beide Männer eilten hinweg. —

Graden Schrittes begab sich Sebastian Bach mit Doles in's Ministerhotel. Doles mußte warten, Bach trat ein und ließ sich melden. Nach einigen Minuten kam der Lakai zurück:

„Seine Excellenz sind so ohne Weiteres nicht für Leute jeder Gattung zu sprechen. Wenn Sie ein Gesuch haben, kommen Sie schriftlich ein!“ —

Sebastian Bach wankte hinaus. —

„Umsonst? — Das hab' ich mir gedacht, Meister Bach. Und eh' Ihr die Bittschrift beantwortet kriegt, härmt sich Friedemann in seiner unseligen Klause zu Tode!“ —

Beide Männer standen rathlos, verhärmt auf dem weiten Platz. Bitterliche Thränen der Angst und Wuth rollten über Sebastians Gesicht, seine Hände waren

zusammen gepreßt und bewegten sich krampfhaft. — Da schien's, als wenn etwas Blitzendes zu Bachs Füßen fiele. Er sah unwillkührlich hin. Der Brillantring, war's, den ihm August damals als Churprinz geschenkt, der so glänzte. Magdalena hatte ihm das Kleinod aufgesteckt, als er abfuhr. Rasch hob ihn Bach auf.

„Doles, Gott giebt mir einen letzten Weg ein! Ich geh' stehenden Fußes zum König. Der König muß ihn mir freigeben!“ — —

XV.

Die Audienz.

Der Gottesdienst war beendet und der Hof, der am ersten Ostertage die Kirche stets zu besuchen pflegte, in die Gemächer zurückgekehrt.

Sebastian Bach betrat das Portal und meldete sich bei'm Offizier der Schloßwache, einem jungen, liebenswürdigen Manne, der, als er den Namen des Bittstellers hörte, ihm sogleich einen Garde-Sergeanten mitgab, welcher ihn die große Treppe hinauf nach dem Flügel geleitete, wo sich die Zimmer des Königs befanden. Doles war an der Wache zurückgeblieben. — Im Vorsaal traf Bach den alten Kammerdiener August's, den er seit Jahren kannte, und trug ihm seine Bitte um dringende Audienz vor.

„Ja, Meister Bach, 's geht nicht, ich darf keinen

Fremden zur Audienz bei Sr. Majestät vorlassen, der sich nicht bei'm Herrn Minister Brühl, Excellenz, erst gemeldet hat."*)

„Ich muß aber Seine Majestät sprechen, lieber Freund, ich muß! Als Se. Majestät noch Churprinz war, hat er mir den Ring da geschenkt, und wenn ich ihm den Ring zeige, hat er mir gesagt, kann ich mir zu jeder Zeit eine Gnade ausbitten. Wenn Sie mich nicht melden, Herr Oberkammerdiener, dann mach' ich Sie für das Unglück verantwortlich, das entsteht!" —

„Hm! Ja! 'S is schlimm! — Na ich will sehn, was zu machen ist." — —

Einige Minuten später trat Sebastian Bach in's Zimmer des Königs. — August III. ging auf und ab, die Hände auf dem Rücken.

„Ei, Gott grüße Sie in Dresden, Bach! — Nun, was bringen Sie mir Gutes?" —

„Majestät, ich bringe Ihnen was recht Schlechtes, Elendes und Unglückliches. Ich bringe Ihnen ein zerschlagenes Vaterherz, das um Gerechtigkeit schreit!" —

„Herr Gott, was ist denn? — Wahrhaftig, Sie sehen ganz desolat aus!" —

---

*) Leben Brühls in vertraul. Briefen I. Bd. S. 122.

„Majestät, der Herr Minister Brühl hat meinen Sohn Friedemann heimlich Charfreitag Nacht aufheben und nach dem Königstein bringen lassen. Ich hab' ihn eben fragen wollen, warum, — er hat mich aber nicht angehört." —

August stand erschrocken still. Eine Glühröthe, wie von gekränkter Majestät, fuhr über sein Gesicht, dann wurde er ruhig. —

„Das thut mir weh, lieber Bach. Wissen Sie bestimmt, daß dem so ist?" —

„Dem ist so, Majestät!"

„Lieber Bach, da muß sich Ihr Sohn wohl etwas sehr Schweres haben zu Schulden kommen lassen, denn Brühl ist ein rechtlicher Mann und hat überdies den Friedemann lieb gehabt." —

„Majestät, wenn mein Sohn Friedemann einen Hallunkenstreich begangen hat, so sind die Gerichte da, die ihn verurtheilen können. Wenn aber der Herr von Brühl meinen Sohn, weil er so unbesonnen gewesen ist, sich in Sr. Excellenz älteste Comtesse zu verlieben, in der Nacht heimlich überfallen läßt und ihn fortschleppt, wie die Zigeuner ein gestohlen Kind, dann, Majestät, ist der Minister Brühl kein rechtlicher Mann, sondern ein Spitzbube!!" —

„Bach!“ fuhr der König auf, trat erzürnt an den Tisch und faßte die Schelle. — „Was untersteht er sich, Mensch! Auf der Stelle aus meinen Augen oder ich werde ihn Raison lehren!“ —

„Klingeln Sie nur, Majestät, rufen Sie Ihre Leute, lassen Sie den alten Sebastian Bach zu seinem Sohne sperren! Mich, Majestät, wird es nicht schänden, eben so wenig wie meinen Sohn, wenn wir auf der Festung sitzen, aber Gott im Himmel wird vergelten jede Missethat, der wird fordern von Ihnen das Pfund, das er Ihnen anvertraut hat mit der Krone, und das Leben und die Ehre und das Recht jedes Unterthans, das Sie in den Staub getreten; und wenn Sie todt sind, Majestät, und Tausende an Ihrem Grabe weinen, da wird es doch heißen: er hat den Sebastian Bach mit seinem Kinde unschuldig in's Elend gebracht! — Lassen Sie mich nur nach der Festung bringen, Majestät, ich werde immer noch der Musiker Sebastian Bach bleiben, dessen Freundschaft sich der Churprinz August einst angelegen genug sein ließ! — Da, hier ist Ihr Ring wieder, Majestät, damit Sie nicht ihr Wort zu brechen brauchen, wenn Sie mir die einzige Bitte, die ich je an Sie gestellt, die Bitte um Gerechtigkeit verweigern!“ Und Sebastian Bach warf den

Ring auf den Tisch, wendete sich um und trat an's Fenster. —

Eine lange Pause entstand.

August III. erwiderte nichts. Zorn, beleidigte Majestät und Verlegenheit kämpften in ihm. Die Hände geballt ging er im Zimmer auf und nieder.

Brühl hatte einen gewaltsamen Act der Selbsthülfe und Rache vollstreckt, und an Bach, der dem König über Alles werth war. Der funkelnde Ring, den ihm der Musiker auf den Tisch geworfen, rief ihm sein eigenes Versprechen zurück und zwang sein mildes Herz zum Mitgefühl des Schimpfes und Schmerzes, der den alten Sebastian durchtobte. —

„Bach," und der König trat zu ihm, „Bach, er hat schwere Worte gegen mich gesprochen, und wenn ich sie als gekränkter Monarch nicht ahnde, mag er daraus erkennen, daß ich sein Benehmen auf Rechnung des armen verwundeten Vaterherzens setze. Brühl hat ihm und seinem Sohn Unrecht gethan, und ich mag geneigt sein, so viel sich eben gut machen läßt, gut zu machen, denn ich habe ihn lieb, und er thut mir von Herzen leid. Daß sein Sohn aber ein ganz unbesonnener, leichtsinniger Mensch ist, steht fest, und er kann weder verlangen noch glauben, daß ich meinen Minister,

dem ich mein Vertrauen schenke, der an der Spitze meiner Geschäfte steht, um seines leichtsinnigen Schlingels willen compromittiren, seinen Sohn öffentlich von der Festung zurückrufen und wieder in seine Stelle setzen soll. — Damit er aber sieht, daß ich nicht als König den Churprinzen vergessen hab', wie er meint, und daß ich alles Leid und alle Schmerzen meiner Unterthanen gern lindere, wo's geht, so will ich ihm seinen Sohn wieder geben, wenn er mir verspricht, daß der Friedemann sich nie mehr in Dresden sehen läßt, daß er ihn ohne Ostentation nach Leipzig nimmt und dort in Raison setzt, damit er sich die verliebten Grillen aus dem Kopf schlägt und seinen Geist auf seine Kunst allein richtet. Will er mir das versprechen, Bach?" —

Sebastian Bach beugte sich über die Hand des Königs und küßte sie. „Ich verspreche es Ihnen, Majestät." —

„Und er will über den ganzen Vorfall schweigen?" —

„Ja, ich will schweigen, Majestät."

„Nehm' er seinen Ring wieder, nehm' er ihn wieder, Sebastian, und — wenn wo anders eine gute Stelle leer wird, soll sie der Friedemann haben." —

Sebastian Bach steckte den Brillantring wieder auf und bat den König aufrichtig um Verzeihung.

August III. reichte ihm die Hand. „Schon gut, Bach!" — ging an sein Bureau, schrieb eine Ordre und klingelte.

Der alte Kammerdiener trat ein.

„Den wachthabenden Offizier!" —

Der Offizier erschien.

„Wie heißen Sie?" —

„von Tacker, Majestät." —

„Gut, Lieutenant von Tacker, wenn Sie heut Abend neun Uhr abgelöst sind, fahren Sie mit diesem Manne hier nach Königstein. Unten im Walde lassen Sie die Kutsche mit dem Herrn zurück, und begeben sich allein zum Commandanten. Auf diese Ordre erhalten Sie einen jungen Menschen, den Sohn dieses Mannes. Den bringen Sie seinem Vater zurück und sehen darauf, daß er sofort die Straße nach Leipzig weiter fährt. Der ganze Vorgang bleibt Geheimniß auf Ihr Ehrenwort. Ich erwarte Rapport. Verabreden Sie unter einander das Nähere, meine Herren. Guten Morgen."

Bach wollte noch einige Worte des Dankes stammeln, doch der König nickte blos und verschwand hinter der Portière.

XVI.

Im Walde.

Bach hatte den Rest des Tages im Hause Merpergers zugebracht und von Doles alle Vorgänge der letzten Zeit, Friedemanns Benehmen zu Ulrike, seine Aenderung, das immer engere Anschließen an Brühl, und alle die Nebenumstände erfahren, die Sebastian Licht über seinen Sohn geben konnten. Die alte halbkranke Hanne mit sämmtlichen Sachen Friedemanns wurde nach Leipzig dirigirt, und unter Unruhe kam die ersehnte Stunde. Es schlug neun Uhr. Der Tambour trommelte auf der Schloßwache zum Abendgebet, die Ablösung erfolgte. Eine Viertelstunde später erschien Herr von Tacker im Feldmantel. Die Kutsche fuhr vor und Sebastian mit Doles und dem Offizier stiegen ein. Merperger reichte dem alten Bach und Doles noch einmal die Hand, Ulrike preßte ihr verweintes

Gesicht an das Fenster, um nur noch einmal die Gestalt des Vaters ihres Friedemann zu sehen, — der Wagen fuhr ab. — — — — — — — — — —

Der Schnee glänzte und verbreitete eine dämmernde Helle über die Landschaft. Die Reisegesellschaft war sehr still. Doles wollte den alten Sebastian nicht in seinen Betrachtungen stören, der Offizier, zartfühlend genug, mochte das Gespräch auch nicht eröffnen und beschäftigte sich mit seiner Pfeife. — Zurückgelehnt in den Wagen saß Sebastian und starrte hinaus in den Schnee. Thränen des Harms, der Entsagung, der gebrochenen Hoffnung rollten langsam und schwer über sein vergrämtes Gesicht. Wo waren all' die Träume des Vaterstolzes? —

Von dem Gipfel seines Glücks, seiner Ehre, seiner Stellung war Friedemann gesunken, weil er Ideelles und Reelles im Leben nicht geschieden. Sebastian machte sich selbst die heißesten Vorwürfe, daß er ihn nach Dresden gelassen, daß er seine Eitelkeit selbst bestärkt, daß er den Menschen in ihm nicht eben so, wie den Musiker erzogen habe. Was sollte mit Friedemann nun werden? War er denn ein Kind, das sich für Dies und Jenes noch entscheiden konnte? Ein dreißigjähriger Mann war er und sollte von Neuem den mühseligen

Pfad der Kunst beginnen, weil er das Leben nicht verstanden hatte! — So wälzten sich qualvolle Gedanken, bittre Schlüsse, grauenhafte Prophezeihungen in der Seele des Vaters umher, indeß seinen Blicken langsam ein dunkler, riesiger Gegenstand näher und näher rückte, — es war der Königstein. Wie ein schwarzer Sarg auf einem weißen Bahrtuch lag der Coloß da. Oben glänzten ein paar ungewisse Lichter. — Im Städtlein Königstein schlug's zwei Uhr. — Sie fuhren in den Wald hinein, der damals weit und breit ringsum den Berg mit mächtigen alten Birken, Ahorn und Eichen bedeckte. —

„Wir sind zur Stelle." Das war das erste Wort, welches der Offizier auf dem ganzen Wege gesprochen hatte. „Halt, Kutscher!" —

Der Offizier stieg aus, Doles und Bach gleichfalls.

„Meine Herren, Sie erwarten mich also hier. Seien Sie von meiner Sorgfalt und Rücksicht für Ihren Sohn fest überzeugt, lieber Herr Bach."

„Ich danke Ihnen von Herzen, mein Herr; Gott geleite Sie!" —

Die Gestalt des Offiziers verschwand unter den Bäumen. Es war bitterlich kalt. Bach und Doles mußten auf- und abgehen, um sich warm zu halten.

Eine Stunde verging, und wieder eine, kein Tritt war hörbar.

„Herr Gott, wenn er nur nicht gar wo anders hingebracht ist und man hat uns betrogen!?" schrie Sebastian auf.

„Nein, Vater Bach. Daß er auf dem Königstein sitzt, ist gewiß, der Kutscher hat mir's bestimmt erzählt, der ihn hingefahren hat." —

In demselben Augenblick hörte man entfernte Stimmen und das Geklirr der Waffen.

„Mein Sohn, mein Sohn! Friedemann!"

Ein Gebrüll, ein kreischender Laut antwortete ihm, und aus dem Kreise der Soldaten stürzte der Sohn auf den Vater zu.

„Hihi! So lustig im Mondenschein? — Hahahaha!!"

Sebastian Bach hatte seinen Sohn wieder, aber er war wahnsinnig!! —

Berlin, Druck von W. Pormetter, Kommandantenstr 7.

Inhalt des ersten Bandes.